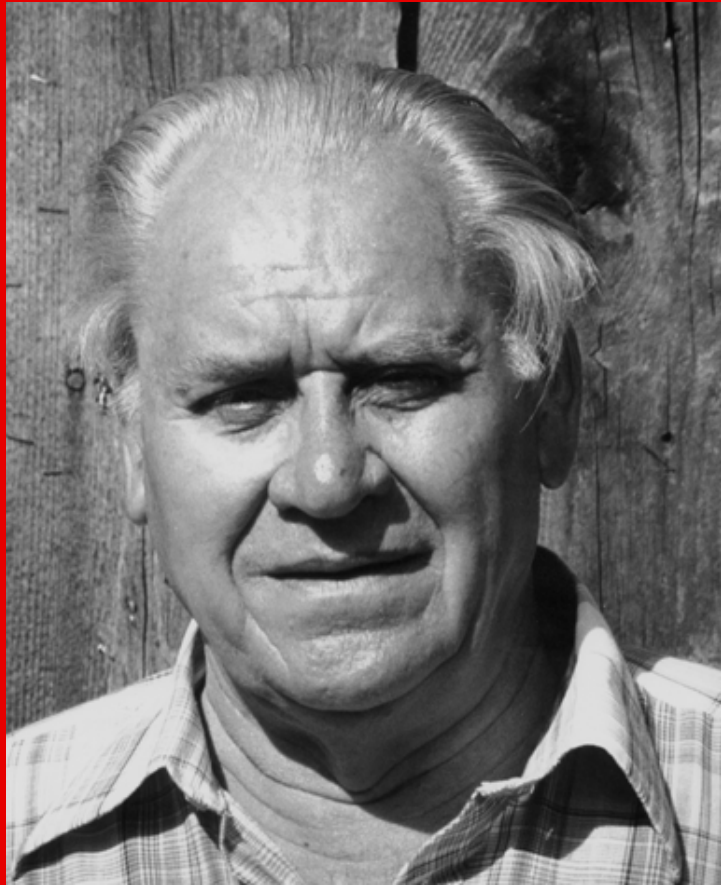


Hilde Wagner

Karl Wagner
Der Kapo der Kretiner



Emsland – Dachau –
Mauthausen – Buchenwald

PAHL-RUGENSTEIN

Hilde Wagner
Der Kapo der Kretiner

Hilde Wagner

Der Kapo der Kretiner

PAHL-RUGENSTEIN

Pahl-Rugenstein Verlag Nf. GmbH

Breite Str. 47 53111 Bonn

Tel. 0228/632306

email: info@pahl-rugenstein.de

www.pahl-rugenstein.de

Copyright © by Pahl-Rugenstein Verlag 2009, alle Rechte vorbehalten.

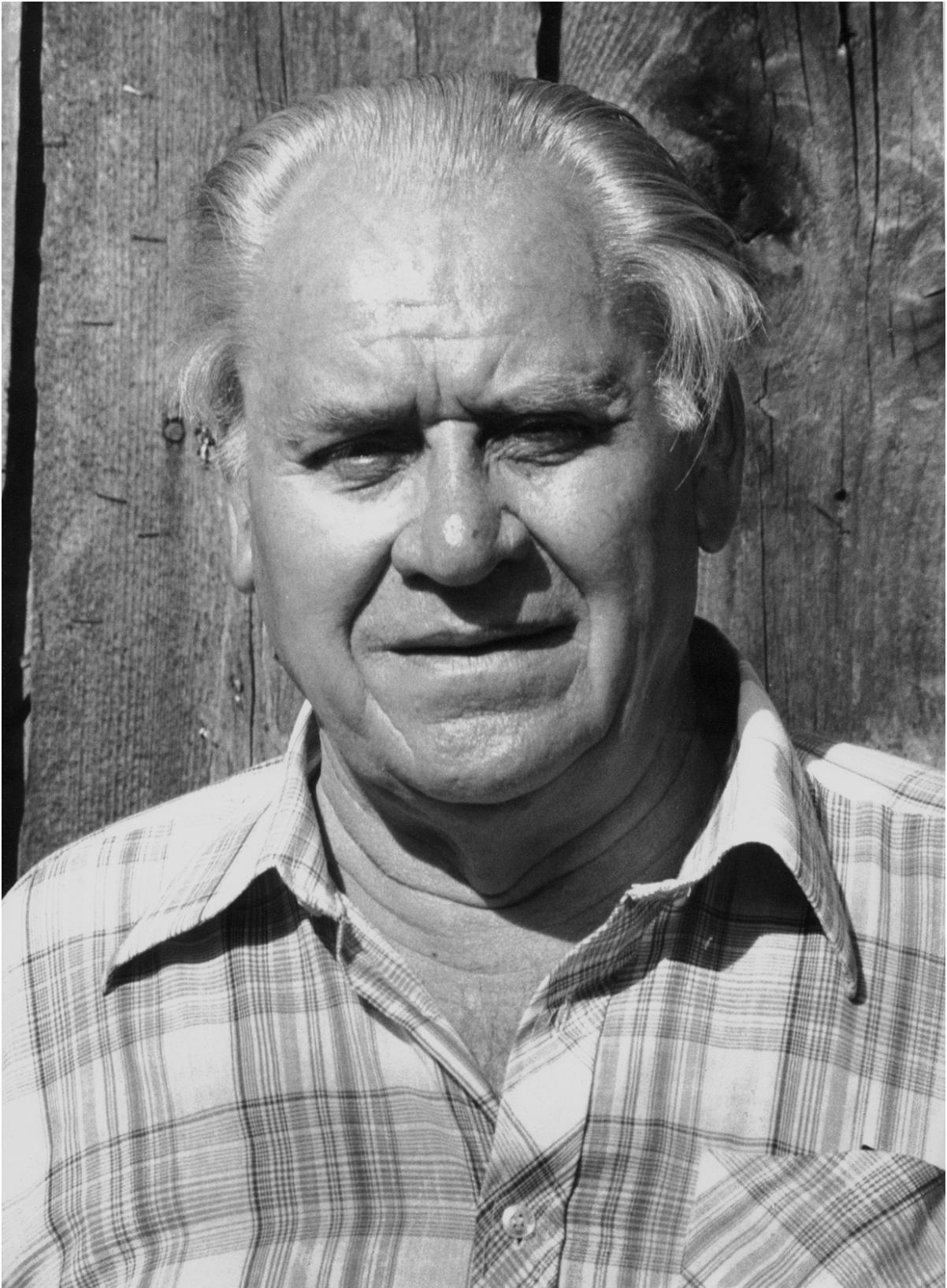
ISBN 978-3-89144-407-8

Der Titel ist erstmalig im Januar 1991 im Eigenverlag
von Hilde Wagner erschienen.

Inhalt

Vorbemerkung	9
Vorwort	10
Ein Streik und seine Folgen	13
Die erste Festnahme	37
Die Gruppe Feuerbach	42
Die zweite Festnahme	47
Die Flucht	49
In der Schweiz	53
Die »Rote Hilfe«	58
Die dritte Festnahme	61
Der Prozeß	68
Im Gefängnis	70
Das Moor	71
Die Universität des Moorsoldaten	73
Stationen zur Hölle	81
In Dachau	85
Der Bock	87
Hinter dem Stacheldraht der »Zweitmaligen«	88
Die »Häftlings selbstverwaltung«	91
Im Judenblock	100
In Mauthausen	109
Wieder in Dachau	115
Der Maurerkapo	117
Die Illegalen	126
Der Lagerkapo	128

»Der Kapo der Kretiner«	137
Der Kampf um Brot, Kohle, Seife	143
Die Baracke X	153
Die illegale Lagerleitung	157
Die Neustifter Katholiken.....	162
Das Außenlager Allach	167
Ein SS-Befehl wird verweigert	173
Frau Himmler wünscht sich einen Bunker	177
Gewitterwolken über der illegalen Lagerleitung	180
Eine geglückte Rettungsaktion	184
Die Befreiung	187
Der Schwur von Buchenwald	189
Nachwort	190
Dokumente	192
Frage an die Autorin.....	197
Personenverzeichnis	198



Karl Wagner als Siebzigjähriger

Für Manfred und Dietrich

Vorbemerkung

Die Autorin ist die Witwe des 1983 verstorbenen Widerstandskämpfers gegen den Hitlerfaschismus, Karl Wagner, Mitglied der illegalen internationalen Widerstandsleitung im KZ-Lager Dachau.

Karl Wagner hat zusammen mit seiner Frau Aufzeichnungen über den Kampf der illegalen Lagerleitung erstellt, und er hat nach seinem Tod zahlreiche Dokumente hinterlassen, die Hilde Wagner literarisch aufgearbeitet hat.

Der belletristische Stil des Buches könnte bei Leserinnen und Lesern den Eindruck erwecken, es handle sich um einen Roman oder um eine Erzählung. Dem ist nicht so.

Die in dem Buch geschilderten Begebenheiten entsprechen der Wirklichkeit. Es sind die Tatsachen eines mutigen, kämpferischen Lebens.

Das Buch wurde 1984, nach Wagners Tod, geschrieben und von seinem ehemaligen KZ-Kameraden Walter Vielhauer auf seine Richtigkeit überprüft.

Da in zahlreichen, auch neueren Büchern einzelne Handlungen Karl Wagners im KZ-Lager Dachau geschildert werden, entstand bei Freunden der Wunsch nach einer zusammenfassenden Darstellung seines Kampfes.

Das Buch wurde im Jahr 1990 endgültig fertiggestellt.

Vorwort

In den KZ-Lagern des Hitlerfaschismus hatte der Tod viele Gesichter. Die SS tötete variantenreich. Häftlinge wurden »abgespritzt«, erhängt, erschlagen, erschossen, vergast, totgeprügelt, bei Versuchen getötet.

Später wurden sie von der SS über den Umweg Hunger, Qualen, Folter und brutale Ausbeutung in den Klinkerwerken, Steinbrüchen und in der Rüstungsindustrie zu Tode gebracht.

Zynisch und menschenverachtend nannten ihre Schinder die heruntergekommenen, zum Skelett abgemagerten Häftlinge »Kretiner« oder »Muselmänner«.

Der Maurerkapo Karl Wagner nahm sich in seinem Kampf besonders dieser Ärmsten der Armen an. Viele Häftlinge sahen in ihm ihren Beschützer, die SS dagegen nannte ihn spöttisch den »Kapo der Kretiner«.

Dieses Buch ist dem Leben und Kampf Karl Wagners und seiner Kameraden der illegalen Widerstandsorganisation im KZ-Lager Dachau gewidmet, die mutig, klug und unerschrocken den Kampf gegen das barbarische KZ-Lager-System aufgenommen haben.

Hilde Wagner

In den finsternen Zeiten,
wird da auch gesungen werden?
Da wird auch gesungen werden,
von den finsternen Zeiten.

Bert Brecht

Ein Streik und seine Folgen

Der 25. Oktober 1929 schien ein Tag wie jeder andere zu werden. Verschlafen dösten die New Yorker Taxichauffeure in ihren Limousinen vor sich hin und warteten auf Kunden. Die Pariser Zeitungsjungen überboten sich mit hellen, schrillen Stimmen beim Anbieten ihrer Boulevardblätter. Die deutschen Arbeiter strömten in die Betriebe. Ihre Frauen gingen auf den Markt Gemüse kaufen.

Alles schien zu sein wie immer. Nur einige wenige, an den Schalthebeln der Macht und in den Chefetagen der Banken und Konzerne, wußten von dem aufkommenden Sturm, der an diesem schwarzen Freitag über die gesamte kapitalistische Welt hinwegfegen würde.

Punkt acht Uhr nahm das Unglück seinen Lauf. An der New Yorker Börse stürzten die Aktien, ihre Besitzer ließen sie fallen wie heiße Kartoffeln. Was keinen Gewinn bringt, ist uninteressant. Sie schlossen die Pforten ihrer Betriebe und warfen Millionen auf die Straße. Diejenigen, die ihnen zum Teil jahrzehntelang treu und fleißig gedient hatten, wurden arbeitslos.

Damals bedeutete Arbeitslosigkeit Elend und Not. Die Kinder weinten vor Hunger, und die Mütter versuchten oft vergebens, beim Kaufmann Milch und Brot zu erbetteln. Die Väter verzweifelten ob ihrer Ohnmacht und Hilflosigkeit. Die Arbeiterfamilien flogen dutzendweise aus ihren Wohnungen, weil sie die Miete nicht mehr bezahlen konnten. Dann standen sie mit ihren Habseligkeiten ratlos auf der Straße herum, bis sie von der Polizei in die Obdachlosenheime am Rande der Städte eingewiesen wurden. Volksküchen wurden eingerichtet, vor denen sich riesige Schlangen ansammelten. Die Menschen standen nach einem Teller Suppe, nach einem Becher warmen Kaffee an.

Karl hatte Glück. Sein Betrieb in Feuerbach bei Stuttgart hatte Bauaufträge. Er war jung und kräftig und ein sehr geschickter Kunststeinarbeiter, der komplizierte Produktionsvorgänge aus dem Effeff beherrschte. Er brauchte sich um seinen Arbeitsplatz nicht zu sorgen.

Dennoch bekamen auch er und seine Kollegen im Betrieb die Auswirkungen der Krise deutlich zu spüren: Die Arbeitshetze wurde verschärft und die Löhne sanken.

Karl war zwanzig Jahre alt und ledig. Und wenn er auch im Augenblick der einzige Ernährer der Familie war und fast den ganzen Lohn daheim abliefern mußte, so litt er doch keine Not. Aber er hatte ein anderes Problem: Aufgrund seines sehr stark ausgeprägten sozialen Gewissens sorgte er sich um seine beiden Kollegen Felix und Max. Beide kamen infolge ihres Alters mit dem Arbeits-

tempo nicht mehr mit und standen auf der Abschußliste. Karl half ihnen, so gut es ging. Er ließ ihren Ausschuß verschwinden, nahm ihnen die schwerste Arbeit ab und schusterte ihnen einen Teil seiner sauber gearbeiteten Werkstücke zu. Die beiden dankten ihm das, sie liebten ihn wie einen Sohn.

Beide waren in der SPD organisiert und wollten ihn mehr als einmal für die SPD gewinnen. Aber Karl verstand nicht viel von Politik. Zwar war er ein junger Gewerkschafter, der sich gleich nach dem Eintritt ins Arbeitsleben im Bauarbeiterverband organisiert hatte, denn er hatte schon früh begriffen, daß man für seine Interessen kämpfen muß, aber von Parteipolitik verstand er nichts.

»Da kann ich nicht mitreden«, erklärte er seinen beiden Kollegen immer wieder und war um nichts auf der Welt dazu zu bewegen, der SPD beizutreten, obwohl auch sein Vater Sympathisant der SPD war.

Karl war mit Lotti, der Stenotypistin aus dem Büro, befreundet.

Zweimal in der Woche ging er mit ihr aus. Er lud sie ins Café oder zum Tanzen ein und war stolz darauf, ein so hübsches Mädel zu haben.

Weil sich Lotti in Karl verliebt hatte, hörte sie ihm geduldig zu, wenn er ihr stundenlang auseinandersetzte, daß es im Betrieb ungerecht zugehe und daß der Chef ein Ausbeuter sei.

Karl haßte die Ausbeutung wie die Pest. Er träumte davon, sie abzuschaffen, obgleich er keine Ahnung hatte, wie das vor sich gehen sollte.

Auch Lotti haßte die Ausbeutung, das heißt, sie haßte eigentlich den Chef, einen kalten Rechner, der mit allen Raffinessen dafür sorgte, daß seine Kasse stimmte.

Immer am Zahltag lud Karl Lotti zu einer Tasse Kaffee und zu einem Stück Kuchen ein. An diesem Freitag war Lotti ausgelassen und fröhlich. »Vielleicht können wir von jetzt an öfters miteinander ausgehen«, sagte sie zu Karl und berichtete ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß der Chef einen großen Bauauftrag erhalten habe.

»Das ist ein Glück mitten in der Krise«, meinte Lotti und fügte hinzu: »Wenn du es geschickt anstellst, kannst du vielleicht eine Lohnerhöhung herauschinden, denn der Alte braucht dich, weil du am besten freitragende Treppen bauen kannst. Genau solche Treppen sind für den Bau vorgesehen.«

Auch Karl freute sich. Die Aussicht auf einen langfristigen Arbeitsplatz und auf eine eventuelle Lohnerhöhung war in der Zeit der Krise nicht zu verachten. Am meisten aber freute sich Karl für Felix und Max. Karl konnte kaum den Montag erwarten. Dann wollte er ihnen die gute Nachricht mitteilen.

Karl hatte nach Arbeitsbeginn gerade eben Max und Felix die Neuigkeit ins Ohr flüstern können, als der Chef das gesamte Personal in die Kantine beorderte.

Die meisten Kollegen erschrakten. Sie befürchteten, daß der Betrieb pleite sein könnte, wie so viele Betriebe in dieser Zeit. Dann betrat der Chef mit freundlicher Miene die Kantine und die Kollegen beruhigten sich. Der Alte wünschte allen einen schönen guten Morgen und hielt mit salbungsvoller Stimme eine Rede, die die Eingeweihten Lotti, Karl, Max und Felix in Staunen versetzte.

»Liebe Mitarbeiter, wochenlang habe ich kein Auge zugemacht, denn ich lebte in ständiger Sorge um die Existenz unseres Betriebes.

Ich befürchtete, daß es uns genauso schlecht ergehen könnte wie so vielen anderen Unternehmen, die in Folge der Krise ihre Pforten schließen müssen.

In allerhöchster Not aber zeigt sich für uns ein Silberstreifen am Horizont, ein Strohalm, mit dem wir uns über Wasser halten und bessere Zeiten abwarten können, wenn wir alle miteinander Opfer bringen.

Mit einem Wort: Ich kann einen größeren Bauauftrag erhalten, der jedem seinen Arbeitsplatz garantiert.

Das ist allerdings nur dann möglich, wenn ich zahlreiche Konkurrenten aus dem Feld schlage und haarscharf kalkuliere. Und deswegen kann ich beim besten Willen eure bisherigen Löhne nicht halten. Ihr könnt mir glauben, daß ich Tag und Nacht nachgerechnet habe. Es bleibt mir keine andere Wahl, ich muß die Löhne um 10 Pfennige pro Stunde senken. Dann kann ich dem Bauherrn einen Preis anbieten, der euch die Arbeitsplätze sichert.

Das wäre doch besser, als euch aufs Arbeitsamt schicken zu müssen, denn von der Arbeitslosenunterstützung kann man nicht leben und nicht sterben. Also überlegt es euch und gebt mir bald Bescheid, damit ich mit dem Bauherrn weiter verhandeln kann«, sagte der Chef und verließ den Raum.

Lotti war blaß geworden, Karl war sprachlos und Max und Felix blickten ihn vorwurfsvoll an. Die Kollegen aber schwiegen betreten, wie begossene Pudel kehrten sie an ihren Arbeitsplatz zurück. Später, während der Frühstückspause, wurde überall heftig diskutiert.

»Dieser Halsabschneider will uns ruinieren. 10 Pfennige Lohnverlust bedeutet, täglich auf einen Laib Brot zu verzichten«, sagten die einen und die anderen meinten betreten: »Das ist immer noch besser, als aufs Arbeitsamt gehen zu müssen«.

Karl hatte eigentlich erwartet, daß sich Max und Felix als alte, erfahrene Arbeiterfunktionäre in die Diskussion einschalten und die Kollegen auffordern würden, sich zu wehren. Aber beide schwiegen betreten. Daraufhin stahl sich Karl noch während der Pause aus dem Betrieb, rannte um die Ecke in den »Goldenen Adler« und bestellte für abends ein Nebenzimmer: »Aber das große!«.

Beim Mittagessen sprach er die Kollegen an, um sie nach Feierabend zu einer Versammlung einzuladen.

»Ich habe euch etwas mitzuteilen, was wichtig ist.«

Die Kollegen wurden neugierig. Die meisten von ihnen kamen in die Versammlung. Nur einige wenige, darunter auch Lotti, schlichen davon. An diesem Abend hielt Karl eine Rede, die erste in seinem Leben.

»Kollegen«, begann er, »der Chef hat euch belogen. Er hat den Auftrag, von dem er sprach, nicht in Aussicht, sondern schon in der Tasche. Den Vertrag hat er bereits unterzeichnet, und zwar zu einem annehmbaren Preis. Er hat euch was von Konkurrenzkampf und knapper Kalkulation vorgeflunkert, um Löhne einzusparen und seinen Profit zu erhöhen.«

Das löste Aufregung und Empörung aus.

»Junge, woher willst du das wissen?«

»Das wurde mir aus sicherer Quelle vertraulich mitgeteilt, weshalb ich euch auch nicht sagen kann, von wem ich es weiß. Aber es ist die Wahrheit, dafür stehe ich ein.«

Da viele wußten, daß Karl mit Lotti befreundet war und da sie annehmen konnten, daß sie ihn informiert hatte, glaubten sie ihm. »Das ist ja unerhört, was machen wir jetzt?« Auf diese Frage hatte Karl bereits eine Antwort parat: »Da der Chef den Vertrag bereits unterzeichnet hat, braucht er uns. Ich schlage vor, daß keiner auf seinen Lohn verzichtet, und wenn der Alte Schwierigkeiten machen sollte, treten wir in den Streik.«

Seine Kollegen klatschten Beifall und das machte Karl Mut.

»Um einen erfolgreichen Streik durchführen zu können, braucht man die Gewerkschaft. Ich bin im Bauarbeiterverband organisiert, wer noch?« Etwa zehn Kollegen gehörten der Gewerkschaft an, 15 weitere erklärten sich spontan bereit, in den Verband einzutreten. Dann wählten sie Karl zu ihrem Sprecher und beauftragten ihn, mit der Firma und mit der Gewerkschaft zu verhandeln.

Karl, der Zwanzigjährige, hatte im Arbeitskampf keinerlei Erfahrung. Aber er besaß Mut, und er haßte das Unrecht. Er glaubte an die Kraft der Kollegen und an ihren Erfolg, und er nahm die Wahl an.

Anderntags begab er sich nach Stuttgart ins Gewerkschaftsbüro, um das Anliegen der Kollegen vorzutragen. Der Gewerkschaftssekretär klopfte Karl anerkennend auf die Schulter: »Alle Achtung, noch so jung und schon so viel Vertrauen bei den Kollegen und so viel Courage.«

»An Courage fehlt es mir nicht, aber ich habe keine Erfahrung, und ihr müßt mir helfen, den Arbeitskampf zu gewinnen«, meinte Karl.

Der Gewerkschaftssekretär lächelte: »Nun, man wird sehen, was sich machen läßt. Aber leicht ist so etwas in der Krise nicht.«

Dem Chef war natürlich nicht verborgen geblieben, was im Betrieb vor sich

ging. Es war ihm auch nicht schwergefallen herauszufinden, wo die undichte Stelle war.

Er beorderte Lotti ins Chefbüro.

Lotti zitterte wie Espenlaub. Sie gab sofort zu, Karl über den Bauauftrag informiert zu haben. Der Chef drohte ihr mit Entlassung, wenn sie gegenüber dem Gewerkschaftsvertreter zugäbe, daß der Vertrag bereits existierte.

Lotti machte einen Rückzieher. Von nun an ging sie Karl aus dem Weg. Seine erste Liebe war für Karl eine große Enttäuschung.

Die Kollegen dagegen traten in den Streik.

Bei den anschließenden Verhandlungen mit der Gewerkschaft behauptete der Chef unverfroren, daß er keine Arbeit habe und die Leute entweder entlassen oder für weniger Lohn beschäftigen müsse. Er bestritt energisch, einen Bauauftrag zu haben. Der Gewerkschaftssekretär glaubte ihm mehr als dem jungen Spund und fügte sich ohne Widerrede in die Erklärung des Chefs. Allerdings verlangte die Gewerkschaft, daß die Firma die Leute wieder einstellen solle, wenn sie neue Aufträge erhalte. Die Firma war zu diesem Kompromiß bereit.

In den folgenden Tagen flatterten den Leuten tatsächlich die Entlassungen ins Haus. Nun hatte Karl alle Hände voll zu tun, um die Kollegen zu beruhigen.

»Er wird euch wieder einstellen, denn er hat den Bauauftrag in der Tasche. Er braucht euch, und er hat sich außerdem der Gewerkschaft gegenüber dazu verpflichtet.«

Karls Entlassung war für die Eltern eine finanzielle Katastrophe, und er hütete sich, auch nur ein Wörtchen darüber verlauten zu lassen, weshalb er gefeuert worden war. Zum Glück stand auf seinem Kündigungsschreiben, daß der Grund der Entlassung Arbeitsmangel sei.

Obwohl der Vater ein aktiver Gewerkschafter war und in der Vergangenheit selbst wegen Arbeitskämpfen entlassen worden war, hätte es zu Hause einen Riesenkrach gegeben, wenn die Eltern den wahren Sachverhalt gekannt hätten.

In der Zwischenzeit nützte der mit allen Wassern gewaschene Bauunternehmer die für ihn günstige Situation weidlich aus. Er bestellte die Kollegen zu sich, um sie unter vier Augen zu bearbeiten.

»Wie kannst du so einem jungen Spund, der dazu noch Kommunist ist, auf den Leim gehen? Dem kann es doch egal sein, ob er Arbeit hat oder keine. Der streckt die Füße unter den Tisch seines Vaters und läßt sich von dem ernähren. Du aber hast eine Familie, du hast Verpflichtungen. Wenn du unterschreibst, daß du für 10 Pfennige weniger arbeitest, kannst du in der nächsten Woche wieder bei mir anfangen und alles soll vergessen sein«, sagte er zu den Familienvätern.

Den Ledigen erklärte er, daß sie zugunsten der Verheirateten Opfer bringen müßten. Alle Kollegen unterschrieben.

Dann bestellte der Chef Karl zu sich. »Na Karl, du wirst dich wundern. Alle deine Kollegen haben unterschrieben, daß sie für zehn Pfennige weniger arbeiten. Nun, du bist noch jung und wirst dir die Hörner schon noch abstoßen. Aber merk dir fürs Leben, daß es sich nicht lohnt, für andere die Hand ins Feuer zu legen, die verbrennt man sich nur.

Und jetzt unterschreib, daß du mit der Kürzung deines Lohnes einverstanden bist. Im anderen Fall kommst du mir nicht mehr in den Betrieb.«

»Ich unterschreibe nicht!«, sagte Karl mit Nachdruck. »Ich habe bereits einen anderen, gleich bezahlten Arbeitsplatz in Aussicht.«

Der Chef erschrak. Er brauchte diesen tüchtigen Facharbeiter, ohne ihn war er aufgeschmissen. Bieder und treuherzig lenkte der Alte ein: »Nun gut, ich will mal nicht so sein. Du behältst deinen Lohn und fängst wieder bei mir an. Aber sag den anderen nichts davon.«

Als Karl in den Betrieb kam, informierte er seine Kollegen über das Gespräch mit dem Chef und stellte fest, daß ihm alle auf den Leim gegangen waren. Aber Karl wollte den Kampf noch nicht verloren geben. Wieder ging er ins Gewerkschaftshaus und berichtete dem Sekretär über seinen persönlichen Erfolg und über die Niederlage der anderen. »Ihr müßt euch für die Kollegen verwenden, sonst treten sie wieder aus der Gewerkschaft aus!« Aber der Gewerkschaftssekretär bedauerte: »Sie haben alle unterschrieben, daß sie auf ihren bisherigen Lohn verzichten. Da können wir nichts mehr machen.«

Tatsächlich verließen die Kollegen einer nach dem anderen wieder die Gewerkschaft. An Karl aber nagte der Mißerfolg, ihn quälte die Frage, was er denn wohl falsch gemacht habe.

Außerdem ließ es Karl keine Ruhe, daß der Chef behauptet hatte, er sei ein Kommunist. Wer waren die Kommunisten, mit denen er gleichgestellt wurde? Um das herauszufinden, bestellte Karl die »Rote Fahne«, das Zentralorgan der KPD. Gleichzeitig ging er ins Parteibüro der KPD in Stuttgart, um sich deren Programm geben zu lassen.

Als der Zeitungsträger die »Rote Fahne« ins Haus brachte, gab es einen Riesenkrach. Der Vater tobte und die Mutter weinte. Karl hatte schon geahnt, daß der Vater von der Zeitung nicht begeistert sein würde, aber er wunderte sich doch über dessen heftige Reaktion.

»Das verstehe ich nicht, Vater. Du bist doch ein Arbeiter, und die KPD ist ebenso wie deine SPD eine Arbeiterpartei. Was hast du nur gegen die Kommunisten?« Der Vater wurde noch wütender: »Ich sage dir ein für alle Mal, daß ich mit den Kommunisten nichts zu tun haben will, und daß mir keine kommunistische Zeitung ins Haus kommt, basta.«

Der Vater knallte die Tür ins Schloß und rannte davon, wahrscheinlich in

seine Stammkneipe. Mit der Mutter konnte Karl über diese Frage nicht diskutieren. Wenn es um Politik ging, war mir ihr nichts anzufangen.

Vater war Küfer von Beruf. Ein tüchtiger Handwerker, der gegen seinen Willen und ohne seine Schuld in den Ruin getrieben worden war. Früher hatten sie in Morsbach gewohnt, einem lieblichen Flecken am Ufer der Kocher im hohenlohischen Land. Der Vater hatte den Bauern die Fässer gesäubert und geschwefelt, wofür sie ihn fast ausschließlich mit Naturalien, mit Schweinefleisch, Kartoffeln, Mehl, Obst und vor allem mit Most entlohnten.

Solange der Vater ledig war ging das so leidlich, denn seine Mutter war Weißnäherin und verdiente gut. Aber als er heiratete, brauchte er Geld. Er mußte eine Wohnung einrichten, Miete bezahlen, die Familie ernähren. Da war es mit Kartoffeln und Most nicht mehr getan.

Weil die Bauern aber mit Bargeld knauserten, hatte Fritz Wagner seinen Beruf gezwungenermaßen an den Nagel gehängt und sich als Hilfsarbeiter verdingt. So hatte es ihn nach Feuerbach bei Stuttgart verschlagen.

Anfangs hatte der Vater noch gehofft, daß der Hilfsarbeiterposten eine vorübergehende Sache sei, daß er sich mit der Zeit selbständig machen und einen Handwerksbetrieb errichten könne. Aber das war eine Illusion geblieben, und allmählich fand sich Fritz Wagner mit seinem Arbeiterschicksal ab. Er organisierte sich im Metallarbeiterverband.

1918, in den Wirren der Novemberrevolution, war der Vater Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates.

Nach der verlorenen Revolution ging er wieder seiner Arbeit nach, aber er hatte sich in der Zwischenzeit verändert: Der ehemalige Handwerker hatte sich endgültig und ein für alle Mal zu einem Arbeiter gemausert.

Die Mutter dagegen kümmerte sich nicht um Politik. Sie war eine gescheite und herzensgute Frau und trotzdem naiv. Obwohl sie ihr ganzes Leben lang in einem harten Existenzkampf stand, blieb sie doch weltfremd oder »einfältig«, wie der Vater zu sagen pflegte. Mutter war fromm und gleichzeitig abergläubisch. Vor ihrer Heirat war sie Magd gewesen. In den langen Winterabenden beim Spinnen in der bäuerlichen Gesindestube hatte Mutter unzählige Geistergeschichten gehört, an die sie glaubte und die ihr Angst machten. Später erzählte sie den Kindern alle ihre Geschichten.

Karl konnte sich vorstellen, daß die Mutter die Kommunisten für eine Art böse Geister hielt, vor denen sie ihn beschützen wollte wie vor Hexen oder Zaubern. Aber Karl konnte beim besten Willen nicht verstehen, weshalb der Vater so hysterisch auf die Kommunisten reagierte. Es reizte ihn herauszubekommen, was die Kommunisten wollten und warum sie aller Welt so gefährlich dünkten.

Nachdem der Vater die Tür hinter sich zugeschlagen hatte und wütend aus

dem Haus gegangen war, schlich sich Karl mit der »Roten Fahne« in die Kammer, um sie zu lesen. Im Leitartikel dieses Tages prangerte die Zeitung die sozialen Mißstände in den Betrieben an und rief die Arbeiter zum Kampf für den Sozialismus auf. In dem Artikel wurde auch erläutert, was die Kommunisten unter Sozialismus verstanden:

»Ein System, in welchem der Profit nicht mehr der Maßstab aller Dinge ist und in dem die Betriebe den Beschäftigten gehören müssen. ›Was des Volkes Hände schaffen, soll des Volkes Eigen sein‹«, hieß es da. Und weiter wurde gesagt, daß die Kommunisten einen Staat wollten, in dem »nicht mehr die Reichen, sondern die Arbeiter regieren.«

Karl fand das gut. Er überlegte, daß es nicht schlecht wäre, wenn anstelle des Feuerbacher Bürgermeisters, der für die Armen nichts übrig hatte, ein Arbeiter Bürgermeister wäre oder wenn Max und Felix die Leitung des Betriebes übernehmen. Karl hätte sich gerne mit Vater darüber unterhalten, aber dieser war noch nicht zurückgekommen.

Wahrscheinlich saß er in der Kneipe und spülte seinen Ärger hinunter.

Um weiteren Auseinandersetzungen mit den Eltern aus dem Weg zu gehen, vereinbarte Karl mit dem Austräger der »Roten Fahne«, daß er die Zeitung in Zukunft lieber im Freiverkauf erwerben wolle. Der Verkäufer hatte Verständnis dafür. Er sagte ihm, daß er jeden Samstag am Bahnhofsvorplatz zu finden sei, und von nun an gab es der »Roten Fahne« wegen keinen Ärger mehr.

Zu Beginn des Winters 1931 wurde Karl entlassen, weil die Firma jetzt tatsächlich keine Bauaufträge mehr hatte. Es war ein harter Schlag für die Familie, denn Karl war immer noch der einzige Verdienener. Jetzt wußte keiner mehr, wie es weiter gehen sollte. Vater und Karls jüngerer Bruder Willi erhielten keine Erwerbslosenunterstützung mehr. Sie waren schon zu lange arbeitslos.

Karl ging zur Stempelstelle, um Arbeitslosengeld zu beantragen.

Auf dem Platz vor dem Amt ging es lebhaft zu. Dort hatten sich zahlreiche Diskussionsgruppen gebildet, die laut und lebhaft debattierten.

Nachdem Karl seine Formalitäten erledigt hatte, schloß er sich einer Diskussionsgruppe an, in der Richard Sickfeld, ein bekannter Feuerbacher Kommunist, mit einem jungen Nazi diskutierte. Um die beiden hatten sich etwa 20 Männer geschart, die entweder für den einen oder für den anderen Partei ergriffen. Es ging um Fragen der Arbeitslosigkeit und wie man sie beseitigen könnte.

Der junge Nazi sagte immer das gleiche: »Wir brauchen einen starken Mann, der durchgreift und der Schluß macht mit der Plutokratie, mit dem Judentum und mit dem Bolschewismus, dann bekommen wir Arbeit.« Ein Teil der Zuhörer nickte zustimmend.

Richard erwiderte: »Hör bloß mit den Phrasen auf, was wir brauchen sind Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, wie sie die KPD vorschlägt, den Ausbau des Wohnungswesens und des Verkehrswesens, den Bau von Krankenhäusern, Kindergärten und Sportplätzen. Und wir brauchen die Verkürzung der Arbeitszeit, damit mehr Arbeitskräfte beschäftigt werden können.«

Zu den Umstehenden sagte Richard: »Hier ist das Arbeitsbeschaffungsprogramm der KPD. Nehmt es mit, Kollegen, lest es durch und laßt euch nicht von solchen faschistischen Phrasen einlullen.«

Karl drängelte sich bis zu Richard vor. Er ließ sich einen Stoß Programme geben: »Ich werde sie heute mittag verteilen.«

Richard, der ihn kannte, freute sich und klopfte Karl anerkennend auf die Schulter. »Prima Karl, das freut mich.«

Beim Flugblattverteilen stieß Karl auf eine Gruppe Nazis, die ebenfalls Material in die Briefkästen steckten. Da Karl allein war, fingen sie Streit mit ihm an. Es gab ein Gerangel. Karl wehrte sich. Dabei kam ihm seine Kraft zugute.

Es gelangt ihm schließlich, die Angreifer zurückzudrängen. Aber er hatte eine Platzwunde davongetragen und die einzige Jacke, die er besaß, hing in Fetzen an ihm herunter. Das würde zu Hause wieder Krach geben.

Beim Stempeln im Arbeitsamt schloß sich Karl mehr und mehr den kommunistischen Diskussionsgruppen an. Er bewunderte die Kommunisten. Einer wie der andere konnte überzeugend argumentieren.

»Wenn ich doch auch so viel wüßte!« Da Karl sich nicht zutraute, in den Diskussionen mitzureden, entschloß er sich, auf andere Art und Weise tätig zu werden. Sooft die Genossen neue Flugblätter mitbrachten, nahm Karl einen Stapel mit. So geriet er in den Verteilerapparat der KPD.

Natürlich kam der Vater bald dahinter, daß Karl kommunistisches Material verteilte, und wieder kam es zu Auseinandersetzungen. Der Vater drohte jetzt, ihn aus dem Haus zu werfen, wenn das kein Ende nehme. Karl war es leid, ewig diese Streitereien über sich ergehen zu lassen. Er machte einen letzten Versuch, sich mit Vater zu einigen, er schlug ihm einen Kompromiß vor: »Von nun an gehe ich mit dir in die SPD-Versammlungen, dafür läßt du mich in die Versammlungen der KPD gehen.«

Der Vater überlegte einen Augenblick, dann stimmte er Karls Vorschlag zu.

»Wenn der Bub erst mal sieht, wie harmonisch und sachlich es in den Versammlungen der SPD zugeht, wird er sich dort wohlfühlen. Das ist vielleicht ein gutes Mittel, ihn von den Kommunisten wegzubringen«, erklärte der Vater der Mutter.

Ihr sollte es recht sein. Sie freute sich immer, wenn sich die beiden Streithähne einig waren.

Auch in Feuerbach verstärkten sich die nazistischen Umtriebe. Antifaschisten wurden überfallen, verprügelt, ihre Fensterscheiben eingeworfen, ihre Versammlungen gestört, Schlägereien inszeniert. Viele Bürger, die aus humaner Gesinnung den Faschismus verabscheuten, begannen nun, sich vor den Nazis zu fürchten.

Deshalb sahen sich die beiden Feuerbacher Arbeiterparteien veranlaßt, Versammlungen zum Thema Faschismus durchzuführen.

Die SPD-Versammlung fand montags statt, die KPD-Versammlung drei Tage später, so daß Karl sein Versprechen einhalten und mit Vater in die SPD-Versammlung gehen konnte. Der Referent war ein angesehenes Feuerbacher SPD-Gemeinderat, der Vater herzlich die Hand drückte und sich freute, daß er seinen Filius mitgebracht hatte.

Dann begab er sich ans Rednerpult: »Wir erleben gegenwärtig eine Massenbewegung wildgewordener, faschistischer, kleinbürgerlicher Spießler, die jetzt in der Krise das Maul aufreißen und um sich schlagen und morgen, in der Konjunktur, wieder brav sein werden wie die Lämmer. Deshalb solltet ihr euch auch wegen der Nazis keine allzu großen Sorgen machen. Die sind eine Modeerscheinung, die wieder verschwindet, wenn man eine richtige und kluge Politik macht.«

»Welche Politik?« fragte ein Versammlungsteilnehmer, und der Referent führte aus: »Wenn die Regierung drastische Sparmaßnahmen ergreift, kann sie die Krise überwinden und uns vor den Faschisten retten. Deshalb muß man jetzt Opfer bringen und der Brüning-Regierung¹ helfen.«

»Deswegen unternimmt ihr nichts gegen die sozialen Verschlechterungen und gegen die Notverordnungen der Regierung und laßt es zu, daß wir in eine soziale Katastrophe geraten«, rief aufgeregt ein Versammlungsteilnehmer.

Der Referent beeilte sich, dem Zwischenrufer das Wort abzuschneiden: »Man muß die Brüning-Regierung als das kleinere Übel tolerieren. Sie regiert zwar mit Notverordnungen, aber sie rettet damit die parlamentarische Demokratie vor dem Faschismus. Man muß Einfluß nehmen, daß die Notverordnungen nicht allzu hart ausfallen. Deshalb hat die sozialdemokratische Reichstagsfraktion mit den Vertretern der Regierung verhandelt, daß sie die Notverordnungen lindern soll. Die Regierung hat es versprochen«, versicherte der Redner.

1 Brüning war Zentrumspolitiker und von 1930 bis 1932 Reichskanzler. Die beiden von ihm geführten Regierungen waren die ersten Präsidialkabinette der Weimarer Republik. Brüning baute mit Hilfe von Notverordnungen die sozialen und politischen Rechte der Werktätigen ab. Diese Maßnahmen ebneten dem Faschismus den Weg. Brüning mußte 1932 zurücktreten und emigrierte 1933 in die USA.

Die Mehrheit der Versammlungsteilnehmer schien mit dem Referenten einverstanden zu sein, sie klatschte Beifall. Nur einige wenige blickten betreten um sich und rührten keine Hand, auch der Vater nicht.

Karl war über die Ausführungen des SPD-Gemeinderats enttäuscht.

Ihm schien es gefährlich zu sein, auf die Brüning-Regierung zu setzen und die Notverordnungen zu tolerieren. Damit würde man die Faschisten gewiß nicht zurückdrängen.

Aber Karl wollte sich mit seinem Vater nicht darüber auseinandersetzen, der auf dem Nachhauseweg schweigend neben ihm herlief. Vater war wohl in dieser Frage mit seiner Partei auch nicht einverstanden, da wollte er ihn nicht noch zusätzlich ärgern.

Die danach stattfindende KPD-Versammlung verlief ganz anders.

Der Vorsitzende der KPD-Gruppe Feuerbach, Jakob Krauß, sprach von den Faschisten nicht als von »wild gewordenen Kleinbürgern«.

»Der Faschismus, das ist der Knüppel des Kapitalismus gegen die Arbeiterklasse«, sagte Jakob und erläuterte, daß es notwendig sei, eine große, starke, außerparlamentarische Massenbewegung der ganzen Arbeiterklasse und aller Demokraten gegen die Nazis zu schaffen.

»Nur der Kampf kann den Faschismus verhindern und nicht das Kuschen, wie es die sozialdemokratischen Führer tun. Kein kleineres Übel, sondern eine mächtige, breite Massenbewegung gegen Faschismus und Krieg ist der Ausweg.«

Karl war begeistert. In der anschließenden Diskussion erwähnten einige Versammlungsteilnehmer den Verlauf der SPD-Versammlung am vergangenen Montag.

»Dort haben die sozialfaschistischen kleinen Zörgiebels² wieder einmal bewiesen, daß sie die Steigbügelhalter des Faschismus sind,« sagte ein junger Teilnehmer, den Karl nicht kannte.

Aber Jakob Krauß wandte sich gegen diese Auffassung: »Man muß unterscheiden zwischen den sozialdemokratischen Führern Noske, Scheidemann, Zörgiebel und den vielen ehrlichen sozialdemokratischen Arbeitern, die gegen den Faschismus sind. Die wissen nicht, was man tun kann, weil sie von den Argumenten ihrer Führer verunsichert sind. Die SPD-Führung toleriert die Brüning-Regierung als das kleinere Übel, obwohl Brüning nur mit Notverordnungen gegen das arbeitende Volk regiert. Das ist ein Fehler, denn die Notver-

2 Karl Zörgiebel, Mitglied der SPD, wirkte seit 1922 als Polizeipräsident in verschiedenen Städten. 1929 verbot er in Berlin die Mai-Demonstration und richtete unter den unbewaffneten Demonstranten ein Blutbad an, das 31 Arbeitern das Leben kostete.

ordnungspolitik ist es, die die Demokratie beseitigt und dem Faschismus Tür und Tor öffnet. Wir müssen erreichen, daß viele Sozialdemokraten dieses Problem erkennen, daß sie sich von ihren Führern trennen und mit uns gemeinsam in antifaschistischen Aktionen gegen die Nazis kämpfen«, appellierte Jakob mit leidenschaftlicher, fast flehender Stimme.

Karl dachte an den Vater. Seit Montag wußte er, daß Vater in der Frage des Faschismus mit seiner Führung nicht einverstanden war.

Aber daß er sich deswegen von ihr trennen würde, schien ihm zweifelhaft.

Karl hätte gerne mit ihm darüber geredet, aber es fehlte ihm der Mut dazu.

Zu Beginn des Jahres 1932 gab es in Deutschland sechs Millionen Arbeitslose. Sie litten Hunger, viele waren obdachlos. Sie suchten verzweifelt Arbeit, aber sie fanden keine.

Zu Hause wurden Not und Elend immer größer. Die Mutter wußte nicht mehr, wie sie die Familie satt bekommen sollte. Die Mietschulden wuchsen. Der Kaufmann wollte nicht mehr anschreiben. Warme Wintersachen wären nötig gewesen, aber es war kein Geld dafür da.

Die Mutter weinte oft, der Vater war gereizt und brüllte bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit.

Karl flüchtete, sooft er konnte, aus dem Haus. Er machte die Bekanntschaft mit weiteren Kommunisten, mit Willi Lechner, Luise Kohler, Heinrich Thunig, Maria Schneider u.a. Er war von morgens bis abends auf den Beinen, um zusammen mit den Genossen KPD-Flugblätter zu verteilen, Plakate zu kleben, Hausbesuche zu machen oder an Diskussionsabenden teilzunehmen. Wenn es nichts zu tun gab, lud ihn der eine oder andere Genosse zu sich ein.

Am 21. Januar fand Richard eine Aushilfsstelle und lud Karl zur Feier des Tages zu sich ein. Aber er hatte kein Brennmaterial mehr. In der Küche war es ungemütlich kalt. Die beiden froren. Richard brachte Karl eine Decke, in die er sich einwickeln konnte, er selbst zog sich einen alten Mantel über. So hockten sie bei einem Glas Bier am Küchentisch und spielten eine Partie Schach miteinander.

Im Düsseldorfer Parkhotel hingegen war es um diese Stunde warm und heimelig. Dort hatte sich eine erlauchte Gesellschaft eingefunden.

Die Herren des Düsseldorfer Industrieclubs waren der Einladung des Großindustriellen Thyssen, dem Besitzer des größten deutschen Hüttenkonzerns, gefolgt, der ihnen eine Attraktion versprochen hatte: Hitler und seine neueste programmatische Erklärung.

Nach einem lukullischen Mahl machten es sich die Herren in weichen Polstern bequem und beäugten neugierig Hitler, dem einige von ihnen zum ersten Mal begegneten. Andere hingegen kannten ihn schon länger, z. B. Ernst von

Borsig, der Vorsitzende der Deutschen Arbeitgeberverbände und des Gesamtverbandes Deutscher Metallindustrieller. Er hatte Hitler bereits 1922 im Nationalen Club in Berlin kennengelernt. Er war damals von Hitlers gewerkschaftsfeindlichen Attacken so fasziniert, daß er seinen Direktor Lutz nach München schickte, um Hitler eine ansehnliche Summe der deutschen Metallindustriellen zu überreichen.

Auch der mächtige Kirdorf, der die Kasse der Bergbauindustriellen verwaltete, kannte Hitler schon seit 1927. Er hatte ihn in der Villa des Verlegers Bruckner kennengelernt. Kirdorf war es, der den sogenannten »Kohlepfennig« einführte, den das Syndikat der Kohlebarone regelmäßig auf das Konto der Hitlerpartei überwies. Allein im Jahr 1929 flossen Hitler aus dieser Quelle sechs Millionen Reichsmark zu.

Nach einer kurzen Einleitung und herzlichen Begrüßung durch den Gastgeber ergriff Hitler das Wort. Mit seiner heiseren, sich überschlagenden Stimme stellte er den Herren von Rhein und Ruhr in abgehackten Sätzen sein Programm vor: »Wenn man uns Unduldsamkeit vorwirft, so bekennen wir uns stolz zu ihr. Ja, wir haben den unerbittlichen Entschluß gefaßt, den Marxismus bis zur letzten Wurzel auszurotten«, bellte Hitler und blickte triumphierend in die Runde.

Die Herren waren entzückt. Sie tauschten Blicke des Einverständnisses aus, sie versprachen Hitler klingende Münze aus den Kassen der Konzerne.

Später vermerkte Thyssen in seinem Tagebuch: »Hitlers Rede machte einen großen Eindruck auf die Industriellen und hatte zur Folge, daß eine Anzahl größerer Beträge aus den Mitteln der Schwerindustrie der NSDAP zuflossen.«

Damit wurden die Nazis in die Lage versetzt, im Sommer 1932 einen aufwendigen Wahlkampf zu führen mit Gulaschkanonen für die Hungernden, mit braunen Hemden und schwarzen Stiefeln für diejenigen, die in die NSDAP einzutreten bereit waren. Viele traten ein, denn so schöne Hemden und so gute Stiefel kosteten viel Geld.

Doch zunächst stand der Wahlkampf zu den Reichspräsidentenwahlen im März 1932 auf der Tagesordnung. Die KPD war arm und mußte sparen. Die Flugblätter wurden zumeist auf Wachsmatrizen getippt und abgezogen. An den Fabrikmauern, Bretterzäunen und Fassaden waren von ungeübten Arbeiterhänden Losungen angebracht. Das einzig Aufwendige war ein leuchtend rotes Plakat: »Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler. Wer Hitler wählt, wählt den Krieg!« Karl beteiligte sich Tag und Nacht unermüdlich an diesem Wahlkampf. Er verteilte Flugblätter, er klebte Plakate, er malte Losungen.

Der Kandidat der KPD, Ernst Thälmann, erhielt fünf Millionen Stimmen, Hindenburg aber konnte achtzehn Millionen Stimmen erzielen, Hitler erhielt elf Millionen.

»Dieses Wahlergebnis zeigt die Größe der faschistischen Gefahr und das Versagen des Bürgertums und der SPD-Regierung. Wenn in einem Land die soziale Not wächst und mit Notverordnungen gegen die Demokratie regiert wird, dann zieht der Ruf nach dem starken Mann«, erläuterte Richard Sickfeld in einer Diskussionsgruppe vor dem Arbeitsamt, der sich Karl wie immer angeschlossen hatte.

Einige hundert Meter weiter war eine Prügelei zwischen jungen Nazis und antifaschistischen Arbeitslosen im Gange. Plötzlich ertönten Sirenen und Polizeiautos mit eingeschaltetem Blaulicht flitzten an ihnen vorbei. Die Arbeitslosen vor der Stempelstelle rannten zum Tatort. Als sie dort ankamen, wurde soeben ein Mann auf einer Bahre weggetragen. Er blutete aus Mund und Nase und krümmte sich vor Schmerzen.

»Vermutlich innere Verletzungen«, meinte ein Sanitäter und schob die Bahre in das Auto. Die Nazis rannten weg, sie verdufteten. Die Polizei ließ sie ungeschoren laufen. Die Arbeitslosen redeten aufgeregt durcheinander, einige schimpften auf die Nazis, andere verteidigten sie, viele aber schwiegen und blickten verlegen und ratlos. Es gab auch welche, die sich aus dem Staub machten.

Wieder ergriff Richard Sickfeld das Wort: »Kollegen, wie lange sollen wir uns das noch gefallen lassen? Da verweigert man uns Arbeit und Brot, und wenn wir darüber diskutieren, werden wir von faschistischen Banden angefallen und geprügelt.«

»Was können wir dagegen tun?«, fragte einer der Umstehenden und Richard antwortete: »Der Vorsitzende der KPD, Ernst Thälmann, hat vorgeschlagen, eine große antifaschistische Aktionsfront zu schaffen und überall Aktionsausschüsse des antifaschistischen Widerstandes zu bilden.«

Viele Arbeitslose nickten zustimmend.

»Du hast Recht, es muß endlich etwas geschehen. Nehmt es in die Hand, Richard. Wir machen mit.«

Einige Tage später veröffentlichte die Presse eine Warnung des Innenministeriums in Berlin, daß »die Organisierung einer antifaschistischen Aktion zu einer außergewöhnlichen Gefahr für die bestehende Staatsordnung werden« könne. Die Bürger wurden aufgefordert, sich nicht daran zu beteiligen.

Der »Rote Boschzündler«, die Betriebszeitung der KPD für Bosch, setzte sich in einem bissigen Artikel mit dieser Warnung des Innenministeriums auseinander. Karl hatte sich bereit erklärt, die Zeitung vor dem Boschbetrieb zu verkaufen.

»Der Innenminister stellt sich auf die Seite der Nazis«, rief Karl mit lauter Stimme, um auf seine Zeitung aufmerksam zu machen, und wurde zum ersten Mal in seinem Leben festgenommen.

Es kam des öfteren vor, daß Verkäufer des »Roten Boschzünders« von der Polizei festgenommen wurden, denn ein Anruf der Bosch-Betriebsleitung genügte, um die Polizei auf den Plan zu bringen. Die stand voll und ganz auf der Seite der Geschäftsleitung.

Der Beamte auf dem Feuerbacher Polizeirevier, in das Karl gebracht wurde, war Sozialdemokrat. Er kannte die Familie Wagner und schüttelte verwundert den Kopf: »Bist du in der KPD?« »Nein, aber ich bin gegen die faschistische Gefahr und für die antifaschistische Aktion.«

»Weiß dein Vater, daß du den ›Boschzünders‹ verkaufst?« »Nein, aber er ist auch gegen die Nazis und für die antifaschistische Aktion.«

Der Beamte blickte ratlos zu dem lang aufgeschossenen Karl auf. Er wurde freigelassen und durfte nach Hause gehen.

Den Eltern sagte er von seiner vorübergehenden Festnahme natürlich kein Sterbenswörtchen. Nur die Freunde der KPD-Gruppe wollte er informieren, doch sie wußten bereits Bescheid und klopfen ihm anerkennend auf die Schulter.

Für den nächsten Tag wurde Karl zu einer Tasse Kaffee bei Jakob Krauß eingeladen.

Kaum hatte Karl Platz genommen, fragte Jakob unvermittelt: »Sag mal Karl, warum bist du eigentlich nicht Mitglied unserer Partei?« Karl blickte ihn verwundert an: »Mich hat bisher noch keiner gefragt, ob ich Mitglied werden will und ich habe mich nicht getraut, von mir aus einen Antrag zu stellen, denn ich weiß doch noch viel zu wenig. Ich kann nicht so gut diskutieren wie die Genossen und deshalb habe ich angenommen, daß mich die Partei nicht brauchen kann.«

Jakob bekam große Augen. Für einen Augenblick schien es ihm die Sprache verschlagen zu haben.

»Aber du verteilst doch seit Monaten Flugblätter, klebst Plakate, fehlst in keiner Versammlung, wirst von den Nazis verprügelt und von der Polizei festgenommen. Ist das nichts?« »Doch schon, aber ich kann nicht reden, und ich kann keine Flugblätter verfassen.«

»Dann lernst du es«, forderte Jakob kategorisch, »hier hast du einen Aufnahmeschein, füll ihn aus und unterschreib ihn.«

Karls Herz schlug höher. Er sollte Mitglied der KPD werden, er, der junge Arbeiter, der nicht viel wußte und nichts war. Schnell, als befürchtete er, Jakob könne es sich anders überlegen, füllte er den Schein aus und schob ihn Jakob über den Tisch hinüber. Im Verlauf des Nachmittags trafen weitere Genossen in der Wohnung der Familie Krauß ein. Karl kannte sie bereits: Heinrich Thunig, Richard Sickfeld und Eugen Weber. Sie waren mit der Vorbereitung der Jahreshauptversammlung beschäftigt und wollten mit Jakob den Entwurf des Arbeitsplanes besprechen.

»Stellt euch vor, Genossen, Karl war bisher nicht Mitglied der Partei, weil ihn keiner von uns angesprochen und geworben hat und weil er von sich aus nicht den Mut aufbrachte, einen Aufnahmeantrag zu stellen«, sagte Jakob und blickte die Genossen vorwurfsvoll an.

»Das wußte ich nicht. Ich dachte, du wärst schon längst Mitglied. Ich wollte dich als Literaturverantwortlichen für die zukünftige Leitung vorschlagen«, erwiderte Richard und senkte schuldbewußt die Augen.

»Das kannst du jetzt ruhig tun, denn ich habe Karl soeben in die Partei aufgenommen. Aber wir müssen uns doch einmal ganz ernsthaft darüber unterhalten, wie wir Thälmanns Aufforderung, massenhaft junge Arbeiter für die Partei zu gewinnen, erfüllen können, wenn uns solche Versäumnisse unterlaufen. Das darf uns nicht mehr passieren, Genossen, ist das klar?« Es war allen klar. Sie atmeten erleichtert auf, als Jakobs Frau Eva eine Flasche Kognak brachte, um auf Karls Aufnahme das Glas zu erheben. Lärmend und fröhlich stießen sie mit ihren Gläsern an.

Karl, der sonst schlief wie ein Murmeltier, konnte in dieser Nacht lange nicht einschlafen. Er war glücklich. Er war Kommunist geworden. Karl wußte selbst nicht recht, was er von der Partei erwartete, aber er fühlte, daß sich mit diesem Schritt sein Leben verändern würde. In der folgenden Jahreshauptversammlung wurde Karl zum Literaturverantwortlichen gewählt.

Im Mai 1932 zwang Hindenburg die Brüning-Regierung zum Rücktritt. Der Zentrumspolitiker Franz von Papen wurde Regierungschef.

Unter seiner Schirmherrschaft nahm der Terror der Faschisten zu. Die Nazis machten regelrecht Jagd auf ihre Gegner. Ständig wurden Redaktionen der Arbeiterpresse demoliert, Büros der Arbeiterparteien aufgebrochen, Gewerkschaftshäuser beschmiert, Funktionäre der SPD, der KPD und der Gewerkschaften überfallen. In dieser Situation wandten sich die Feuerbacher Kommunisten persönlich an sozialdemokratische Genossen, um sie für den gemeinsamen Abwehrkampf zu gewinnen. Karl erhielt von Jakob den Auftrag, mit seinem Vater zu sprechen. Aber Karl stieß auf taube Ohren. Vater befand sich seit einigen Tagen in Hochstimmung. Er hatte endlich Arbeit gefunden. Zwar war es nur eine Aushilfstätigkeit für zehn bis zwölf Wochen, aber wer weiß, vielleicht würden sie ihn weiter beschäftigen, wenn sie sahen, daß er geschickt und fleißig war. Und selbst wenn er nach einem Vierteljahr wieder entlassen würde, so wäre ihre Lage doch besser als jetzt, denn Vater hätte dann wieder Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung. Zu Hause wurde zur Zeit nur über diese neue Situation diskutiert.

Als Karl mit Vater über die Notwendigkeit des gemeinsamen antifaschistischen Abwehrkampfes sprechen wollte, winkte der Vater ab.

Das einzige, was er stereotyp zu sagen wußte, war: »Ich arbeite mit den Kommunisten nicht zusammen und von dir verlange ich, daß du dich endlich von denen trennst.«

Karl erzählte Jakob von seinen fruchtlosen Bemühungen. Die anderen Genossen hatten zum Teil mehr Glück. Es gab nicht wenige Feuerbacher Sozialdemokraten und Reichsbannerleute, die in dieser zugespitzten Situation bereit waren, mit den Kommunisten gemeinsam gegen die Nazis vorzugehen. Eine Zusammenkunft aller Feuerbacher Antifaschisten wurde ins Auge gefaßt.

Zur gleichen Zeit lief der Wahlkampf zu den Reichstagswahlen im Juli 1932 auf vollen Touren. Die Genossen waren wieder einmal Tag und Nacht unterwegs. Wenn Karl gegen Morgen nach Hause kam und in seine Kammer geschlichen war, fand er unter seinem Kopfkissen immer etwas Eßbares vor. Ein Stück Brot mit Wurst, einen Kanten Brot mit etwas Margarine, einen Apfel. Mutter hatte es unter dem Kopfkissen versteckt, weil der Vater strengstens angeordnet hatte, daß man Karl nichts geben dürfe.

»Wer nicht rechtzeitig zu Tisch erscheint, hat keinen Hunger und braucht nichts. Aufgehoben wird nichts, basta.«

Karl, der immer hungrig war wie ein Wolf, dankte der Mutter morgens mit einem Kuß. Obwohl der Vater bereits außer Haus war, getraute sich Karl nicht, der Mutter mit Worten zu danken. Willi stand auf Vaters Seite und paßte auf. Vielleicht hätte er die beiden Verschwörer verraten und das hätte bestimmt zu einem Krach geführt.

Trotz ihres aufwendigen Wahlkampfes konnten die Nazis bei den Reichstagswahlen keine Stimme mehr hinzugewinnen. Die KPD dagegen konnte ihren Stimmanteil erhöhen. Die Genossen freuten sich darüber und sie beschloßen, ihren Wahlsieg zu feiern.

Sie trafen sich in der Wohnung von Maria Schneider, und jeder brachte zur Feier etwas mit: Jakob eine Flasche Kognak, Richard einige Flaschen Bier, die Genossen der Boschgruppe Brot und Wurst, Waldemar hatte zu Hause eine Scheibe Geräuchertes ergattert, Emil und Willi zauberten Zigaretten aus den Taschen, Karl hatte im Keller einen Eimer Most stibitzt.

Zur Feier waren auch drei jüngere Kumpels von der SPD gekommen. Jakob unterhielt sich mit ihnen über den preußischen Staatsstreich des 20. Juli. An diesem Tag war die SPD-Regierung in Preußen durch die Reichsregierung des Herrn von Papen per Putsch abgesetzt worden. Papen hatte die sozialdemokratischen Polizei- und Verwaltungschefs aus ihren Ämtern verjagt. Der SPD-Innenminister Karl Severing aber hatte erklärt: »Ich weiche nur der Gewalt«, und war gegangen. Der SPD-Regierungschef Braun befand sich zur Zeit des Putsches in Urlaub.

Jakob informierte die drei SPD-Genossen darüber, daß der Vorsitzende der KPD-Reichstagsfraktion und der Vorsitzende der KPD-Landtagsfraktion in Preußen zu Severing hatten gehen wollen, um ihm gemeinsame Aktionen zum Schutz der Preußenregierung vorzuschlagen. Severing aber hatte sie nicht empfangen. Die drei waren verlegen. Schließlich meinte einer: »Wir haben geglaubt, daß es zum Generalstreik kommen würde, der ›Vorwärts‹ hatte es ja angekündigt.

Aber jetzt haben wir ein Rundschreiben des Parteivorstandes erhalten, daß man gegen die Ablösung der Braunregierung nichts unternehmen könne, weil man die Rechtsgrundlage der Verfassung nicht verletzen kann.«

Richard wurde zornig: »Als ob der Staatsstreich verfassungsmäßig gewesen wäre!« In der Stube wurde es laut. Der sechzehnjährige Waldemar, der schon drei Flaschen Bier getrunken hatte, mischte sich ins Gespräch: »Euer Preußischer Regierungschef Braun hat vor der Reaktion kapituliert und ihr nennt das Verhalten der Papenregierung auch noch legal.«

Auch Maria wurde wütend: »Bei euch ist alles legal, was die Rechten machen, vor lauter Legalitätsfimmel laßt ihr euch noch mal umbringen.«

Jakob wurde nervös, ihm trat der Schweiß auf die Stirn. Er wollte nicht, daß es jetzt, wo es auf den gemeinsamen, geschlossenen Kampf ankam, zum Streit zwischen den Genossen und den Sozialdemokraten kommen würde. Schnell erhob er sich von seinem Platz: »Wir sind alle müde und haben viel getrunken. Laßt uns nach Hause gehen und ein anderes Mal weiter diskutieren.«

Erstaunlicherweise waren alle ohne Widerrede damit einverstanden und machten sich auf den Heimweg.

Im Herbst 1932 erließ die Papenregierung eine Notverordnung, die das Tarifrecht außer Kraft setzte. In den Betrieben hatte es schon vorher wegen der geringen Löhne und der zunehmenden Ausbeutung gebrodelt. Diese Notverordnung brachte das Faß zum Überlaufen, eine Streikwelle ging durchs Land. Diese war so stark, daß es die Unternehmer nicht mehr wagten, die Löhne in dem ihnen zugestandenen Maß zu senken. Die Papenregierung sah sich in Anbetracht dieser Mißerfolge gezwungen, am 17. 11. 1932 zurückzutreten. Der neue Reichskanzler wurde der Chef der Reichswehr, General Schleicher.

Auch der Betrieb, in welchem Vater aushilfsweise gearbeitet hatte, war in den Streik getreten und Vater beteiligte sich aktiv in der Streikleitung. Seit er wieder Arbeit hatte, war er wie ausgewechselt. Er hatte wieder Selbstbewußtsein bekommen, er hatte seinen alten Elan gefunden, er war kampfbereit und unternahm etwas. Das hatte seine fristlose Entlassung zur Folge. Die Mutter war verzweifelt, aber der Vater schien sich ganz wohl zu fühlen in seiner Haut.

»Man muß kämpfen, sonst hauen die einen vollständig übers Ohr«, erklärte er der jammernden und lamentierenden Mutter.

Bei den Wahlen im November 1932 verloren die Nazis zwei Millionen Stimmen. Die beiden Arbeiterparteien SPD und KPD überflügelten zusammen die NSDAP um eine Million dreihunderttausend Stimmen. Die Mächtigen in den Konzernetagen erschranken und bekamen Furcht. Ihr hochgepäppeltes, teuer bezahltes Instrument, die Hitlerpartei, drohte auseinanderzufallen.

Es war keine Zeit zu verlieren. So schrieben die einflußreichsten Männer der Wirtschaft einen gemeinsamen Brief an den Reichspräsidenten von Hindenburg und forderten ihn auf, Hitler schnellstens zum Kanzler zu ernennen. Die Herren von Rhein und Ruhr forderten von Hindenburg in schwülstigem Stil »die Übertragung der verantwortlichen Leitung eines mit den besten sachlichen und persönlichen Kräften ausgestatteten Präsidialkabinetts an den Führer der größten nationalen Gruppe«.

Und sie schrieben weiter: »Wir erkennen in der nationalen Bewegung, die durch unser Volk geht, den verheißungsvollen Beginn einer Zeit, die durch Überwindung des Klassengegensatzes die unerläßliche Grundlage für einen Wiederaufstieg der deutschen Wirtschaft erst schafft. Wir wissen, daß dieser Aufstieg noch viele Opfer fordert. Wir glauben, daß diese Opfer nur dann gebracht werden können, wenn die größte Gruppe dieser nationalen Bewegung führend an der Regierung beteiligt wird.«

Jener Brief war keineswegs das erste Schreiben dieser Art. Schon zwei Jahre zuvor, am 27.7.1931, war ein Schreiben maßgeblicher Unternehmer bei Hindenburg eingegangen, in dem es hieß: »Seit 13 Jahren herrscht in Deutschland ein System, das sowohl im Reich als auch in Preußen ausschlaggebend von der Sozialdemokratie beeinflußt ist. Seit 13 Jahren wird das deutsche Volk einen Leidensweg geführt, dessen jede Station die vorhergehende an Not überbietet. Seit 13 Jahren sind nationale Deutsche im eigenen Land einem Terror der heimatlosen Internationale ausgesetzt. Die nationale Opposition ist Deutschlands letzte Reserve, und wir deutschen Wirtschaftsführer, die wir politisch sehend geworden sind, stehen hinter ihr. Euer Exzellenz! Befreien Sie das deutsche Volk aus den Händen seiner Vernichter!« Am 4. Januar 1933 wurden Hitler und seine Führungsmannschaft in die luxuriöse Villa des Barons Curt von Schröder eingeladen, der weitreichende Verbindungen zum Stahlverein, zur Kölner Hochfinanz, zu den Industriellen Thyssen und Flick, zum Großbankier Schacht pflegte. Als Hitler eintrat, waren Papen und einige Vertreter der Industrie bereits anwesend. Papen hatte den Auftrag erhalten, mit Hitler eine Kabinettsliste für dessen zukünftige Regierung auszuhandeln.

Später sollte Baron Schröder über diese denkwürdige Tagung sagen: »Die allgemeinen Bestrebungen der Männer der Wirtschaft gingen dahin, einen starken Führer in Deutschland an die Macht kommen zu sehen, der eine Regierung bil-

den würde, die lange Zeit an der Macht bleiben würde. Als die NSDAP am 6. 11. ihren ersten Rückschlag erlitt und somit ihren Höhepunkt überschritten hatte, wurde eine Unterstützung durch die deutsche Wirtschaft besonders dringend.«

Die Herren von Stahl und Eisen wünschten sich Hitler als Kanzler, und Reichspräsident Hindenburg erfüllte ihren Wunsch. Er entließ am 28. Januar 1933 General Schleicher und setzte am 30. Januar Hitler als Reichskanzler ein.

Die KPD war sich der vollen Schwere dieses Machtantritts bewußt.

Sie warnte: »Dieses Kabinett der offenen faschistischen Diktatur ist die brutalste Kriegserklärung an die Werktätigen, die deutsche Arbeiterklasse.« Sie rief dazu auf, gemeinsam den Generalstreik zu führen, Einheitskomitees und Streikleitungen zu bilden. Das geschah in aller Öffentlichkeit. Das war auf die Gewinnung der Massen gerichtet und hatte weder mit Verschwörertaktik noch mit isolierten bewaffneten Auseinandersetzungen etwas zu tun.

Karl, Waldemar und Richard verteilten den Aufruf vor dem Boschbetrieb. Abends standen sie am Bahnhofplatz, um die nach Hause fahrenden Arbeiter aus den ländlichen Gebieten zu beliefern. Die nahmen die Flugblätter ab wie warme Semmeln. Sie nickten zustimmend.

Alle warteten gespannt, was jetzt wohl kommen mochte.

Auch viele sozialdemokratische Arbeiter waren davon überzeugt, daß der letzte Ausweg der Generalstreik wäre. Aber die SPD-Führung lehnte auch zu diesem Zeitpunkt den Generalstreik ab. Sie vertrat die Auffassung, daß Hitler legal zur Macht gekommen sei und daß man dies tolerieren müsse. Der sozialdemokratische »Vorwärts« vom 30. Januar 1933 schrieb: »Gegenüber dieser Regierung der Staatsstreichdrohung stellt sich die Sozialdemokratie und die ganze Eiserner Front mit beiden Füßen auf den Boden der Verfassung und der Gesetzlichkeit. Sie wird den ersten Schritt von diesem Boden nicht tun. Sie wird vielmehr durch Ausnutzung aller verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mittel den allerschärfsten Kampf gegen diese Regierung führen. Sie überläßt den Ausbruch eines Ringens, das beiderseits nicht mehr mit den normalen Waffen des politischen Kampfes geführt werden sollte, ausschließlich ihren Gegnern. Die Situation ist voller Gefahren, sie birgt aber auch die Möglichkeit einer überraschend schnellen und günstigen Entwicklung in sich.«

Die KPD allein war nicht stark genug und auch zu wenig in den Großbetrieben verankert, um einen aussichtsreichen Generalstreik beginnen zu können. So erhielten die Nationalsozialisten die Zeit zum Ausbau ihrer Macht.

Der 27. Februar 1933 war ein kalter, klirrender Wintertag. Karl, der keinen warmen Mantel und keine warmen Schuhe besaß, war von Jakob Krauß zu einem spätabendlichen Spaziergang in den »Krähenwald« eingeladen worden. Trotz Kälte und nassen Füßen stapfte Karl an Jakobs Seite durch den weißen

Winterwald. Ihm brannten viele Fragen auf der Seele: »Wie lange wird der nationalsozialistische Spuk dauern? Wie geht es weiter? Werden wir die Leute zum Kampf gegen den Faschismus mobilisieren können, nachdem der erhoffte Generalstreik ausgeblieben ist?« Jakob gab auf alle seine Fragen ehrliche Antworten: »Es ist möglich, daß sich der Faschismus eine Zeit lang halten kann, daß sich die Partei auf eine Periode der Illegalität einstellen muß. Jetzt kommt es darauf an, daß die Genossen bei der Stange bleiben, daß sie sich nicht einschüchtern lassen, daß wir viele Arbeiter, Sozialdemokraten, Parteilose, Gewerkschafter, aber auch Christen für den antifaschistischen Kampf gewinnen und daß die Aktionseinheit hergestellt wird.«

Bevor sie sich trennten, legte Jakob freundschaftlich die Hand auf Karls Schulter. »Was auch immer kommen möge, wir rechnen mit dir und den jungen Genossen. Sollten ich und die anderen bekannten Genossen verhaftet werden, dann müßt ihr die Führung übernehmen. Wir haben festgelegt, daß du dann Stadtleiter werden sollst«, sagte Jakob.

Karl sah ihm fest in die Augen. »Mit mir kann die Partei immer rechnen, das verspreche ich.« Sie drückten sich die Hände und gingen auseinander.

Es war spät, als Karl nach Hause kam. Gleich beim Betreten der Küche spürte er förmlich die dicke Luft. Der Vater funkelte ihn böse an.

Karl sah, daß er betrunken und in einer gereizten Stimmung war. Mutter tropften dicke Tränen auf das Strickzeug in den zitternden Händen und Bruder Willi verzog sich mit einem leise gemurmelten »Gute Nacht« in die Kammer. Karl, dem der Magen knurrte, schielte zum Herd, auf dem ein Topf brodelte. Aber ehe er fragen konnte, ob noch etwa Eßbares übrig geblieben sei, polterte der Vater los: »Das eine sag ich dir, wenn du dich nicht augenblicklich von diesem van der Lubbe distanzierst und wenn du nicht weggehst von den Kommunisten, hast du in meinem Haus nichts mehr zu suchen!« Karl verstand kein Wort. »Van der Lubbe? Kenn ich nicht, wer ist das?« Das brachte den Vater noch mehr in Harnisch.

»Stell dich nicht dumm und streit ja nicht ab, daß ihr den Reichstag angezündet habt, um das Fanal zum bewaffneten Aufstand zu geben. Das ist heller Wahnsinn, aber ihr seid zu allem fähig!«, brüllte der Vater und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Allmählich konnte sich Karl ein Bild verschaffen. Vater hatte in seiner Stammkneipe die Nachrichten gehört. Der Sender hatte mitgeteilt, daß am Abend der Reichstag angezündet worden sei und daß im Reichstagsgebäude ein Brandstifter namens van der Lubbe festgenommen wurde, bei dem man ein Mitgliedsbuch der kommunistischen Partei Hollands gefunden habe. Van der Lubbe habe zugegeben, daß er den Brand im Auftrag der KPD gelegt hätte.

Karl, der bei der Auseinandersetzung mit Vater zum ersten Mal vom Reichstagsbrand hörte, wußte gefühlsmäßig, daß die Kommunisten mit diesem Brandanschlag nichts zu tun haben konnten und daß dieser van der Lubbe entweder ein verkappter Nazi oder ein linker Provokateur sein mußte.

Karl versuchte, die Eltern zu beruhigen: »Das mit den Kommunisten ist nicht wahr, das ist gelogen. Die KPD ist nicht so dumm, eine Aktion zu starten, die die Menschen gegen sie aufbringt und den Nazis Wasser auf die Mühlen leitet, das könnt ihr mir glauben.«

Der Vater wurde nur noch aufgebracht und bei Mutter flossen die Tränen stärker. »Aber wenn es doch im Radio gesagt wurde«, schluchzte sie und der Vater kippte ein weiteres Glas Most in sich hinein.

Da Karl aus Erfahrung wußte, daß dieser Zustand der Trunkenheit bei Vater kein gutes Ende nehmen würde, verzog er sich lieber mit leerem Magen in die Kammer, um allem Ärger aus dem Weg zu gehen.

Aber einschlafen konnte er nicht. Am liebsten hätte er sich aus dem Haus geschlichen und seine Genossen aufgesucht, um zu erfahren, was wirklich geschehen war. Aber es stand für ihn felsenfest: »Die Kommunisten sind das nicht gewesen.«

Am nächsten Tag wurde in der Presse die Meldung veröffentlicht, daß die Reichstagsbrandstiftung das Werk der KPD gewesen sei.

Gleich danach wurde eine Notverordnung zur Unterdrückung kommunistischer staatsgefährdender Gewaltakte herausgegeben. Eine Reihe Paragraphen der Weimarer Verfassung wurden aufgehoben und die kommunistischen und sozialdemokratischen Zeitungen verboten.

Später sollte sich tatsächlich herausstellen, daß die Nazis den Reichstag selbst angezündet und nach bewährter Haltet-den-Dieb-Methode den Kommunisten in die Schuhe geschoben hatten. Der Nationalsozialismus benutzte die Reichstagsbrandstiftung, um einen Terrorfeldzug gegen die KPD, gegen die Arbeiterbewegung und die Demokratie in Deutschland zu beginnen. Am 9. März 1933 wurde in Berlin der bulgarische Kommunist Georgi Dimitroff unter dem Vorwand verhaftet, mit van der Lubbe unter einer Decke zu stecken. Er sei mit van der Lubbe gesehen worden und habe mit ihm zusammen den Reichstag angezündet. Aber die Nazis sollten sich in Dimitroff täuschen. Mutig und unerschrocken entlarvte er im später folgenden Reichstagsbrandprozeß die Nazis als die Brandstifter, van der Lubbe als einen schwachen Menschen, der benutzt worden war, und bewies, daß die kommunistische Partei eine Partei ist, die den individuellen Terror ablehnt, den sie als unzulässig, unsinnig und schädlich verurteilt. Allerdings begann der Reichstagsbrandprozeß erst im September 1933, und es vergingen weitere drei Monate, ehe die Faschisten durch Dimitroff rest-

los demaskiert waren. In der Zwischenzeit aber flutete über die deutschen Städte und Dörfer eine blutige Terrorwelle. Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Juden wurden festgenommen, in die Gefängnisse und eiligst eingerichteten KZ-Lager geworfen, mißhandelt und vielfach ermordet.

Auch in Feuerbach begann die Jagd auf die Kommunisten, besonders auf bekannte, führende Funktionäre wie Jakob Krauß, Heinrich Thunig, Richard Sickfeld, Eugen Weber, Emil Wielandt, Eugen Schramm und andere. Nur dem Stadtteilleiter Jakob Krauß gelang es, sich zunächst zu verstecken. Alle anderen wurden Anfang März 1933 verhaftet, in die ehemalige Reithalle in der Stuttgarter Neckarstraße gebracht und von dort in das KZ-Lager Heuberg auf der Schwäbischen Alb überführt.

Natürlich verbreitete sich in der Arbeitergemeinde Feuerbach die Nachricht von den Verhaftungen wie ein Lauffeuer. Tag für Tag hörte auch Karl, in wessen Wohnung eine Hausdurchsuchung stattgefunden hatte, wer heute Nacht verhaftet worden war, wer im Wald oder in einem abgelegenen Gartenhaus geschnappt worden war, wen man blutig geschlagen und weggeschleppt hatte ohne Rücksicht auf weinende Frauen, hilflose Kinder, auf Krankheit, Kriegsversehrtheit oder Alter.

Zu Hause herrschten Angst und Unsicherheit. Besonders die Mutter redete immer wieder auf Karl ein: »Bub, laß dich ja nicht mehr mit den Kommunisten ein, du siehst, wie es ihnen ergeht!« Karl hatte keine Zeit, sich mit Mutters Ängsten auseinanderzusetzen. Er mußte sich um die jungen Genossen kümmern, mit ihnen sprechen und ihnen Mut machen. Er organisierte einen Treff in der Wohnung von Maria Schneider in der Stuttgarter Straße. Maria war eine einfache Arbeiterfrau und überzeugte Kommunistin. Ihr Mann, ein Boscharbeiter, der auf dem Heimweg vom Betrieb tödlich verunglückt war, hatte sie mit zwei TBC-kranken Töchtern allein zurückgelassen. Da man ihr zunächst die Rente verweigerte, mußte sie sich und die Kinder mit Putzen und Waschen durchs Leben schlagen. Als Karl sie fragte, ob sie ihre Küche für eine Sitzung zur Verfügung stelle, war sie sofort dazu bereit. Trotz ihrer Armut sorgte sie für ein Feuer im Herd, für einen Teller Suppe mit belegten Broten und einen Krug Most.

Die an diesem Abend bei Maria versammelten Jugendlichen hatten keine Erfahrung mit der illegalen Arbeit. Zwar war der »Rote Boschzündler« auch schon vor 1933 zeitweilig illegal hergestellt und verkauft worden, zwar hatten sie schon gelernt, daß man über solche Aktionen vorher mit niemanden sprechen durfte, daß Tag und Uhrzeit der Verteilung kurzfristig bekannt gegeben wurden, daß man dann unbedingt pünktlich zur Stelle sein mußte und daß es darauf ankam, die Zeitung an den Mann zu bringen und schnell zu verschwinden, wenn die Polizei auftauchte. Trotzdem war es manchmal vorgekommen,

daß ein Verkäufer des »Roten Boschzünders« geschnappt wurde. Man erhielt in diesem Fall vor 1933 einen Tag Haft, was an kalten Wintertagen oder bei Regenwetter nicht einmal ungünstig war, denn bei den meisten von ihnen war die Armut zu Hause. Da man kein Brennholz und keine Kohlen hatte, war es daheim kalt und ungemütlich, im Polizeirevier dagegen war es warm. Und abends befand man sich ja wieder auf freiem Fuß.

Noch wußten die Jugendlichen nicht, daß in der kommenden Illegalität, unter den Bedingungen des Hitlerfaschismus, ein anderer, eiskalter Wind wehen würde. Und daß, wer erwischt wurde, nicht mehr im warmen Polizeirevier, sondern bei der Gestapo landete, in einem Vernehmungskeller, in dem man mit Gummiknüppeln traktiert, mit Fäusten geschlagen, mit Füßen getreten und mit Peitschen ausgepeitscht wurde, wo auf der Haut des Delinquenten brennende Zigaretten ausgedrückt wurden, wo man mit eiskaltem Wasser wieder zum Bewußtsein gebracht wurde, wenn man unter den gnadenlosen Schlägen bewußtlos geworden war. Unbeschwert und mit solcherlei Erfahrungen noch nicht belastet, besprachen die Jungen ihre Pläne.

Karl berichtete von seinem Gespräch mit Jakob. Er orientierte darauf, vor allem den »Roten Boschzünders« abzusichern. Man mußte die Voraussetzungen schaffen, diesen illegal herzustellen und zu verteilen.

Alle waren damit einverstanden und versprachen, mitzumachen.

Dann reichten sie sich die Hände und verließen einzeln auf leisen Sohlen die Wohnung.

Die erste Festnahme

Karl blieb es versagt, die an diesem hoffnungsvollen Abend beschlossene Politik mit in die Tat umzusetzen. Der Gestapo war anlässlich einer Hausdurchsuchung bei einem Unterkassierer eine Mitgliederliste in die Hände gefallen, auf welcher sich auch Karls Name befand. Alle auf dieser Liste Erfassten wurden am 25. März 1933 verhaftet und ins KZ-Lager Heuberg gebracht. Jetzt erlebte Karl zum ersten Mal die harte Realität des Faschismus.

Als der Transport gegen Abend auf dem Heuberg ankam, wurden die Gefangenen von SA-Männern mit beleidigenden, entwürdigenden, unflätigen Schimpfwörtern vom Lastwagen getrieben. Kaum standen sie auf den Beinen, brüllte einer der SA-Männer: »Hinlegen, aufstehen, im Laufschrift marsch, marsch. Das Ganze noch einmal: Hinlegen, aufstehen, im Laufschrift marsch, marsch!« Wer nicht sofort spurte, bekam Prügel und wurde zu Boden geschlagen.

Nach dieser »Begrüßung« wurden die Häftlinge in einen Raum gejagt und mit dem Gesicht zur Wand gestellt, wobei die SA-Bewacher ihren Spaß daran hatten, die Gesichter der Gefangenen wie Bälle gegen die Wand zu knallen, bis sie bluteten. Am späten Abend wurden sie nach Listen aussortiert und in die verschiedenen Unterkünfte gebracht. Die »geistigen Drahtzieher«, so nannte die SA bekannte KPD-Funktionäre, kamen in den sogenannten Funktionärsbau. Die anderen wurden in die übrigen Gebäude verteilt. Als Karl auf den Heuberg kam, waren dort schon 1 500 Häftlinge zusammengepfercht.

Die folgenden Tage waren angefüllt mit entwürdigenden Beleidigungen und schmerzhaften Schikanen der SA. Besonders Intellektuelle, Alte und Kranke waren bössartigen Gemeinheiten ausgesetzt. Wenn sie einem SA-Mann wegen schlechter Haltung auffielen, brachte man sie in den Speicher unter den Dachziegeln. Das war ein Loch in der Größe einer Hundehütte. Da hinein hatte der Häftling zu kriechen.

Oder er mußte seinen Kopf in das Feuerloch des Ofens stecken und bis zu fünfzigmal in den Kamin rufen: »Ich bin ein roter Hund!« Zusätzlich zu der menschenunwürdigen Behandlung kam für die Gefangenen die Sorge um die Zukunft und um das Schicksal der Familie. Tief im Inneren nagte die Angst und die Frage, wie lange man sie wohl hier festhalten würde und wie es der Familie ergehe, der Frau, den Kindern, Eltern und Geschwistern.

Manchmal befanden sich unter den täglich hinzukommenden Neuen Freunde und Genossen aus der Heimatstadt oder dem Heimatdorf, die wußten, was zu Hause los war. Es war eine große Erleichterung, wenn wenigstens dort alles in Ordnung ging.

Da Karl über Feuerbach hinaus nicht sehr bekannt war und die Eltern nicht der aktiven antifaschistischen Bewegung angehörten, wußte auch keiner, wie es seiner Familie ging. Er sorgte sich um die Eltern, um den Bruder und um die kleine Susi, das Kind seiner Cousine, das die Eltern in Pflege genommen hatten und an dem Karl sehr hing.

Aber er sorgte sich auch um seine Feuerbacher Genossen.

Nachdem er drei Monate lang auf dem Heuberg festgehalten worden war, mußte er sich eines Morgens auf der Kommandantur melden. Er war in der Zwischenzeit überprüft worden, und man war amtlicherseits zu der Auffassung gekommen, daß es sich bei ihm um ein harmloses, junges KPD-Mitglied handle, um einen einfachen Arbeiter, den man vielleicht noch verändern und ins nationalsozialistische System integrieren könne. Dabei spielte auch sein Äußeres eine gewisse Rolle, denn das Hobby des Prüfungsbeamten waren die »Geheimnisse der Physiognomie«, auf die er schwor. Karl war groß, schlank, breitschultrig, blond und blauäugig, sozusagen das Abbild eines nordischen Typs.

Nach den Vorstellungen des Prüfungsbeamten konnte es nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn man diesen Burschen nicht hätte verändern können. Also empfing man ihn auf der Kommandantur in gnädiger Stimmung und hielt ihm einen Revers vor die Nase: »Wenn du unterschreibst, daß du dich in Zukunft nicht mehr gegen Volk und Staat vergehen wirst, kommst du frei«, sagte man ihm.

Karl unterschrieb und erhielt einen Entlassungsschein und eine Fahrkarte nach Stuttgart-Feuerbach.

»Wieso Stuttgart-Feuerbach?«, fragte er.

Der Beamte in der braunen Uniform grinste: »Ja, du bist in der Zwischenzeit Großstädter geworden. Feuerbach wurde Stuttgart eingemeindet, ist das kein Fortschritt?« Immer wieder hatte sich die Industriegemeinde Feuerbach vor der Nazizeit erfolgreich dagegen gewehrt, Stuttgart einverleibt zu werden.

Feuerbach war eine reiche Gemeinde mit zahlreichen Industriebetrieben und erheblichen Steuereinnahmen, die teilweise auch den Bürgern zugute gekommen waren. Nun also hatten es die Nazis geschafft, die Feuerbacher Bürger am 1. Mai 1933 mit der Tatsache ihrer Eingemeindung zu überraschen.

Ehe Karl in die Freiheit hinausgehen konnte, wurde ihm noch mitgeteilt, daß er sich täglich bei der Polizeidienststelle in Feuerbach zu melden habe.

Dann saß Karl in der Bahn und genoß die wieder gewonnene Freiheit. Es war ein milder Junitag. Die Sonne lachte von einem blauen, wolkenlosen Himmel herunter. Auf den Feldern arbeiteten die Bauern mit ihren Frauen und Kindern, mit Knechten und Mägden.

Als er abends zu Hause eintraf, empfingen ihn die überraschten Eltern, Willi und Susi herzlich und freudig erregt.

»Gut, daß du wieder da bist, Bub, wir haben uns große Sorgen um dich gemacht. Jetzt wird bestimmt alles gut werden.«

Vater, rauhbeinig wie immer, aber auch herzlich wie selten, holte einen Krug Most aus dem Keller und Mutter hantierte am Herd, um ihm Essen zu machen. Klein Susi brabbelte vor sich hin und setzte sich Karl auf den Schoß. Dann saßen alle um den Tisch und Karl sollte berichten, wie es ihm ergangen war. Karl hatte keine Lust, den Eltern von den Zuständen auf dem Heuberg zu erzählen. Er dachte dabei allerdings nicht an die eidesstattliche Erklärung, die er hatte unterzeichnen müssen und die ihn verpflichtete, mit niemandem über das Lager zu sprechen.

Karl hatte keinen Augenblick in Erwägung gezogen, die Genossen im Stich zu lassen und sich aus der Politik zurückzuziehen. Er hatte die Absicht, die Verbindung zur Partei so schnell wie möglich wieder herzustellen und weiterzukämpfen. Wenn er den Eltern über die furchtbaren Erlebnisse auf dem Heuberg berichten würde, hätten sie nur noch mehr Angst und machten sich noch größere Sorgen. Also antwortete er auf ihre Frage nur kurz und knapp: »Meine Festnahme war eine Routinesache«, dann lenkte er sie mit der Frage ab, wie es ihnen während seiner Abwesenheit ergangen sei.

Vater war noch immer arbeitslos. Mutter verdiente ein paar Pfennige mit Waschen und Putzen. Der einzige, der ein festes Arbeitsverhältnis hatte, war Willi, und es gab mit ihm ständig Streit, weil er seiner Meinung nach von seinem Lohn zuviel daheim abliefern mußte. Seit ein paar Wochen waren die sogenannten Volksempfänger, billige Radios, auf dem Markt, und Willi hätte sich gerne ein solches Gerät gekauft. Aber Vater erklärte kategorisch: »Die Miete hat Vorrang, und beim Kaufmann sind offene Rechnungen zu bezahlen« Nach Einbruch der Dunkelheit wurde Karl nervös. Wie konnte er es nur schaffen, aus dem Haus zu gehen, ohne die Eltern zu verärgern? Aber er mußte unbedingt versuchen, die Genossen zu erreichen. Zum Glück war es Vater, der die gemütliche Runde auflöste. Ihn zog es wie immer in seine Stammkneipe an der Ecke, was Willi veranlaßte, Karl verärgert zuzuflüstern: »Dafür hat er Geld, aber ich darf mir keinen Volksempfänger kaufen.«

Mutter legte ihm schnell die Hand auf den Mund: »Sei still, laß ihn halt gehen. Allzu viel ist es ja nicht, was er in der Wirtschaft läßt.«

Nachdem Vater gegangen war und draußen völlige Dunkelheit herrschte, machte sich Karl mit der Bemerkung, noch etwas frische Luft schnappen zu wollen, auf den Weg in die Stuttgarter Straße zu Maria Schneider. Sie und ihre beiden Töchter freuten sich, ihn wiederzusehen. Wie Mutter machte sich auch

Maria sofort am Herd zu schaffen, um Kaffee zu kochen und etwas zu essen zuzubereiten. Karl, der immer Hunger hatte, griff zum zweiten Mal kräftig zu. Maria berichtete ihm, daß sich alle führenden Genossen in Haft befanden. Nur Jakob war noch in Freiheit. Er war untergetaucht.

»Ich muß unbedingt Verbindung mit Jakob bekommen«, forderte Karl. Maria schlug vor, daß sie Jakobs Frau Eva aufsuchen und über Karls Entlassung aus dem KZ informieren könnte. Eva könnte bestimmt die Verbindung zu Jakob herstellen.

Als Karl später heimkam, lagen Vater, Susi und Willi bereits in den Betten. Nur Mutter war noch wach. Sie hatte auf ihn gewartet: »Bub, du mußt mir versprechen, nichts mehr für die Kommunisten zu machen.«

Karl kannte das schon, es war Mutters ewige Litanei. Sollte er einfach versprechen, was sie wünschte, um Ruhe zu haben? Sollte er mit ihr darüber diskutieren, daß man gegen den Faschismus kämpfen mußte, wenn er nicht über das ganze Volk Unglück bringen sollte? Aber er kannte ja seine Mutter. Sie würde ihn nicht verstehen. Also schwieg er.

Am anderen Morgen begann das Gerenne zum Polizeirevier, auf dem er sich täglich zu melden hatte, und zum Arbeitsamt, um sich nach Arbeit umzusehen. Auf beiden Ämtern wurde er unfreundlich empfangen. Der Polizeibeamte musterte ihn geringschätzig von oben bis unten und drückte dann widerwillig einen Stempel auf ein Formular. »Morgen will ich dich wiedersehen.«

Auf dem Arbeitsamt machte man ihm den Vorschlag, sich doch zum Arbeitsdienst zu melden. Eine andere Arbeit habe man für ihn nicht.

Karl lehnte entschieden ab: »Ich bin Facharbeiter und muß Geld verdienen. Ich will meinen Beruf ausüben.«

Daraufhin kürzten sie Vaters Arbeitslosengeld, und zu Hause gab es wieder einmal Krach.

Karl begab sich erneut zum Arbeitsamt. Er forderte energisch, den Dienststellenleiter zu sprechen. Dem erklärte er unmißverständlich: »Ich bin volljährig und mein Vater ist für mich nicht verantwortlich.«

Entweder Sie besorgen mir Arbeit, oder Sie geben mir Arbeitslosenunterstützung. Auf jeden Fall werde ich mich bis zur allerhöchsten Stelle dagegen wehren, daß mein Vater für mich Bußgeld zahlen soll.«

Das hatte Erfolg. Karl war selbst erstaunt, als Vater wieder die volle Arbeitslosenunterstützung erhielt.

Nach einigen Tagen ließ ihm Maria durch eine ihrer Töchter mitteilen, daß er sich bei ihr sehen lassen solle. Maria übergab ihm einen Zettel mit einer Adresse in Stuttgart-West. Dort sollte er sich am nächsten Tag zu einer bestimmten Uhrzeit einfinden.

Am anderen Morgen holte Karl den obligatorischen Stempel auf dem Polizeirevier ab, sprach beim Arbeitsamt vor, um zu sehen, ob es in der Zwischenzeit Arbeit für ihn gäbe, und trabte dann auf Schusters Rappen, denn Fahrgeld hatte er keines, zu der von Maria genannten Wohnung. Er war hoch erfreut, dort Jakob vorzufinden und auch Jakob freute sich. Sie umarmten sich. Karl mußte ausführlich berichten, wie es auf dem Heuberg gewesen war und welche Genossen er dort gesehen oder gesprochen hatte. Jakob war inzwischen verantwortlicher Leiter des Kreises Stuttgart und machte Karl gegenüber auch keinen Hehl daraus.

»Ich mußte einen Revers unterschreiben, daß ich mich nicht mehr gegen Führer, Volk und Staat vergehen werde. Das habe ich auch getan, um freizukommen. Aber ich denke nicht daran, mich an diesen Wisch zu halten. Wenn ihr mich brauchen könnt, bin ich bereit.«

»Das habe ich von dir nicht anders erwartet, Junge. Du hättest mich schwer enttäuscht, wenn es anders gewesen wär«, antwortete Jakob.

Dann machte er Karl in einem längeren Gespräch mit den Spielregeln der illegalen Arbeit bekannt: »Mit niemandem, außer denen, die es angeht, über die Arbeit sprechen. Die Genossen nur in das einweihen, was sie unmittelbar selbst betrifft. Immer pünktlich am Treffpunkt sein, fünf Minuten warten, und wenn der Partner nicht kommt, verschwinden. Nach einer Stunde nochmal zum Treffpunkt gehen. Wenn der Partner auch diesmal nicht erscheint, das gleiche am nächsten Tag noch einmal versuchen.

Kein schriftliches Material mit sich herumtragen, vor allem keine Namen, keine Adressen. Wenn du geschnappt werden solltest, auf keinen Fall Namen nennen, lieber schlagen lassen, auch wenn sie dich totschiessen. Ist das klar? Bist du dazu bereit?« »Es ist klar und ich bin dazu bereit«, antwortete Karl.

Danach informierte ihn Jakob, was jetzt unmittelbar getan werden mußte: »Alle führenden Genossen der Stadtteilleitung Feuerbach sind im Knast. Nur die jungen Genossen, die du kennst und die dich kennen, befinden sich noch auf freiem Fuß. Du bist der Älteste und wir schlagen vor, daß du wieder Stadtteilleiter wirst. Ihr müßt euch in Dreier oder Fünfergruppen organisieren und ihr müßt Flugblätter, vor allem für Bosch, herstellen und verteilen.«

Karl war einverstanden. Zum Abschied drückte er Jakob fest die Hand. Jetzt war er wieder in seinem Element, jetzt hatte sein Leben wieder einen Sinn.

Die Gruppe Feuerbach

Die Leitung der KPD-Gruppe Feuerbach bestand aus Jugendlichen im Alter von fünfzehn bis vierundzwanzig Jahren. Sie stammten aus Arbeiterfamilien, die schon in der Weimarer Republik die Auswüchse des kapitalistischen Systems jener Jahre erfahren hatten: Hunger und Not, Arbeitslosigkeit und Obdachlosigkeit. Als Kinder hatten sie erlebt, wie braune Nazihorden KPD-Versammlungen überfallen hatten.

Oft genug waren sie durch das Klirren kaputtgeschlagener Fensterscheiben aus dem Schlaf gerissen und bei Demonstrationen zusammengeprügelt worden. Diese Jungen wollten sich mit dem Hitlerfaschismus nicht abfinden, sie wollten ihn bekämpfen.

Karl war mit vierundzwanzig Jahren der Älteste. Als die Eltern merkten, daß er wieder mit der KPD in Verbindung stand, warfen sie ihn aus der Wohnung. Die Genossen ließen ihn, soweit sie selbst eine Bleibe hatten, reihum bei sich übernachten. Morgens meldete er sich pünktlich bei der Polizei, um anschließend die unterm Hemd versteckten Flugblätter in die Briefkästen zu stecken.

Der Schneiderlehrling Waldemar Völker war sechzehn Jahre alt. Er war der Verantwortliche für die Jugendarbeit. Waldemar mußte später vor den Faschisten in die Schweiz fliehen. 1936 meldete er sich freiwillig zu den Internationalen Brigaden in Spanien und ist in Spanien gefallen.

Marias Tochter Lydia, fünfzehn Jahre alt, war der Kurier zwischen der Stadtteilleitung und den einzelnen Fünfergruppen. Lydia und ihre Mutter wurden später zusammen mit anderen wegen Abhörens fremder Sender verhaftet. Beide befanden sich von 1944 bis zum Kriegsende 1945 in Haft.

Willi Lechner wurde schon in der Weimarer Republik zu zwei Jahren Jugendstrafe verurteilt. Nach seiner Entlassung aus der Jugendstrafanstalt stellte er sich sofort wieder für die nun illegale Arbeit zur Verfügung.

Da die Jungen zwar den guten Willen, aber noch nicht die Fähigkeit besaßen, politisch richtige und zündende Flugblätter zu verfassen, halfen ihnen eine Genossin und ein Genosse aus dem Betrieb, die genau wußten, wo die Arbeiter der Schuh drückt: Luise Kohler und Theo Gremmelsbacher. Da es sich bei Luise und Theo um zwei sehr bekannte Kommunisten handelte, die beobachtet wurden, mußten sie im Hintergrund bleiben. Aber sie waren sofort bereit und fanden auch einen Weg, der jungen Leitung bei der Herstellung der Flugblätter zu helfen. Ohne diese Hilfe wären die Jugendlichen nicht zurechtgekommen. Luise Kohler wurde im Jahr 1935 verhaftet. Sie starb später an den Folgen der Haft.

Theo Gremmelsbacher zeichnete sich durch eine sehr schöne Handschrift aus. Er beschrieb mit einem Griffel die Wachsmatrizen wie gestochen. Lydia brachte die beschriebenen Matrizen zur Familie Alt in Weil-im-Dorf, wo sie von einem Studenten vervielfältigt wurden. Danach transportierte Lydia die Flugblätter zur Familie Wolf in der Metzstraße. Dort befand sich die Anlaufstelle für Zeitungen und Literatur. Von hier aus ging das Material an die Fünfergruppenleiter Eugen Baidinger, Emil Do, Walter Fromüller, Willi Lechner und Gertrud Müller. Auch Gertrud wurde später verhaftet und in das Frauen-KZ-Lager Ravensbrück gebracht. Walter Fromüller wurde in der folgenden Zeit zur Wehrmacht eingezogen und in Kreta wegen Zersetzung der Wehrmacht zum Tode verurteilt.

Die Zusammenkünfte der Stadtteileitung fanden bei Maria statt, die sie bemutterte. Trotz ihres kärglichen Einkommens sorgte sie dafür, daß ihre beiden Mädels eine Lehre aufnahmen. Sie sollten einen Beruf erlernen, um es später einmal leichter zu haben als sie. Aber Maria tat noch mehr: Sie fütterte die arbeitslosen Genossen der Stadtteileitung durch. Auch Karl wurde von ihr mit Essen und Kleidung versorgt.

Manchmal steckte sie ihm auch Geld für Zigaretten zu.

Kurze Zeit nach ihrem Entstehen erhielt die Stadtteileitung eine unerwartete Verstärkung: Ende Juli 1933 wurde Heinrich Thunig aus dem KZ Heuberg entlassen und stellte sich sofort wieder für die politische Arbeit zur Verfügung. Jetzt waren sie komplett und arbeitsfähig.

Es bestanden regelmäßige Kontakte zu den Genossen, die für die Anleitung des Bezirks Württemberg verantwortlich waren.

Jetzt galt es, die nächste Hürde zu nehmen: Die politische Arbeit in den Betrieben, besonders bei Bosch. Hier gab es große Schwierigkeiten zu überwinden. Die entscheidenden Genossen der Betriebsgruppe, Eugen Schramm, Walter Bernsdorf, Adolf Stümpfle u. a., befanden sich in Haft. Die Jungen wußten längere Zeit nicht, an wem sie sich orientieren sollten. Aber dann zeigte sich auch hier ein Silberstreifen am Horizont. Maria hatte über eine ihr bekannte Familie aus dem Remstal erfahren, daß bei Bosch ein junger Kumpel, E. B., arbeitete, der in ihrem Dorf gewohnt hatte und kurz vor dem Verbot in die Partei eingetreten war. Die Feuerbacher Leitung legte fest, daß Maria versuchen sollte, mit Hilfe ihrer Bekannten Kontakt zu E. B. aufzunehmen.

Auch der illegalen Bezirksleitung lag der Bosch-Betrieb sehr am Herzen. Deshalb wurde Karl wieder in eine Wohnung in Stuttgart bestellt.

Dort erwartete ihn ein Vertreter der Bezirksleitung, den Karl persönlich nicht kannte. Auch diesmal wurde er mit einem herzlichen Händedruck empfangen, dann kam sein Gesprächspartner ohne Umschweife zum Thema: »Du bist selbst

ein junger Arbeiter und weißt, daß die Arbeiterklasse die entscheidende Kraft in der Gesellschaft ist.

Ohne die Kollegen in den Großbetrieben können wir die Nazis nicht besiegen«, sagte er zu Karl. Dieser nickte.

Er berichtete von ihren bisherigen Schwierigkeiten und von ihrer Hoffnung auf E. B. »Kennt ihr ihn? Ist er ehrlich und zuverlässig?« Karl antwortete wahrheitsgemäß, daß die Feuerbacher ihn persönlich nicht kannten, aber gute Genossen aus dem Remstal der Meinung wären, daß er in Ordnung sei.

Der Genosse der Bezirksleitung war zufrieden: »Ihr müßt ihn in die Prinzipien der illegalen Arbeit einführen und ihm genaue Anleitung geben, wie er im Betrieb arbeiten soll. Aber bleut ihm ein, daß er sehr vorsichtig sein und gut aufpassen muß, wie die Arbeiter auf unsere Flugblätter reagieren«, mahnte er und Karl versprach, sein Möglichstes zu tun.

Als sie ihr Gespräch beendet hatten, riefen sie ihren Gastgeber, um sich bei ihm zu bedanken. Dieser brachte eine Flasche Schnaps, goß jedem ein Gläschen ein und prostete ihnen zu: »Auf ein gutes Gelingen der gefährlichen Arbeit. Hoffentlich haben wir die Nazis bald zum Teufel gejagt.«

»Das wünschen wir uns alle und wir werden unser Möglichstes tun«, lachte der Bezirkssekretär. »Wir haben schon einiges zustande gebracht seit Januar. In fast allen Stuttgarter Stadtteilen gibt es jetzt illegale Parteigruppen.«

Karl mußte sich immer noch täglich beim Polizeirevier melden. Er hatte erfahren, daß Vater in der Zwischenzeit Arbeit gefunden hatte und besuchte nun hie und da die Mutter. Immer war es dasselbe. Obwohl sie ihn nicht verstand und obwohl sie mit seinem Leben nicht einverstanden war, hing sie doch mit großer Liebe an ihm. Sie drückte ihn an sich, kramte eine Rot- oder Schwarzwurst aus dem Kasten, kochte Kaffee, brachte eine Schachtel Zigaretten und lamentierte in einem fort: »Bub, wenn du bloß die Politik an den Nagel hängen würdest. Alles wäre gut.«

Karl versuchte, der Mutter klar zu machen, daß der Kampf gegen den Faschismus notwendig sei. »Wenn wir Hitler nicht bekämpfen und wenn der nicht bald von der Bildfläche verschwindet, dann kommt über unser Volk und über andere Völker ein großes Unglück. Es wird Krieg geben, Mutter. Das willst du doch nicht, oder?«

»Es wird schon nicht so schlimm werden, Bub. Aber wenn es so kommen sollte, wie du sagst, weshalb mußt ausgerechnet du kämpfen?« »Das ist ja das Schlimme, daß nur ganz wenige Menschen kämpfen, obwohl viele gegen die Nazis sind. Die meisten Leute haben Angst wie du, Mutter. Sie glauben, wenn sie nichts unternehmen und sich still verhalten, mit heiler Haut davonzukommen. Aber das ist ein Irrtum.

Wenn ein Krieg kommt – und die Nazis wollen Krieg - kann sich keiner verdrücken. Dann müssen die Leute an die Front und viele müssen sterben, ob sie was dagegen getan haben oder nicht. Da nützt ihnen ihre Angst auch nichts mehr. Wenn aber alle diejenigen, die Angst haben, jetzt aufstehen und kämpfen würden, könnte man vielleicht den Krieg verhindern und die Nazis zum Teufel jagen. Und dafür arbeite ich, Mutter, dafür bin ich dauernd unterwegs. Wenn ich keine andere Wahl habe, will ich lieber ins Gefängnis als in den Schützengraben, an die Front, auf andere Menschen schießen.«

Die Mutter seufzte. Sie sagte nichts mehr. Aber Karl sah in ihren Augen Sorge und Unruhe, und er strich ihr beruhigend übers Haar.

Bei den Gesprächen mit Mutter erfuhr Karl, daß der Vater nicht mehr böse auf ihn war. »Er ist nicht prinzipiell gegen die Kommunisten, Bub, er bewundert sie sogar insgeheim. Aber er macht sich halt Sorgen um dich«, versuchte die Mutter, den Vater zu entschuldigen. Sie schlug ihm vor, doch einmal abends vorbeizukommen, wenn der Vater zu Hause sei. Karl versprach es.

Maria machte ihn mit dem jungen Genossen von Bosch, E. B., bekannt. Der Bursche gefiel ihm. Er strahlte Tatendrang aus. Er brannte darauf, etwas gegen die Nazis zu tun. Und er hatte keine Angst.

Karl gab ihm die Anweisungen des Genossen vom Bezirk weiter: »Du bekommst von mir Flugblätter. Die erste Sendung übergebe ich dir übermorgen. Wir treffen uns um 17.00 Uhr im ›Krähenwald‹. Du versuchst, diese Flugblätter in die Spinde deiner Kollegen zu schmuggeln und auf dem Klo auszulegen. Wenn du merken solltest, daß dich einer beobachtet oder Verdacht schöpft, leg die Flugblätter nicht aus.

In diesem Fall spülst du sie lieber ins Klo hinunter oder verbrennst sie.

Wenn sie dich erwischen und festnehmen sollten, darfst du auf keinen Fall sagen, wer dir die Blätter gegeben hat. Das ist nicht so einfach, denn sie werden dich prügeln, um den Namen zu erfahren. Du mußt trotzdem dichhalten.«

»Mach ich, hab keine Sorge, ich laß' mich schon nicht erwischen«, antwortete E.

»Wenn du die Flugblätter abgelegt hast, ist deine Aufgabe noch nicht zu Ende. Jetzt mußt du genau aufpassen, wie die Resonanz bei den Kollegen ist. Ob sie darüber sprechen, ob sie die Blätter an die Kollegen weitergeben, ob sie sich für den Inhalt interessieren«, bemerkte Karl.

Die Aktion lief gut an. E. gelang es ohne Schwierigkeiten, die Flugblätter in die Spinde zu legen. Freudig erregt gab er Karl seine Erfolgsmeldung ab. Allerdings wußte er nicht, wie es die Kollegen aufgenommen hatten.

»Man merkt keinem eine Gefühlsregung an. Sie sprechen auch nicht darüber. Es ist klar, sie haben Schiß. Überall im Betrieb sind Anschläge angebracht,

daß illegales Propaganda und Hetzmaterial unbedingt abzuliefern sei. Andernfalls werde man bestraft, drohen sie.«

»Auf jeden Fall machen wir mit der Flugblattverteilung weiter. Sicher wird das Material gelesen. Die KPD hatte ja bei Bosch großes Ansehen und Eugen, Walter und Adolf sind bei den Kollegen bestimmt nicht vergessen«, bestimmte Karl.

Da E. in Schichten arbeitete, war es möglich, die Flugblätter breit zu streuen, und E. machte es großen Spaß, die Spinde der Kollegen zu beliefern.

Natürlich erhielt die Geschäftsleitung schnell Kenntnis von den aufgetauchten Flugblättern. Das Büro verständigte unverzüglich die Gestapo.

E., der unerfahren und auch etwas leichtsinnig war, bemerkte nicht, daß in den nachfolgenden Tagen verschiedene Kollegen ins Büro gerufen wurden, etwa eine halbe Stunde dort verweilten, um dann mit verlegener Miene und hochrotem Kopf an den Arbeitsplatz zurückzukehren. Keiner verlor ein Wort darüber. So schlug der Blitz aus heiterem Himmel ein: Es war im Oktober bei Schichtwechsel. E. wollte ein Flugblatt in einen Spind legen. Er hatte sich, wie von Karl angewiesen, vorher umgeschaut und vergewissert, daß keiner in der Nähe war. Er fühlte sich sicher. Aber in dem Moment, als er die Spindtür geöffnet hatte, löste sich ein Schatten von der Wand, packte ihn mit hartem Griff, piff mit einer Trillerpfeife. Sofort tauchten zwei weitere Schatten auf. Handschellen klirrten. Dann wurde E. abgeführt. Man brachte ihn zur Gestapo in der Silberburgstraße, vom Volksmund »Hotel Silber« genannt.

Wovon Karl vorher gesprochen hatte, war in der Praxis viel, viel schlimmer: Stundenlange Verhöre im grellen Scheinwerferlicht ohne Schlaf, ohne etwas zu essen und zu trinken zu bekommen. Immer und immer wieder dieselbe monotone Frage: »Woher kommen die Flugblätter? Wer hat sie dir gegeben?« Keine Antwort. Daraufhin Prügel.

Abwechselnd kaltes und heißes Wasser über den Kopf. Wieder das grelle Licht der Jupiterlampe, stundenlang, tagelang, nächtelang. Endlich hatten sie ihn weich. Zwischen zwei Schlägen nannte er Karls Namen, nur leise, ein Flüstern, ein Hauch. Der Gestapomensch grinste. Er hatte den Namen verstanden.

»Na also, warum nicht gleich so?« Endlich ließ man ihn schlafen.

Die zweite Festnahme

Als sich Karl ahnungslos wie üblich im Polizeirevier meldete, erwartete ihn die Gestapo. Sie brachten auch ihn ins »Hotel Silber«. Sie warfen ihn in einen Raum, ließen ihn eine Zeitlang schmoren, dann wurde die Tür aufgerissen und E. wurde hereingestoßen, hinter ihm zwei Gestapobeamte. Weinend ging E. auf Karl zu: »Ich habe deinen Namen genannt, sie haben mich ganz blutig geschlagen.«

Bei einem früheren Gespräch hatte Heinrich Thunig Karl einmal gesagt: »Wenn einer schwach wird und Aussagen macht, muß der Stärkere alles auf sich nehmen und sich lieber totschlagen lassen, als reden. Auf keinen Fall darf die Organisation aufliegen.«

Blitzartig erfaßte Karl, daß dieser Augenblick gekommen war. Leise flüsterte er E. zu: »Wälz alles auf mich ab.«

Nachdem die Gestapobeamten festgestellt hatten, daß Karl E. nicht widersprach und damit faktisch zugab, ihm die Flugblätter tatsächlich gegeben zu haben, wurde E. wieder weggebracht.

Nun begann für Karl das Kreuzverhör. Die Jupiterlampe blendete die Augen, der Gestapobeamte Mäule begann mit der Fragerei: »Von wem hast du die Flugblätter erhalten?« »Von einem, den ich nicht kenne.«

»So so, von einem Unbekannten. Wie sah er denn aus, dieser ominöse Unbekannte?« »Groß, rothaarig, mit Sommersprossen.«

»So so, mit Sommersprossen? Dir geb ich Sommersprossen!«

Der Ochsenziemer fraß sich in die Haut und in das Fleisch. Auch noch nach stundenlangen qualvollen Verhören immer wieder dieselbe Antwort:

»Namen kenn ich nicht, kenn ich nicht, kenn ich nicht!«

Endlich ließ man von ihm ab und warf ihn in ein Loch, in dem Gefangene und Mißhandelte auf dem nackten Fußboden kauerten. Es stank nach Blut und Unrat.

Endlos schienen Karl die nervenzermürenden Tage. Manchmal gab es eine Pause. Dann wurde er ins Polizeigefängnis in der Büchsenstraße gebracht. Der Volksmund hatte auch hierfür einen Spitznamen erfunden: »BüchsenSchmiere«. Karl war erleichtert, wenn er dorthin transportiert wurde, bedeutete das doch eine Atempause, Zeit zum Kräftesammeln.

Einmal brachten sie Karl nach dem Verhör nicht in die »BüchsenSchmiere«, sondern ins Polizeigefängnis II, eine total verwanzte Bude in der Schmalestraße. Zusätzliche Plagerei: Das Ungeziefer saugte wie verrückt das Blut aus dem Körper.

Erneute Vernehmung im »Hotel Silber«. Diesmal fragte Mäule nicht nach dem ominösen Unbekannten, sondern nach Jakob Krauß.

»Kennst du den?«

»Ja.«

»Woher?«

»Wir waren vor dem Verbot der KPD zusammen in der Stadtteilleitung Feuerbach.«

»So so, vor dem Verbot. Und nachher? Willst du behaupten, daß du den Krauß seither nicht mehr gesehen hast?«

»Ja, so ist's. Ich glaube, daß Krauß verzogen ist, denn ich habe ihn in Feuerbach nicht mehr gesehen.«

»Aber du wurdest mit ihm gesehen, Bürschlein«, brüllte Mäule, »und das mehrmals.«

»Das stimmt nicht!«

Man warf Karl in ein Loch im Keller. Es dauerte eine Weile, bis sich seine Augen an die Dunkelheit im Raum gewöhnt hatten. Allmählich konnte er erkennen, daß er sich diesmal nicht im üblichen Kellerraum bei den anderen Gefangenen befand. Diesmal war es eine kleine Zelle.

Nach einigen weiteren Minuten konnte er den Umriß eines Menschen sehen, und dann erkannte er ihn, Jakob.

»Ich bin's, Karl«, flüsterte er und hob die gefesselten Hände hoch.

Karl kroch auf ihn zu: »Man wollte von mir wissen, ob ich dich nach dem Verbot getroffen habe. Ich hab alles abgestritten.«

»Gut so, bleib dabei. Aber wir dürfen jetzt nicht miteinander reden, Karl, denn daß sie dich zu mir gebracht haben, hat einen Sinn. Sicher lauert irgendwo ein Spitzel und hört mit, was wir uns zu sagen haben.

Oder sie haben irgendwo eine Wanze angebracht. Also schweigen wir lieber.«

Maria erfuhr im Bäckerladen von den Verhaftungen der zwei Genossen. Sie schickte Lydia zu den Mitgliedern der Stadtteilleitung, um sie zu warnen. Sie vereinbarten, daß sie sich ein paar Tage lang nicht treffen und abwarten wollten, was geschehen würde. Wenn keine weiteren Verhaftungen folgten, sollten sich alle in drei Tagen bei Maria einfinden.

Die Flucht

Daß Karl anstatt im Polizeigefängnis II in der »Büchenschmiede« abgeliefert worden war, beruhte auf einem Versehen des Fahrers. Dieser erhielt von der Verwaltung einen Anpiff und den Auftrag, sobald er Zeit habe, den Fehler zu korrigieren und den Gefangenen von der Büchsenstraße in die Schmalestraße zu befördern. Er aber hatte keine Zeit. Abends, bei Einbruch der Dämmerung, befand sich Karl immer noch in der »Büchenschmiede«.

Gegen 17.00 Uhr wurde er aus der überfüllten Zelle geholt und in den Aufnahmeraum gebracht. Dort herrschte ein lebhaftes Kommen und Gehen. Zahlreiche SA-Männer und Gestapobeamte hatten sich eingefunden. Sie begrüßten sich lärmend, rempelten sich freundschaftlich an, tranken reihum Schnaps aus einer großen Flasche. Sie waren in euphorischer Stimmung. Karl konnte ihren Gesprächen entnehmen, daß sie eine Razzia planten, um neue Hausdurchsuchungen und neue Verhaftungen vorzunehmen.

Es war der 7. November 1933. Kurz nach 17.00 Uhr brachen sie auf.

Gefängnisdirektor Schwarz verabschiedete jeden Einzelnen mit Handschlag. Er wünschte ihnen viel Glück und einen vollen Erfolg.

Dann fiel sein Blick auf Karl, und er wandte sich mit unterwürfiger Stimme an den Kommandoführer:

»Ihr fahrt doch durch die Schmalestraße. Da könntet ihr den da mitnehmen. Der wurde heute Mittag versehentlich bei uns abgeliefert, gehört aber ins Polizeigefängnis II.«

»Geht in Ordnung«, antwortete der Kommandoführer und gab zwei SA-Männern den Befehl, Karl in den Wagen zu bringen.

Wenige Minuten später hielt der LKW vor dem Polizeigefängnis II an. Die beiden SA-Männer zerrten Karl vom Wagen herunter, klingelten am Gefängnistor, riefen durch die Sprechanlage, daß sie einen Gefangenen brächten, der versehentlich in der Büchsenstraße gelandet sei, und forderten den Pförtner auf, das Tor zu öffnen. Der Brummer summte. Karl wurde in aller Eile durch das Tor geschubst. Ohne abzuwarten, bis Karl ordnungsgemäß vom Pförtner entgegengenommen wurde, kletterten die SA-Männer wieder auf den LKW. Dieser fuhr eilig weiter. Einen Augenblick lang befand sich Karl allein auf dem schmalen Zugangsweg zwischen Tor und Gefängnisgebäude. Das Tor war noch nicht ins Schloß gefallen, der Pförtner noch nicht zu sehen, der LKW davongefahren. Schnell lief Karl die paar Schritte zurück, erreichte das Tor, ehe es zuschnappte, und machte sich aus dem Staub.

Auf der dämmrigen Straße herrschte lebhafter Feierabendverkehr.

Klopfenden Herzens mischte sich Karl unter die Leute. Er rechnete damit, daß jeden Augenblick Pfiffe ertönen, Sirenen heulen, Hunde bellen würden, daß man ihn verfolgen und zurückbringen würde. Aber nichts geschah.

Karl machte sich auf den Weg in Richtung Feuerbach. Er beeilte sich, aus dem Stadtverkehr herauszukommen, denn er war ohne Mantel und trug Holz-pantoffeln. Es war ein Glück, daß es in der Zwischenzeit dunkel geworden war.

In der Zeit von Juli bis zu seiner Verhaftung hatte es zu Karls Aufgaben gehört, für die Genossen der illegalen Bezirksleitung Quartiere zu beschaffen. Dies kam ihm jetzt zugute, denn er kannte verschiedene Möglichkeiten. Er entschloß sich, eine Wohnung bei guten, zuverlässigen Leuten in der Pragstraße anzulau-fen, die Wohnung der Familie E., Sozialdemokraten. Karl nahm an, daß man ihn dort nicht vermuten und suchen würde.

Familie E. hatte von Karls Verhaftung erfahren. Als er nun so plötzlich vor ihrer Tür stand, waren sie sehr überrascht.

»Ich bin aus dem Gefängnis geflohen.«

Vater E. zog ihn schnell in die Wohnung hinein und schloß die Tür hinter ihnen ab. Als ihnen Karl in knappen Worten von seiner Flucht berichtet hatte, machte sich Vater E. sofort auf den Weg, um Willi Lechner zu verständigen. Mutter E. verdunkelte die Fenster.

Bei der Pragstraße handelt es sich um eine Ausfallstraße von Stuttgart nach Feuerbach. Nach etwa eineinhalb Stunden hörte man von oben in der Wohnung die Sirenen des Überfallkommandos. Es fuhr im Höllentempo in Richtung Feu-erbach.

In allen Wohnungen, in denen sie Karl vermuteten, hausten sie an diesem Abend wie die Vandalen. Die Wohnungsinhaber und ihre Familien wurden vernommen, Wohnräume, Keller, Speicher und Mansarden durchsucht, Schränke durchwühlt und Schubladen herausgerissen.

In Marias Wohnung trieben sie es am tollsten. Sie bedrohten die Anwesen- den mit dem Revolver, trieben die schwerkranke Tochter Dora trotz hohen Fie- bers aus dem Bett und sperrten alle in einen Raum ein. Wenn es im Lauf des Abends an der Tür klingelte, durfte Maria nicht öffnen. Die SA-Männer entsi- cherten die Revolver und stellten sich in Position, dann riß einer die Tür auf. Aber es war nicht Karl, der vor der Tür stand, es war eine neugierige Nachba- rin. Sie wurde zu den anderen ins Zimmer gesperrt.

Maria hatte großes Glück, denn kurz vor Eintreffen der SA war Willi dage- wesen, um sie zu warnen. Sie hatte Matrizen für ein illegales Flugblatt in der Wohnung. Maria konnte das Material gerade noch in ein Paar Socken stopfen und diese an der Wäscheleine vor dem Fenster aufhängen, dann stürmten sie schon in die Wohnung.

Vor dem Haus der Eltern lungerten sie drei Tage und drei Nächte herum, nachdem sie vorher die ganze Wohnung auf den Kopf gestellt hatten. Die kleine Susi brüllte wie am Spieß, und Mutter zitterte wie Espenlaub. Morgens, wenn Mutter zum Einkaufen ging, folgten sie ihr in gewissem Abstand. Sie hofften wohl, daß sich Karl mit Mutter irgendwann und irgendwo treffen würde.

Unter diesen Umständen war es für Karl zunächst nicht möglich, seinen Schlupfwinkel wieder zu verlassen. Er fühlte, daß er eine schwere Belastung für die Familie E. war, und kam sich vor wie in einer Mausefalle. Tagsüber arbeiteten alle Familienmitglieder, und Karl durfte sich nicht rühren, denn die Wände waren hellhörig und die Nachbarn neugierig.

Nach einer Woche ergab sich endlich eine günstige Gelegenheit, aus der Wohnung in der Pragstraße herauszukommen. Die Feuerbacher NSDAP führte einen Fackelzug durch. Die Nazis und die Polizei waren mit der Organisation des Zuges voll in Anspruch genommen. Die Bevölkerung war aufgefordert worden, sich am Fackelzug zu beteiligen, und viele Bürger folgten dem Aufruf trotz des Schnees und der Kälte. Viele fürchteten sich davor, wirtschaftliche Nachteile zu erleiden, wenn sie der Aufforderung der Nazis nicht folgen würden. Andere versprachen sich Vorteile. Dennoch gab es genügend Feuerbacher Arbeiter und Angestellte, die nach wie vor nicht bereit waren, sich vor den Karren der Nazis spannen zu lassen. Die blieben in ihren Wohnungen. Es war nicht unbedingt notwendig, daß man sie als unbeteiligte Passanten auf der Straße registrierte.

Familie E. hatte sich vor Beginn des Fackelzugs nach dessen Route erkundigt. Als die Demonstranten an der Pragstraße vorübergezogen waren, huschte Karl aus dem Haus und lief in die dem Fackelzug entgegengesetzte Richtung. Hier war die Straße menschenleer. Unbehelligt und ungesehen erreichte er Marias Wohnung.

Die nichtsahnenden Genossen der Stadtteilleitung hatten den Fackelzug zu einer illegalen Sitzung ausnützen wollen. Auch sie hatten sich bei Maria eingefunden. Als Karl dort unvermutet auftauchte, fand er verlegen blickende Genossen vor. In ihren Augen sah er Angst und Schrecken. Und plötzlich bekam Karl Zweifel. War es richtig gewesen, aus dem Gefängnis zu fliehen? War er nicht für die Partei eine Belastung geworden? Heinrich Thunig nahm ihn beiseite: »Die Nazis waren hier und haben die Wohnung durchsucht. Hier kannst du nicht bleiben, du mußt wieder weg. Auch wir hätten nicht hierher kommen dürfen und werden ebenfalls sofort verschwinden.

Du gehst zur Familie E. zurück. Ich werde dafür sorgen, daß du morgen abend in einen anderen Stadtteil geschleust wirst, in dem du sicherer bist.«

Karl kehrte unbemerkt in die Pragstraße zurück und Heinrich hielt Wort. Am anderen Abend wurde Karl nach Stuttgart-Ost gebracht.

Mit den zahlreichen Verhaftungen des Jahres 1933 brachen über Tausende Menschen Not und soziales Elend herein. Die Frauen wußten nicht, wie sie ihre Kinder satt kriegen sollten, jetzt, da der Vater im Gefängnis war. Die Kinder litten Hunger und der Brotkasten war leer. Die Mieten waren fällig, und die Hausbesitzer drohten mit Räumungsklagen. Oft genug flogen Familien auf die Straße. Bittgänge zu den Wohlfahrtsämtern waren mit diskriminierenden Beleidigungen verbunden und verliefen ohnehin meistens erfolglos. Der Winter war hereingebrochen. Mäntel und warme Schuhe wurden gebraucht, aber es fehlte an Geld, es fehlte an Holz und Kohlen. Viele Nachbarn und ehemalige Freunde zogen sich zurück. Man blieb allein.

Wäre die »Rote Hilfe« nicht gewesen, viele wären vor die Hunde gegangen. Aber die »Rote Hilfe« war da, trotz Verbot. Sie linderte die größte Not und organisierte Solidarität.

Die »Rote Hilfe« war im Jahr 1924 entstanden. Damals mobilisierte sie die Werktätigen gegen Polizei und Justizterror, stellte den Angeklagten Anwälte zur Verfügung und half den Angehörigen der schon damals eingekerkerten Revolutionäre. Vor 1933 hatte die »Rote Hilfe« eine Million Mitglieder. Nach 1933 wirkte sie trotz des faschistischen Verbots illegal weiter. In vielen Städten und Dörfern sammelten Männer und Frauen der »Roten Hilfe« Lebensmittel, Kleider und Geld, betreuten Kranke, versteckten Illegale und organisierten Quartiere und Sitzungsräume. Es gelang der »Roten Hilfe«, viele nichtorganisierte, klassenbewußte Arbeiter, aber auch humanistisch eingestellte Demokraten in ihre Arbeit einzubeziehen. An einigen Orten konnten Geistliche für die »Rote Hilfe« gewonnen werden.

Nachdem Karl in Stuttgart-Ost untergebracht worden war, suchte Heinrich Thunig den Vertreter der »Roten Hilfe« auf und berichtete ihm von Karl: »Er ist ein guter Kumpel, mutig, fleißig, zuverlässig, von unserer Sache begeistert und opferbereit. Sie haben ihn geschlagen, er aber hat geschwiegen. Nun ist er aus dem Gefängnis abgehauen, und wir wissen nicht recht, was wir mit ihm anfangen sollen. Er besitzt zu wenig Leitungserfahrung und zu wenig politisches Grundwissen. Er ist zwar sehr klassenbewußt und hat einen großen Haß gegen Ausbeuter und Faschisten, aber das genügt ja nicht. Kannst du uns nicht weiterhelfen?« Der Mann von der »Roten Hilfe« versprach, sich mit den Genossen vom Bezirk in Verbindung zu setzen. Wenige Tage danach suchte ein Genosse des Bezirks Karl in seinem Quartier auf.

In der Schweiz

Karl hatte ein schlechtes Gewissen bekommen. Der Gedanke, daß seine unbedachte Flucht für die Partei eine Belastung war, drückte ihn.

Aufrichtig und ehrlich, wie es seine Art war, sprach er mit dem Genossen über seinen Konflikt: »Es gibt für mich zwei Möglichkeiten. Entweder ich stelle mich wieder der Polizei, oder aber ich versuche, ein brauchbarer Parteifunktionär zu werden.«

Der Genosse lachte: »Jetzt, wo du der Polizei durch die Lappen gegangen bist, gibt es nur die zweite Möglichkeit. Aber um ein brauchbarer Funktionär zu werden, mußt du vor allem mehr wissen und mehr können. Deshalb werden wir dich auf einen Lehrgang in die Schweiz schicken, wenn du einverstanden bist.«

Und ob Karl einverstanden war.

Für die Fahrt in die Schweiz mußten eine Menge Vorbereitungen getroffen werden. Karl besaß keinen ordentlichen Anzug, keinen Mantel und keine Schuhe. Zu seinen Eltern konnte er nicht gehen. Die Partei hatte auch kein Geld und die »Rote Hilfe« brauchte ständig mehr, als ihr zur Verfügung stand. Also suchte Heinrich Thunig Maria auf und sie half auch diesmal mit ihrem sauer verdienten Geld wieder aus. Die Genossen der Stadtteilleitung steuerten ebenfalls ihr Scherflein bei. Sie kauften einen Anzug und ein Paar Schuhe. Heinrich spendierte einen noch ganz ansehnlichen Mantel. Die »Rote Hilfe« sorgte für die Fahrkarte, für das Zehrgeld und, was das Allerwichtigste war, Karl erhielt eine Anlaufstelle in Konstanz. Der Vertreter der »Roten Hilfe« drückte ihm die Hälfte eines abgerissenen Zettels in die Hand und erklärte ihm: »Die zu diesem Zettel passende andere Hälfte befindet sich in Konstanz in der Dacherstraße Nummer Du meldest dich dort und fragst nach einem Mann namens Dem nennst du die Losung ...

... Er wird dir mit antworten. Dann vergleicht ihr eure Zettel und wenn es klappt, wird er dir hoffentlich in die Schweiz weiterhelfen können.« »Wieso hoffentlich?«, fragte Heinrich, der bei dem Gespräch anwesend war.

»Weil ich nicht weiß, ob die Adresse noch in Ordnung ist. Wir haben sie erst nach dem KPD-Verbot erhalten und bisher noch nicht in Anspruch genommen. Das heißt, daß wir noch nicht überprüfen konnten, ob damit alles in Ordnung ist. Außerdem ist der Zettel schon ein halbes Jahr alt. In der heutigen Zeit können aber von jetzt auf nachher Dinge passieren, die alles verändern. Verhaftungen können vorgenommen werden, Leute können beobachtet werden, umfallen usw.

Du siehst also, lieber Karl, es ist ein gewisses Risiko mit dieser Fahrt verbunden. Aber du mußt es wagen, es bleibt uns keine andere Wahl.

Ich werde dich in Zürich bei der Schulleitung avisieren und du meldest dich, wenn du gut in Zürich angekommen bist, bei der ›Roten Hilfe‹. Morgen früh fährst du nach Böblingen. Heinrich fährt in einem gewissen Abstand mit, um zu sehen, ob du gut aus Stuttgart hinauskommst. In Böblingen steigst du in den Zug nach Konstanz um. Und nun leb wohl, ich wünsche dir viel Glück.«

Der Genosse reichte ihm die Hand und Karl schlug dankbar ein.

Mit dem Frühzug fuhren Karl und im gleichen Abteil Heinrich unbehindert nach Böblingen. Es war ein Arbeiterzug und es war nicht schwer, im breiten Menschenstrom unterzutauchen und den Böblinger Bahnhof unerkant zu verlassen. Heinrich kehrte nach Stuttgart zurück und Karl fuhr gegen Mittag nach Konstanz weiter.

Als der Zug in Konstanz eintraf, war es schon dunkel. Das bedeutete, daß Karl gezwungen war, sich bei Passanten nach der Dacherstraße durchzufragen. Diese befand sich ganz in der Nähe der Schweizer Grenze. Die Häuser wurden spärlicher. Außer Karl befanden sich nur wenige Passanten auf der Straße. Plötzlich tauchten vor ihm zwei Gestalten auf und Karl erschrak. Es waren zwei SA-Männer in der braunen Uniform, die geradewegs auf ihn zu steuerten.

»Heil Hitler«, sagten sie und erhoben die Hände.

»Heil Hitler«, erwiderte Karl und ließ ebenfalls seinen Arm hochschnellen.

»Wo wollen Sie denn hin zu so später Stunde?«, knarrte eine schneidige Stimme und Karl knarrte ebenso schneidig zurück: »Ich suche die Dacherstraße.«

»So, so, die Dacherstraße? Nun, die ist ja gerade hier rechts um die Ecke.« Karl bedankte sich.

»Heil Hitler«, sagten die Braunhemden und gingen weiter. Karl fiel ein Stein vom Herzen.

Dann klingelte er an der Tür, hinter der sich sein weiteres Schicksal entscheiden sollte. Ob hier wohl alles gut ging? Es ging gut. Ein freundlicher, alter Mann öffnete und Karl nannte die Losung. Der Mann ließ ihn ein. Karl zeigte seinen Zettel. Der alte Mann ging ins Zimmer, kramte in einer Schublade und brachte die andere Hälfte, die sie zusammenfügten. Beide lachten. »Ich dachte schon, ihr braucht mich gar nicht«, sagte der Alte und blickte ihn freundlich an. »Jetzt lege deinen Mantel ab und mach es dir gemütlich.« Sein Gastgeber fragte nicht nach dem Woher und Wohin. Später, als Karl sich entspannt hatte, sagte der alte Mann bedächtig: »Die Grenze zur Schweiz verläuft hier ganz in der Nähe. Du mußt ein kurzes Stück über ein Feld laufen, dann über einen Bach springen, und schon bist du drüben, auf der anderen Seite, in Kreuzlingen. Morgen, wenn

es hell ist, werde ich dir alles vom Fenster aus zeigen. Und jetzt schlaf dich aus, du wirst müde sein.«

Sein Gastgeber ließ ihn lange schlafen, dann brachte er Kaffee und ein Stück Brot. Anschließend zeigte er ihm hinter der Gardine vom Fenster aus die Grenze. Sie war nur etwa 600 Meter vom Haus entfernt. Der kleine Bach entlang der Grenze war bestimmt ohne große Mühe zu überqueren.

»Du hast noch viel Zeit. Der Zug fährt erst um 13.00 Uhr von Kreuzlingen ab. Wenn Du gegen 12.30 Uhr hier weggehst, kommst du gut zurecht. Es ist besser, wenn du erst kurz vor der Abfahrt am Bahnhof bist. Es treiben sich dort Grenzer herum. Sie haben Anweisung, illegale Grenzgänger sofort zurückzuschicken.«

Kurz nach 12.00 Uhr verabschiedete sich Karl von dem sympathischen Alten. Er bedankte sich herzlich und drückte ihm kräftig die Hand. Der alte Mann bezog seinen Beobachtungsposten am Fenster und Karl bewegte sich langsam über einen Feldweg in Richtung Grenze. Plötzlich tauchten hinter einem Gebüsch zwei Grenzer auf, die sich auf Karl zubewegten. Etwa 50 Meter von Karl entfernt arbeitete ein Mann auf einem Acker, der mühsam versuchte, den gefrorenen Boden umzustößen. Die Grenzer kamen näher und waren etwa noch 20 Meter von Karl entfernt. Schnell winkte Karl dem arbeitenden Bauern zu: »Warum strengst du dich so an? Das ist doch viel zu schwer für dich. Warte doch, ich werde das für dich machen, ich bin jünger und stärker«, rief er und tat so, als ob er zu dem Bauern gehöre. Die Grenzer ließen sich täuschen, plaudernd gingen sie weiter. Karl aber sprang mit einem Satz über den Bach in die Freiheit. Der Bauer reagierte überhaupt nicht. Er hatte wohl gar nicht gehört, was Karl ihm zugerufen hatte, oder er hatte es nicht hören wollen. Als die Grenzer sich umdrehten, befand sich Karl bereits auf der anderen Seite der Grenze und verschwand im Schatten eines vereinzelt Gehöfts. Dann ging er zum Bahnhof. Kurz vor der Abfahrt erreichte er unbehindert den Zug nach Zürich und traf unkontrolliert von Schweizer Grenzern dort ein. Er hatte es geschafft. Seine Nerven entspannten sich, sein Herz schlug langsamer. Er hätte laut jubeln mögen, aber er blieb ruhig.

Bei der »Roten Hilfe« in Zürich begegnete man Karl mit Mißtrauen.

Keiner hatte ihn avisiert. Es war dort gang und gäbe, daß sich Flüchtlinge aus Deutschland meldeten und um Hilfe baten. Oft genug waren Spitzel unter ihnen, man mußte äußerst vorsichtig sein. Gründliche Überprüfungen waren notwendig, denn die Gestapo versuchte, Agenten einzuschleusen. Nun tauchte da ein junger Bursche auf und behauptete, zur Schule angemeldet zu sein. Was er erzählte, war abenteuerlich: Stadtteilleiter der KPD, Flucht, Verbindung mit

der illegalen Bezirksleitung. Karl nannte die Anlaufstelle in Konstanz und berichtete von dem alten Mann in der Dacherstraße.

Die Mitarbeiter der »Roten Hilfe« waren unschlüssig. Wenn es stimmte, was Karl erzählte, mußte man sich seiner annehmen. Aber stimmte es? Man bat ihn in einen kleinen Raum und er mußte endlos warten. Stunde um Stunde verging. Dann erschien ein Mann, den er vorher nie gesehen hatte, der aber offensichtlich über die Verhältnisse in Stuttgart sehr gut Bescheid wußte. Er ließ sich von Karl genau berichten, mit wem er Verbindungen gehabt hatte, in welchen Wohnungen er gewesen war, wie seine Gesprächspartner vom Bezirk und von der »Roten Hilfe« ausgesehen hatten. Dann sollte Karl den Inhalt einiger Leitartikel der »Roten Fahne« wiedergeben, die er illegal verteilt hatte. Dazu war Karl nicht in der Lage. Er hatte die Zeitung zwar verteilt, aber nicht alle Artikel gelesen. Das machte ihn natürlich noch verdächtiger. Plötzlich fragte sein Gegenüber: »Kennst du mich?« »Nein.«

»Aber ich bin doch in Stuttgart kein Unbekannter!« »Es tut mir leid, ich kenne dich trotzdem nicht.«

Jahre später erfuhr Karl, daß es sich bei seinem Gesprächspartner um den früheren Chefredakteur der »Süddeutschen Arbeiterzeitung«, Willi Bohn, gehandelt hatte. Es war klar, das Gespräch mit Willi war für Karl ungünstig verlaufen. Unter diesen Umständen konnte man ihn keinesfalls am laufenden Lehrgang teilnehmen lassen.

Man brachte ihn bei einem Sympathisanten der »Roten Hilfe«, einem Steuerbeamten, unter, man gab ihm Zeitungen und Bücher zu lesen und bedeutete ihm, daß er warten müsse. Die Weihnachtstage und Silvester gingen vorüber, ohne daß sich irgendetwas getan hätte.

Aber dann hatte Karl wiederum Glück. Ein Mitglied der württembergischen Bezirksleitung, der Genosse L., hatte vor der Polizei fliehen müssen. Es gelang auch ihm, in die Schweiz zu entkommen. Im Gegensatz zu Karl war er den Zürcher Freunden sehr gut bekannt.

Man fragte ihn nach Karl und er konnte bestätigen, daß Karl die Wahrheit gesagt hatte. Jetzt stand einer Teilnahme am nächsten Lehrgang der Schule im Januar 1934 nichts mehr im Wege. Auch der Genosse L. nahm an dem Lehrgang teil.

Anfang 1934 kehrte Karl nach Stuttgart zurück. Er lebte illegal. Eine konsequent antifaschistische Familie, die Hollochens in der Luisenstraße, nahmen ihn auf. Er traf sich mit Heinrich Thunig.

»Morgen bringe ich dich mit Willi in Verbindung. Der wird dich in deine zukünftige Arbeit einweisen. Du wirst mit ihm eng zusammenarbeiten. Er wird dir sagen, was du machen muß. Ich möchte ganz ehrlich zu dir sein. Willi ge-

fällt uns nicht. Er scheint seine Situation nicht zu verkraften und ist sehr nervös. Deshalb haben wir beschlossen, ihn zu entlasten und diese Entlastung mußt du übernehmen.«

Willi war nicht nur nervös, er war krank. Er war den schweren Belastungen der illegalen Arbeit nicht gewachsen. Er war nicht mehr in der Lage weiterzumachen. Willi konnte in seinem Zustand Karl nicht anleiten und in die Arbeit einführen.

Karl war enttäuscht. Er wollte nicht untätig herumsitzen und endlos warten müssen, er brannte darauf, etwas zu tun. Aber einer mußte ihm sagen, wie und wo er tätig werden konnte.

Wieder nahm sich die »Rote Hilfe« seiner an. »Wir haben beschlossen, daß Willi unverzüglich in Erholung geht und du fährst bis auf weiteres noch einmal in die Schweiz.«

Diesmal verlief die Reise weitaus problemloser als beim ersten Mal.

Karl pirschte sich bei Dunkelheit zu Fuß über die Solitude durch den Wald aus Stuttgart hinaus, bestieg in Ludwigsburg den Zug in Richtung Süden, erreichte ungeschoren Wyhlen, wo er bei einer Hebamme anlaufen sollte. Diese besorgte ihm einen Tagesschein nach Basel.

Dann wurde Karl in einem konspirativen Quartier untergebracht, in einen Kreis erprobter Genossen eingeführt, die sich im Selbststudium und bei gemeinsamen Diskussionen weiterbildeten. Karl wurde zum ersten Mal mit den Originaltexten der Klassiker des Marxismus-Leninismus bekannt gemacht. Sie studierten das »Kommunistische Manifest«, »Lohn, Preis und Profit«, »Lohnarbeit und Kapital«, »Staat und Revolution«. Karl fühlte sich glücklich und zufrieden. Er merkte, daß er jetzt, nachdem ihm die wissenschaftlichen Hintergründe vermittelt worden waren, politische Zusammenhänge viel besser erkennen konnte.

Die »Rote Hilfe«

Zu Beginn des Jahres 1935 erhielten die Genossen in der Schweiz die Nachricht, daß der verantwortliche Leiter der »Roten Hilfe« in Stuttgart verhaftet worden war. Wenige Tage später wurde Karl zur Emigrantenleitung geholt.

»Du mußt zurück nach Stuttgart, es ist notwendig, daß du die »Rote Hilfe« übernimmst.«

Vor seiner Abreise fand ein Gespräch mit dem Genossen L. statt: »Du weißt, daß wir für eine gute Sache kämpfen, Karl, dafür, daß die Nacht über Deutschland bald zu Ende geht und ein neuer Morgen anbricht. Unsere Sache ist die beste der Welt. Man muß bereit sein, dafür sein Leben zu geben. Bist du bereit?« Karl war dazu bereit.

Als er sich von seinen Genossen in Basel verabschiedete, standen manchem die Tränen in den Augen. Sie wünschten ihm viel Glück und alles, alles Gute.

Zum zweiten Mal machte er sich auf den Weg zurück ins faschistische Deutschland. Wieder schaffte er es, illegal die Grenze zu überschreiten. Wieder gelangte er über viele Schleichwege nach Stuttgart.

Wieder wohnte er bei der Familie Hollocher.

Das Kollektiv der »Roten Hilfe«, mit dem Karl zusammengeführt wurde, stand vor einer schwierigen Situation. Durch die Verhaftung des Vorsitzenden waren viele Verbindungen im Land abgerissen. Diese mußten neu geknüpft werden. Immer mehr Verhaftete und in Not geratene Familien brauchten Solidarität und Hilfe. Anlaufstellen für illegales Material mußten geschaffen, Sitzungsräume organisiert, neue Mitstreiter für den Kampf gewonnen werden.

Jetzt war Karl besser in der Lage, andere anzuleiten. Bei einer Besprechung im Kollektiv der »Roten Hilfe« entwickelte er seine Vorstellungen: »Wir müssen die »Rote Hilfe« zu einer Hilfgemeinschaft ausbauen, in die alle Gegner des Naziregimes, unabhängig von ihrer politischen Auffassung und unabhängig von ihrer Organisation, einbezogen werden.«

Es gab darüber aber unterschiedliche Auffassungen. Zwei der Leitungsmitglieder, Paul und Adolf, waren mit Karl einer Meinung, der dritte, Genosse B., war mit ihnen nicht einverstanden. Mit einem spöttischen Unterton, fast gehässig, antwortete er: »Das wollten schon andere vor dir und haben es nicht geschafft, die sind alle vorher hochgegangen.«

Karl war verduzt.

»Das hört sich ja an, als ob du resignieren wolltest. Wenn es denen vor uns nicht gelungen ist, weil sie verhaftet wurden, so ist das Ziel dennoch richtig. Jetzt müssen wir versuchen, es zu realisieren.«

»Dann versuch's doch, meinen Segen hast du.«

»Mit dem Segen ist es nicht getan, dafür muß man etwas tun.«

»Dann tu eben was«, spöttelte B.

Die Stimmung war nicht gut. Paul und Adolf spürten, daß man dem Rededuell die Spitze nehmen mußte, sie versuchten, einzulenken.

»Du hast ja recht, Karl, wir müssen es versuchen, und du sei nicht so gehässig und überheblich«, sagten sie zu B.

Sie faßten an diesem Abend den Beschluß, in die einzelnen Städte zu fahren und zu versuchen, die abgebrochenen Verbindungen wiederherzustellen. Außerdem wurde festgelegt, daß die »Rote Hilfe« eine Zeitung herausgeben sollte. Für den Inhalt und die Herstellung der Zeitung wurde Karl verantwortlich gemacht. Karl war nachdenklich geworden. B. nahm die Gefahren der Illegalität auf sich, gab vor, für die gemeinsame Sache zu kämpfen, an die er offenbar gar nicht glaubte.

Was war los mit B.? Je länger Karl darüber nachdachte, umso mehr kam er zu der Meinung, daß es sich vielleicht um einen Spitzel handeln könnte. Karl quälte sich herum.

In den nächsten Tagen war zwischen ihm und dem verantwortlichen Genossen des Bezirks ein Treffen vorgesehen, von dem B. wußte.

Wenn dieser nun tatsächlich ein Lump war und mit der Gestapo in Verbindung stand, würde man ihn möglicherweise beobachten. Es war für Karl ein unerträglicher Gedanke, daß unter Umständen in seinem Schatten ein Spitzel an den Vorsitzenden herangeführt werden könnte. Diese Unsicherheit und sein Verantwortungsbewußtsein ließen ihm keine Ruhe mehr. Schließlich entschied er sich, nicht zum vereinbarten Treff zu gehen. Damit aber waren die Verbindungen von der »Roten Hilfe« zur Partei abgebrochen. Deshalb wollte Karl versuchen, noch einmal in die Schweiz zu fahren und die Genossen um Rat zu fragen. Nachdem er sich zu diesem Entschluß durchgerungen hatte, wurde ihm leichter ums Herz.

Danach wechselte er vorsichtshalber sein illegales Quartier. Wenn bei den Hollochens eine Hausdurchsuchung stattfinden sollte, durften sie ihn dort nicht finden. Karl zog in die Wagenburgstraße zur Familie Glemser um, einem guten, der Sache des Friedens und des Antifaschismus treu ergebenen Ehepaar. Nach 1945 erwies es sich, daß B. tatsächlich ein Spitzel gewesen war. Karl hatte instinktiv richtig gehandelt.

Ehe er sich auf den Weg in die Schweiz begeben wollte, mußte unbedingt die beschlossene Zeitung hergestellt werden. Paul stellte Karl seine Wohnung zur Verfügung.

»Ich werde mit meiner Familie wegfahren, du wirst die Wohnung ganz für dich allein haben und völlig ungestört sein«, hatte er Karl versichert.

Nun saß er in der Wohnung unter dem Dach am Küchentisch und bemühte sich, einen guten Leitartikel zustande zu bringen. Plötzlich läutete es an der Tür. Karl verhielt sich ganz ruhig. Der Besucher läutete ein zweites, ein drittes Mal und wartete lange. Als ihm nicht geöffnet wurde, ging der Besucher nicht die Treppe hinunter, sondern begab sich auf den Dachboden. Karl konnte in der Wohnung genau hören, daß er auf dem Boden herumschlich und an den Mansardentüren herumfummelte.

»Das ist bestimmt die Gestapo«, dachte Karl und verbrannte, so leise es ging, seine Unterlagen im Herd. Nach einer Weile kam der Besucher wieder vom Dachboden herunter, klingelte noch einmal an der Wohnungstür, wartete und verließ, als ihm auch diesmal nicht geöffnet wurde, endlich das Haus.

Gegen 18.00 Uhr kehrten Paul und seine Familie von ihrem Ausflug zurück. Karl informierte sie über den Besuch und über seinen Verdacht. Die Leute erschrakten. Karl schickte sich an, die Wohnung zu verlassen, aber Paul wollte ihn nicht gehen lassen: »Bleib über Nacht bei uns, ich möchte nicht, daß du unterwegs geschnappt wirst.«

Karl legte ihm die Hand auf die Schulter: »Es ist besser, auf der Straße verhaftet zu werden als bei euch. Du mußt an deine Familie denken.«

Man merkte Pauls Frau an, daß sie froh wäre, wenn Karl gehen würde. Karl verabschiedete sich und trat auf die Straße. Er blickte nach rechts und links, aber weit und breit war kein Mensch zu sehen. Vielleicht war es doch nur ein Bekannter oder ein Freund der Familie gewesen, der an der Wohnungstür geläutet hatte, und er sah Gespenster.

Karl versuchte, über viele Umwege sein Quartier bei der Familie Glemser zu erreichen.

Die dritte Festnahme

Es war gegen 19.00 Uhr, die Dämmerung war schon hereingebrochen.

Karl hatte in der Zwischenzeit Stuttgart-Ost erreicht. Als er in die in diesem Stadtteil gelegene Schwarenbergstraße einbiegen wollte, kam ihm Kriminalkommissar Mäule von der Gestapo entgegen. Karl erkannte ihn sofort und erschrak. Oft genug hatte ihn Mäule damals vernommen. Aber Mäule ging an ihm vorüber. Karl atmete auf. Aber dann blieb Mäule ruckartig stehen und drehte sich um. Er hatte ihn doch noch erkannt. Mäule lief auf Karl zu und wollte ihn festhalten.

Aber Karl türmte los, Mäule hinter ihm her. Karl rannte und rannte, Mäule ebenfalls. Er ließ sich nicht abschütteln. Da war eine Mauer. Sie gehörte zu einer Gärtnerei. Karl sprang mit einem Satz über die Mauer und landete auf einem Komposthaufen. Die Jauche spritzte. Er rappelte sich auf und rannte weiter über ein langes Frühbeet ans andere Ende der Gärtnerei. Die Frühbeetfenster klirrten scheppernd. Endlich hatte er das Ende des Grundstücks erreicht. Auch hier war eine Mauer. Er zog sich hinauf. Auf der anderen Seite konnte er einen Hinterhof erkennen. Es war dunkel geworden, unmöglich, den Abstand zum Boden zu schätzen. Er sprang ab. Hart stieß er am Boden auf und zerrte sich den Fuß. Er war außerstande, weiterzulaufen. Karl blickte an sich herunter. Seine Kleider troffen und stanken nach Jauche. Er sah sich rasch um und drückte sich in eine dunkle Hausecke. Jetzt kam auch Mäule angekeucht.

Im selben Augenblick ging im Haus das Licht an. Eine Frau kam aus dem Haus, sah Karl in der Ecke kauern, erschrak sichtlich und fragte laut: »Was ist denn mit Ihnen los?« Karl gestikuliert mit beiden Händen, legte den Finger auf den Mund, bedeutete der Frau, doch still zu sein. Aber es war schon zu spät, Mäule hatte ihn bereits entdeckt.

Als er feststellte, daß Karl nicht mehr in der Lage war zu fliehen, grinste er breit und schadenfroh: »Na, hab ich dich erwischt, Bürschchen?« Er brachte den humpelnden Karl ins Polizeirevier Ostheim. Von dort aus wurde er in die »Büchenschmiere« gebracht.

Es war immer noch April. Karl hatte als Verantwortlicher der »Roten Hilfe« kaum vier Wochen Zeit gehabt, diese zu reorganisieren.

In der »Büchenschmiere« hatte sich seit 1933 nichts geändert: Eine überfüllte Zelle, Mief, Gestank, auf den Pritschen zusammengeschlagene Gestalten, blutend, stöhnend, fiebernd, zähneklappernd. Man wies Karl einen Strohsack auf dem Boden zu und er war mit seinen Gedanken allein.

Die Nacht hat viele Gesichter. Eine Nacht kann kurz sein wie ein winziger Augenblick oder lang wie die Ewigkeit. Diese Nacht war lang. Sie schenkte Karl die Zeit, sich vorzubereiten.

Am anderen Morgen holten sie ihn aus der Zelle, stießen ihn in ein Gefangenenauto und brachten ihn zur Vernehmung ins »Hotel Silber«. Karl wurde aus dem Auto gezerrt und durch ein Spalier von Braunhemden gestoßen. Auch im Vernehmungsraum wimmelte es von SA und SS-Männern. Es hatte sich herumgesprochen, daß jener Hecht wieder eingefangen worden war, der ihnen vor zwei Jahren durch die Lappen gegangen war. Sie wollten es sich nicht entgehen lassen, diesen Kerl zu sehen, ihm eine zu knallen, ihr Mütchen an ihm zu kühlen, über ihn zu triumphieren. Sie waren die Stärkeren geblieben, sie dünkten sich unbesiegbar. Als Karl den Vernehmungsraum betrat und die glotzenden SA und SS-Lümmel sah, blickte er in die Runde und bedeutete mit Daumen und Zeigefinger: »So einen kleinen Fisch habt ihr gefangen.«

Durch den Raum ging ein Zischen, Fäuste prasselten auf ihn ein.

Karl blieb aufrecht stehen: »Zerschlagt mich mit den Methoden, die euch belieben.«

Ein Gejohle, wutschraubende Gesichter, Fußtritte in die Kniekehlen, in den Bauch. Einer sprang ihm an die Kehle. Dann wurden sie von Kriminalkommissar Rauschenberger und zwei SS-Offizieren aus dem Raum gewiesen.

Karl wurde auf einen Stuhl gedrückt. Die Jupiterlampe flammte auf, das grelle Licht blendete die Augen.

»Wo hast du dich von November 1933 bis jetzt herumgetrieben? Bei wem hast du geschlafen? Wer hat dir Unterschlupf gewährt?« »Wollt ihr eine ehrliche Antwort?« fragte Karl.

»Das würden wir dir raten, sonst schlagen wir dich windelweich.«

»Gut«, sagte Karl, »meine ehrliche Antwort ist, daß ich euch das nicht sagen werde.«

Einer der SS-Schergen griff zum Ochsenziemer (eine Art Peitsche), doch Rauschenberger hielt ihn zurück.

»Warum sagst du es nicht?« »Das ist doch klar. Weil ihr diejenigen, die mir Unterschlupf gewährt haben, verhaften würdet.«

Die SS-Bestien ließen sich von Rauschenberger nicht mehr zurückhalten. Der Ochsenziemer knallte, zerriß die Hosen, fraß sich in die Haut und in das Fleisch. Wochenlang dauerte dieses Spiel: »Wo warst du seit November? Wer hat dir Unterschlupf gewährt?« Immer dieselben Fragen, immer die gleiche Antwort: »Sag ich nicht, sag ich nicht, sag ich nicht.«

Sie schlugen ihn zu Boden, trampelten auf ihm herum, würgten ihn an der Kehle.

»Macht was ihr wollt, schlägt mich tot. Ich werde euch keine Antwort geben.«

Abends ging's in die »Büchenschmiede«. Die mitfühlenden Kameraden versorgten ihn, so gut es ging: Ein Fetzen Stoff auf blutende Wunden, einen Schluck Wasser, viele gute Worte: »Halte durch, irgendwann hat es ein Ende.«

Als sie merkten, daß die Solidarität seiner Kameraden ihn stärkte, warfen sie Karl in eine Einzelzelle. Karl stellte sich auf den wackeligen Stuhl. Er zitierte mit leidenschaftlicher Stimme den Vorsitzenden der Kommunistischen Partei Ungarns, Rakosy: »Sind auch stark die Mauern, die euch umgeben, doch schwach ist die Macht, die euch gefangen hält.« Und Karl Liebknecht: »Und wenn sie uns in Banden werfen, wir sind da, und wir bleiben da, und der Sieg wird unser sein ... Und ob wir dann noch leben werden, wenn es erreicht ist – leben wird unser Programm. Es wird die Welt der erlösten Menschheit beherrschen trotz alledem!« Sie horchten an der Tür. Da drinnen war doch nur einer! Mit wem redete der ununterbrochen? Sie rissen die Tür auf. Da stand er mit leuchtenden Augen und mit geballter Faust auf dem wackeligen Stuhl: »Trotz alledem!« Sie holten Rauschenberger. »Nimm das doch aus deinem Kopf heraus«, redete der mit einschmeichelnder Stimme auf Karl ein. »Dir geschieht nichts, wenn du uns endlich die Wahrheit sagst.«

Karl sah ihn spöttisch an. Er schwieg, aber seine Augen gaben Antwort: »Was soll ich aus meinem Kopf herausnehmen? Daß man gegen euch Barbaren kämpfen muß? Daß der Faschismus besiegt werden muß? Nichts werde ich aus meinem Kopf herausnehmen, denn unsere Sache ist die edelste auf der Welt. Der Friede und der Sozialismus werden siegen, trotz alledem.«

Rauschenberger ließ kopfschüttelnd die Tür hinter ihm verschließen. Schlüssel klirrten, Schritte verhallten, Karl war wieder allein.

Die Gedanken sind frei, sie können fliegen. Nach Basel zum Beispiel, in den Kreis der Genossen. Wie schön war die Zeit dort gewesen, wie leicht. Karl war aufgefordert worden, in seiner Studiengruppe aus den »Spartakusbriefen« vorzulesen:

»An Karl Liebknecht! Ein Posten ist vakant, die Wunden klaffen, der eine fällt, die anderen rücken nach.

Nein, du bist nicht gefallen. Jetzt gehst du fort von uns, aber in der engen Zelle, hinter den eisernen Gittern, in der Jacke des Zuchthäuslers bleibst du auf dem Posten als Streiter und Führer der heiligen Sache.

Und jeder Tag, den du im Zuchthaus erlebst, ist ein Stachel für die deutsche Arbeiterklasse, jedes Geklirr deiner Ketten ist ein Posaunenruf für uns alle: Zum Kampf, zum Kampf, für unsere und deine Befreiung! Stolz und unbeugsam, ein Todfeind der Herrschenden, ein treuer Freund

und Verteidiger der Unterdrückten, ein Fahnenträger des internationalen Sozialismus, gehst du ins Zuchthaus, und die Liebe von Hunderttausenden in Deutschland und in allen Ländern begleitet Dich auf diesem Opfergang, die Blicke von Hunderttausenden werden sich auf das eiserne Tor, hinter dem du verschwindest, richten, um von dort Kraft, Mut und Begeisterung zu schöpfen.

Als Geisel unserer Ehre gehst du hin, an uns anderen ist es nun, mit letzter Kraft an der Waffe zu schmieden, mit der das deutsche Proletariat dereinst deine Ketten sprengen wird, um dich wieder an die Spitze des revolutionären Kampfheeres zu führen.

Wir kennen dich, wir wissen, du wirst aushalten. Du wirst alle Pein und Qual mit lachendem Stolz erdulden und wirst zu uns in der selben trotzigem Jugendkraft zurückkehren.

Und nun nicht viele Worte an dich, den Mann der Tat.

Durch Taten können wir allein uns deiner würdig zeigen.

Nur ein kurzer heißer Abschiedsgruß, nur ein kräftiger Händedruck: Auf Wiedersehen im Kampf.

Auf Wiedersehen, wenn sich die deutsche Arbeiterklasse aus der heutigen Schmach wieder zu ihrer historischen Größe emporrichtet.

Auf Wiedersehen mit deinem Ruf auf den Lippen: ›Nieder mit dem Krieg – nieder mit der Regierung.«

Karl legte sich auf die Pritsche. »Ich werde mich so verhalten, daß mir meine Genossen die gleiche Hochachtung entgegenbringen können, wie sie die Spartakusgruppe Liebknecht entgegengebracht hat.«

Dann schlief er beinahe glücklich ein.

Bei der Vernehmung am anderen Tag legten Rauschenberger und seine Helfershelfer eine andere Platte auf. Karl wurden Fotos vorgelegt. »Kannst du auf diesen Bildern Bekannte erkennen?« Es waren Fotos von Genossen darunter, die Karl unbedingt kennen mußte, von anderen konnten sie annehmen, daß sie Karl bekannt waren: Jakob Krauß, Albert Buchmann, Franz Stegmaier, Willi Bohn u. a. ...

»Nein, ich kenne keinen.«

Sie schäumten vor Wut. »Er sagt nichts, er kennt nichts, er weiß nichts, er hat das Buch von Felix Halle gelesen ›Wie verhält sich der Proletarier vor Gericht‹«, höhnte Rauschenberger. Karl schwieg beharrlich. Dann wurde er zum xten Mal in die »Büchenschmiere« zurückgebracht.

Sie gönnten ihm keine Atempause. Am nächsten Morgen die gleiche Leier: Polizeiauto, »Hotel Silber«, Verhör.

Seine Peiniger waren heute aufgeräumt, fast heiter. »Jetzt ist Schluß mit dem ewigen Katz-und-Maus-Spiel, Freundchen, jetzt haben wir dich. Jetzt wissen wir, wo du dich die ganze Zeit herumgetrieben hast.

Du warst in Zürich in der Schweiz. Wir wissen noch mehr. Du hast an einer Schulung der KPD teilgenommen. Streit es ja nicht ab, sonst prügeln wir dich tot«, drohte Rauschenberger. Seine Helfer grinsten.

Karl überlegte fieberhaft, woher sie es wohl wissen mochten. »Gut, ich gebe zu, in Zürich gewesen zu sein. Hier in Deutschland konnte ich nach meiner Flucht aus dem Gefängnis nicht bleiben. Aber ich war auf keiner Schule, sondern bei einem Mädchen.«

»Wir haben einen Zeugen, der mit dir die Schulbank gedrückt hat, du Hund, du miserabler.«

»Es stimmt trotzdem nicht. Das einzig Wahre an dieser Beschuldigung ist, daß ich im Volkshaus in Zürich verkehrte. Dort bekam ich täglich eine warme Suppe und konnte mich aufwärmen. Im Volkshaus hat man über die politischen Verhältnisse diskutiert. Das ist alles. Vielleicht hat das einer als Schulung aufgefaßt, aber das war es nicht. Es ist möglich, daß mich einer im Volkshaus gesehen hat, ich jedenfalls habe keinen gesehen und kenne auch keinen.«

»Wir werden dir das Gegenteil beweisen, Bürschchen«, drohte Rauschenberger, »warte nur, in ein paar Tagen wirst du Augen und Ohren aufsperrn, von wegen, ich habe keinen gesehen und kenne keinen.«

Karl rechnete mit irgendeiner Gegenüberstellung und war sehr gespannt. Aber sie blieb aus.

Viele Jahre später sollte er erfahren, was sich in jenen Tagen ereignet hatte: Auch der Genosse L. war nach Deutschland zurückgekehrt. In München war er der Gestapo in die Hände gefallen. Sie brachten ihn in den Arrestbau des KZ-Lagers Dachau. Bei der Folter durch die SS prügeln sie Karls Namen aus ihm heraus. Als sie Karl über seinen Schweizer Aufenthalt verhörten, befand sich der Genosse L. im Zuchthaus Ludwigsburg. Da Karl selbstsicher und energisch bestritt, an einer Schulung teilgenommen zu haben, wollten seine Peiniger ihm den Genossen L. gegenüberstellen.

Dieser aber weigerte sich plötzlich und widerrief seine Dachauer Aussagen. Sie prügeln L., sie knallten seinen Kopf gegen eine Wand, aber der Genosse blieb bei seinem Widerruf. Nun hatte die Gestapo wieder keine Beweise in der Hand. Sie mußten den Anklagepunkt »Schulbesuch« fallen lassen.

Jahre später begegneten sich der Genosse L. und Karl im KZ-Lager Dachau. Beim abendlichen Spaziergang auf der Lagerstraße konnten sie miteinander sprechen. Aufrichtig und ehrlich schilderte ihm L. den damaligen Vorfall.

Karl wußte, daß es sehr schwer war, eine einmal gemachte Aussage zurückzunehmen. Die Gestapo kannte mit solchen Leuten kein Erbarmen. Sie wurden den härtesten Foltermethoden ausgesetzt. Wer es fertig brachte, Aussagen zu widerrufen, wer hierzu den Mut hatte, der war nach Karls Meinung ein guter Genosse, ein ganzer Kerl. Sie waren Freunde bis zum Ende ihres Lebens, der Genosse L. und Karl.

Damals, im Jahr 1935, wußte Karl von alledem natürlich nichts. Er wartete in seiner Zelle ungeduldig auf die angekündigte Gegenüberstellung. Vielleicht waren das nur leere Drohungen gewesen. Jetzt konnte er vielleicht hoffen, daß die Verhöre endlich aufhören würden.

Aber sie ließen ihm noch immer keine Ruhe, die Vernehmungen begannen von neuem. Inzwischen war es Sommer geworden. Auf dem Weg vom Polizeigefängnis ins »Hotel Silber« konnte Karl durch die vergitterten Fensterchen des Polizeiautos sommerlich gekleidete Menschen sehen. Frauen in bunten Kleidern und spielende Kinder huschten vorüber, sie schienen heiter wie der blaue, wolkenlose Himmel.

Karl bekam Sehnsucht nach der Freiheit. Nur einen einzigen Tag lang Ruhe haben, die Sonne genießen, auf einer grünen Wiese liegen, durch rauschende Wälder gehen, bei der Mutter sitzen, Maria und die Genossen besuchen. Stattdessen endlose, anstrengende Verhöre, Rauschenbergers knarrende Stimme, das Grinsen der SS-Männer.

Eines Morgens empfangen sie ihn spöttisch, ironisch: »Na, du Unschuldengel, bist du eigentlich selbst von deiner Unschuld überzeugt oder tust du nur so? Du wirst dich wundern, was wir über dich erfahren haben. Jetzt werden wir dich einem guten Bekannten gegenüberstellen«, säuselte Rauschenberger.

Diesmal saß tatsächlich einer im Raum nebenan. Aber es war keiner, der mit ihm in der Schweiz gewesen war. Dieser, nennen wir ihn X, konnte nicht wissen, daß Karl die Schule in Zürich besucht hatte. Karl war erleichtert, denn dieser konnte eigentlich überhaupt nichts über ihn wissen. Sie hatten sich zum letzten Mal auf dem Heuberg gesehen, X und Karl. Damals wurde X in den Funktionärsbau gebracht, dann kam er ins Lager Kuhberg bei Ulm. Karl und der Genosse X kannten sich aus der Zeit vor 1933 sehr gut. Jetzt war X völlig verändert. Zerknirscht und etwas geistesabwesend, mit eingefallenen, fahlen Wangen und trüben Augen saß er auf einem Stuhl in der Ecke. Was hatten diese Banditen nur mit dem angestellt? Genosse X war 1934 aus dem KZ entlassen worden, arbeitete illegal weiter und wurde erwischt. Um einer zweiten Festnahme zu entgehen, war er aus einem Fenster gesprungen und ins Krankenhaus eingeliefert worden. Sie hatten den Schwerverletzten pausenlos traktiert und gefoltert. Während der kurzen Zeit der Freiheit hatte der Genosse X von

Maria erfahren, daß sich Karl in der Schweiz befände. Er währte ihn in Sicherheit. Er konnte nicht ahnen, daß Karl in der Zwischenzeit wieder nach Stuttgart zurückgekehrt war. Um endlich Ruhe vor der Gestapo zu haben, hatte er auf ihre hämmernde Frage nach dem Verbindungsmann zur Bezirksleitung Karls Namen genannt.

Der Genosse X erschrak, als Karl plötzlich und leibhaftig vor ihm stand. Kriminalkommissar Rauschenberger triumphierte. Er klopfte dem erblaßten X freudestrahlend auf die Schulter: »Da bringen wir dir den Sünder, der dich in diese Lage gebracht hat. Kennst du den?« »Ja, das ist Karl«, antwortete der Genosse X.

Rauschenberger lachte vergnügt: »Hat der dich angehalten, bei der KPD-Betriebsgruppe ›Norma‹ zu kassieren? Hat der dich mit dem Revolver bedroht, als du dich weigern wolltest, für die KPD zu arbeiten?« X gab Rauschenberger keine Antwort. Stattdessen wandte er sich mit weinerlicher Stimme an Karl: »Karl gib es zu, du bekommst ja doch zehn bis zwölf Jahre Zuchthaus, ich aber kann nicht mehr.«

Rauschenberger wandte sich triumphierend an Karl: »Na, da bist du platt, was?« Mitleidig sah Karl auf den Genossen X herab. »Ich beantrage einen Arzt. Der X, der spinnt.«

Rauschenberger tobte: »Jetzt habe ich aber genug. Was bist du für ein Lump? Zuerst bringst du deinen Genossen ins Unglück und dann läßt du ihn feige im Stich.«

Zu X gewandt fragte er eindringlich: »Du bleibst bei deinen Aussagen?« »Ja«, stammelte X.

Karl wurde wieder in seine Zelle gebracht und die Vernehmungen hörten auf.

Der Genosse X blieb nicht bei seinem vor Rauschenberger gestammelten Ja. Die Gegenüberstellung mit Karl hatte in der nachfolgenden Zeit eine völlig andere Wirkung, als die Gestapo sich das vorgestellt hatte. Trotz Prügel, Drohungen und Beschimpfungen widerrief X seine Aussagen gegen Karl. Sie warfen ihn für fünf Jahre ins Zuchthaus, dann landete er im KZ-Lager Dachau, wo er weitere fünf Jahre, bis zu seiner Befreiung im Jahr 1945, gefangen gehalten wurde.

Rauschenberger und seine Helfer standen erneut mit leeren Händen da. Sie mußten auch den Anklagepunkt »Hochverrat« fallen lassen.

Ihre endlosen Verhöre hatten nur einen konkreten Beweis erbracht: Karls Verbindungen zu E. B. im Jahr 1933.

Der Prozeß

Nach einigen Wochen, in denen sie Karl in Ruhe ließen, wurde er wieder ins Polizeiauto verfrachtet und ins Landesgefängnis in der Olgastraße gebracht. Das bedeutete, daß sie den Fall als abgeschlossen betrachteten und er dem Gericht zur Verurteilung überstellt werden würde.

Weihnachten und Silvester gingen vorüber. Karl befand sich noch immer in der Olgastraße. Jetzt, nachdem die Vernehmungen aufgehört hatten, waren die Feiertage für ihn erträglich. Als von den Türmen der umliegenden Kirchen das neue Jahr eingeläutet wurde und die Feuerwerkskörper knallten, stand Karl nachdenklich am Zellenfenster. Was würde dieses Jahr wohl bringen? Gefängnis, Zuchthaus? Und für wie lange? Karl rechnete damit, zehn Jahre Zuchthaus zu erhalten, und er versuchte in dieser Silvesternacht, sich darauf einzustellen, damit fertig zu werden.

In den ersten Januartagen des Jahres 1936 erhielt Karl seine Anklageschrift. Er wurde der Weitergabe illegaler KPD-Zeitungen im Jahr 1933 und der Entziehung seiner gerechten Strafe durch Flucht in die Schweiz beschuldigt.

Als die Eltern im Frühjahr 1935 von der Gestapo über Karls Verhaftung informiert worden waren, vergaßen und vergaben sie alle früheren Auseinandersetzungen. Sie standen zu ihm. Sie sorgten sich um ihn.

Vater bemühte sich um einen Rechtsanwalt. Als sie Karl diese Absicht in einem Brief mitteilten, schrieb er den Eltern, daß sie sich seinetwegen nicht in Unkosten stürzen oder gar Schulden machen dürften. Seine Straftat sei festgestellt und er werde sich selbst verteidigen.

Karl, in juristischen Fragen völlig unerfahren, wußte nicht, daß das Gesetz einen Verteidiger vorschrieb. So holten sie ihn vor Beginn des Prozesses in den Besucherraum. Dort befand sich ein Männchen, das sich als sein staatlich bestellter Pflichtverteidiger vorstellte. Karl beäugte das Männlein neugierig, fast belustigt. »Wieso Pflichtverteidiger? Ich werde mich selbst verteidigen!« »Das geht nicht. Ich muß Sie verteidigen und jetzt sollten wir gemeinsam den Prozeß vorbereiten. Dazu verlange ich von Ihnen volle Offenheit. Sie müssen mir alles anvertrauen. Sie dürfen mir nicht das Geringste verheimlichen«, forderte das Männchen.

Karl mußte lachen. »Was soll denn das? Alles, was ich weiß, habe ich bereits vor der Gestapo ausgesagt.«

»Davon ist die Gestapo aber nicht überzeugt. Die Herren sind der Meinung, daß Sie mehr gemacht haben, als Sie zugeben. Ich rate Ihnen, mir alles offen zu sagen. Wenn ich Sie wirksam verteidigen soll, muß ich alle Tatbestände wissen.

Ich hoffe, daß Sie mit fünf Jahren Zuchthaus davonkommen, aber das kann ich nur erreichen, wenn Sie mir die volle Wahrheit sagen.«

»Fünf Jahre also! Das ist ja nur die Hälfte dessen, was ich angenommen habe«, dachte Karl. Mit seinem klaren, offenen Blick sah er den Anwalt an: »Ich kann Sie nicht daran hindern, an meinem Prozeß teilzunehmen. Aber ich werde mich selbst verteidigen, dabei bleibe ich.«

Das seriöse Männlein war beleidigt. Distinguiert verabschiedete es sich: »Wenn Sie meinen, dann viel Glück. Ich übernehme für Sie keine Verantwortung!« Die Verhandlung dauerte nicht länger als eine Stunde. Karl hatte sich eine plausible Geschichte ausgedacht: Er gab zu, 1933 an E. B. Material übergeben zu haben, das er von einem unbekanntem, sommersprossigen, rothaarigen Mann im Schwimmbad erhalten habe. Er schilderte seine Flucht aus dem Gefängnis und seine Reise nach Zürich. Den freundlichen alten Mann aus der Dacherstraße verschwie er. Ja, er war ohne fremde Hilfe und ohne jegliche Schwierigkeiten aus eigenen Überlegungen mit dem Zug in die Schweiz gefahren. Dort hatte er ein Mädchen kennengelernt, das ihn mit nach Hause nahm. Sie war schlank, groß, blond und hieß Lisa.

Er war für sie Feuer und Flamme gewesen. Natürlich wollte er Lisa, die sich als Arbeiterin ihr Brot verdiente, nicht auf der Tasche liegen.

Deshalb ging er täglich ins Volkshaus Zürich, um eine heiße Suppe zu empfangen. Eines Tages hatte ihm Lisa erklärt, daß sie einen anderen Mann kennengelernt habe, der sie heiraten wolle. Nun wußte Karl nicht mehr weiter. Ohne Visum, Geld und Arbeit war es nicht möglich, in Zürich zu bleiben. Deshalb entschloß er sich, nach Deutschland zurückzukehren. Er war eben in Stuttgart eingetroffen, da lief er gleich Herrn Mäule über den Weg, der ihn festnahm.

Neben Karl saß der Pflichtverteidiger und bestaunte ihn mit offenem Mund. Richter und Staatsanwalt stellten messerscharfe Fragen: »Den Akten ist zu entnehmen, daß Sie in Zürich eine Schule der KPD besucht haben. Das hat ein Zeuge bestätigt, Angeklagter. Ein anderer Zeuge hat bestätigt, daß Sie sein Verbindungsmann zur illegalen Bezirksleitung der KPD gewesen sind.«

»Aber in den Akten steht auch geschrieben, daß das alles nicht stimmt. Der Zeuge, der mich angeblich in Zürich auf einer Schule gesehen haben will, existiert gar nicht, denn er wurde mir nie gegenübergestellt. Und der Zeuge, dessen Kontaktmann ich gewesen sein soll, war verrückt oder geistig verwirrt, wie Sie wollen. Er hat alles zurückgenommen.«

Sie kamen auf keinen grünen Zweig. »Man weiß bei dem Angeklagten nicht, was Wahrheit ist und was Legende«, meinte der Richter.

Der Staatsanwalt beantragte zwei Jahre Gefängnis.

In Karls Kopf wirbelten die Gedanken wild durcheinander. »Nur zwei Jahre!« dachte Karl. Er war im ersten Augenblick fast ein wenig enttäuscht, im zweiten jedoch fühlte er sich erleichtert und sehr glücklich.

Das Gericht zog sich zur Beratung zurück. Ein Berg hatte gekreißt und ein Mäuslein wurde geboren.

Das Gericht kehrte in den Saal zurück. »Bitte von den Plätzen erheben, das Urteil wird verkündet: ›Der Angeklagte Karl Wagner ist überführt, im Jahr 1933 für die illegale KPD verbotene Botengänge gemacht zu haben. Er erhält für diese Straftat eineinhalb Jahre Gefängnis, abzubüßen in der Strafanstalt Ulm. Die neun Monate Untersuchungshaft werden angerechnet.« Karl konnte es noch immer nicht fassen. Eineinhalb Jahre unter Anrechnung der U-Haft. Das bedeutete, daß er in einem knappen Jahr frei sein würde, frei, frei, frei.

Sie brachten ihn aus dem Gerichtssaal. Nur noch eine Nacht in der verdammten »Büchenschmiere«, dann ins Gefängnis Ulm. Wie schön.

»Ich werde meine Ruhe haben vor Rauschenberger, vor den SS-Banditen, vor dieser Karikatur eines Pflichtverteidigers, vor dem Staatsanwalt und dem Richter. Ein Jahr ist kurz, dann werde ich wieder kämpfen können. Aber dann werde ich's klüger anpacken und mich nicht noch einmal erwischen lassen.«

Im Gefängnis

Anderntags wurde Karl ins Gefängnis Ulm gebracht. Seine Hoffnung, in eine Gemeinschaftszelle zu kommen, erfüllte sich, und er wurde in die Korbflechterei eingewiesen. Er war dankbar, denn Arbeit verkürzt die Zeit.

Aber sein Glück dauerte nicht lange, dann landete er, wer weiß weshalb, wieder in einer Einzelzelle. Aber Körbe flechten durfte er weiterhin. Trotz der Einzelzelle erschien ihm Ulm fast wie eine Erholung.

Wenn sich die Zellentür öffnete, wurde ihm entweder das Essen oder Arbeit gebracht, oder er wurde zum Spaziergang auf den Hof geholt.

Es war wie ein Labsal, daß es keine Verhöre mehr gab. Karl wurde es auch gestattet, Bücher aus der Gefängnisbibliothek zu verlangen. Er beschloß, Englisch zu lernen und bestellte ein Lehrbuch.

Das Moor

Karl war es nicht vergönnt, im Handwerk des Korbflechtens Meisterschaft zu erwerben. Er war noch ein Korbmacherlehrling, als er Anfang März 1936 Ulm wieder verließ. Er wurde in die Verwaltung gebracht, mußte dort seine Anstaltskleidung abgeben, erhielt seine eigenen Klamotten und wurde zusammen mit drei anderen Gefangenen in ein Polizeiauto verladen.

»Ihr kommt als Moorsoldaten ins Emsland«, sagten ihnen die Wachmänner, »das ist gut für euch, da habt ihr frische Luft und leistet nützliche Arbeit.« Das Auto brachte sie zum Bahnhof Ulm. Dort wurden sie in einen Viehwagen verfrachtet, dessen Tür verrammelt wurde.

Als Karl noch ein Kind gewesen war, hatte der Vater vorübergehend bei einem Bauern im Emsland gearbeitet. Bei seiner Rückkehr brachte er der Mutter einen großen Strauß lilafarbener Erika mit nach Hause.

»Kinder, ist das Emsland schön! Die Gegend dort ist wie im Paradies.

Überall leuchtende Erikabüsche, eine herrliche Luft und eine wunderschöne Moorlandschaft mit vielen seltenen Vogelarten. Dort möchte ich leben«, schwärmte der Vater. Nach einigen Gläsern Most sang er mit seiner schönen Baritonstimme Heimatlieder aus dem Emsland.

Jener wunderschöne Tag der Heimkehr Vaters hatte sich tief in Karls Erinnerung eingegraben. Die Mutter strahlte. Selten hatte der Vater ihr Blumen mitgebracht. Die Erika in ihrer bunten Pracht standen in einer Vase auf dem Vertiko in der guten Stube, die man nur sonntags benützte.

Lange waren das Moor und das Paradies für den Knaben Karl ein und dasselbe. Später, während seines Aufenthalts in der Schweiz, hatten die Genossen davon gesprochen, daß auch im Emsland KZ-Lager, die sogenannten Moorlager, errichtet worden waren.

Damals hatte Karl noch keine Ahnung, daß er im Frühjahr 1936 in einem dieser Lager im Börgermoor landen würde.

Als sie in Ulm den Viehwagen bestiegen hatten, waren sie vier Mann. In Bruchsal, Mannheim und in allen weiteren Städten, in denen sich Gefängnisse befanden, wurden immer mehr Gefangene in den Viehwagen gebracht. Meist waren es Politische. Karl und die drei anderen Kameraden informierten die neu Hinzukommenden, daß sie angeblich in ein Lager im Moor gebracht würden. Die Gefangenen erschraaken. Viele von ihnen hatten bereits Bekanntschaft mit KZ-Lagern gemacht. Sie fürchteten sich davor, eventuell im Emsland ähnliche Verhältnisse vorzufinden wie auf dem Heuberg, Kuhberg, wie in Kislau usw. Sie sollten recht behalten.

Nach einer langen, nervenaufreibenden Fahrt im unbequemen Viehwagen trafen sie hungrig und durstig im Börgermoor ein, wurden durch eine Gasse von Wachleuten gejagt, die mit Kolben und Latten, an denen noch Nägel waren, auf sie einprügelten. Dann mußten sie zum Appell antreten. Ein Wachtmeister schnarrte: »Ihr Schweine seid neu und ich will euch gleich zeigen, welche Ordnung hier herrscht.«

Durch die dünnen Holzwände der gegenüberliegenden Baracke drang Stöhnen zu ihnen herüber. Es war eine Baracke, in der Gefangene gefoltert wurden. Karl dachte voller Sehnsucht an seine Zelle im Gefängnis Ulm zurück und erinnerte sich an Vaters Erzählungen über das schöne Emsland.

»Guter Vater, dein Paradies ist ein verlorenes Paradies, auf dem diese Barbaren die Hölle errichtet haben.«

Kaum konnten sie nach dem endlos langen Appell die müden Knochen auf den Pritschen ausstrecken, wurden sie wieder hochgetrieben, pünktlich um 5.00 Uhr. Betten bauen, wieder zum Appell antreten, nachdem sie eine braune Brühe und ein Stückchen Brot empfangen hatten, dann ging's ins Moor. Der Weg dorthin dauerte länger als eine Stunde. Beim Marschieren mußten sie singen. Wenn es mit dem Gesang nicht klappte, wurden sie angebrüllt und es wurde auf sie eingeschlagen.

Endlich befanden sie sich an ihrem Arbeitsplatz. Sie hatten den schweren, schwarzen Moorboden umzustechen und wegzutransportieren, laut Anweisung der Lagerführung 18 Kubikmeter pro Mann am Tag.

18 Kubikmeter Torf. Wer kann ermessen, was das bedeutete? Das war grausame Schinderei Tag für Tag. Am schlimmsten war es für die Alten und Kranken, denen auch nicht ein halber Kubikmeter nachgelassen wurde. Nach zwölfstündiger harter Arbeit begann der Rückmarsch ins Lager. Aber an Feierabend war noch nicht zu denken. »Barackensäuberung« nannten die Bewacher ihre Feierabendschikanen.

Aber bei der Ankunft im Lager erfuhren Karl und seine Kameraden neben den Schikanen der Wachleute auch die Solidarität ihrer Mitgefangenen. Die politischen Kameraden kümmerten sich um die Neuangekommenen und weihten sie in die Gepflogenheiten des Lagers ein.

Die älteren, erfahrenen Kameraden nahmen sich der Jungen an.

Die Universität des Moorsoldaten

Im Moor machte Karl Bekanntschaft mit dem Genossen Benz, der aus dem Gefängnis Breungeshain nach Börgermoor überstellt worden war. Zufällig standen die beiden nebeneinander, als ihnen ihr Stück Moor zur Bearbeitung zugeteilt wurde.

Karl sah auf den ersten Blick, daß es dieser Mann nicht gewohnt war, mit Schaufel und Spaten umzugehen, und daß es ihm unendlich schwerfiel, den schwarzen, nassen Boden umzustechen.

»Ich bin Bauarbeiter und was bist du?« fragte Karl.

»Ich bin Lehrer«, antwortete der Genosse Benz und bemühte sich schweratmend, den Spaten in den Boden zu bekommen. Dunkel war das Moor, von Nebelschwaden verhangen. Die Wachmannschaften konnten nicht jeden im Auge behalten.

Karl schaute dem Genossen Lehrer mitleidig zu. Er sah, wie Benz sich abrakerte und doch nichts zustande brachte.

»In welcher Schule warst du Lehrer?« »In der Marxistischen Arbeiterschule«, flüsterte Benz.

»In der MASCH. Die kenne ich, die hat es in Stuttgart auch gegeben. Nur leider hatte ich nie Zeit, dorthin zu gehen«, bemerkte Karl.

Nach einer kleinen Pause machte er dem Genossen Benz einen Vorschlag: »Wir müssen versuchen, jeden Tag beieinander zu bleiben. Ich bin kräftig und kann mit dem Spaten viel besser umgehen als du. Ich werde täglich dein Stück Moor mit ausstechen und du gehst hinter mir her und wirfst alles, was mir vom Spaten herunterfällt, mit der Schaufel heraus.«

Der Genosse Benz atmete auf: »Junge, ich danke dir. Ich nehme dein Angebot an und als Gegenleistung werde ich dir einiges vom wissenschaftlichen Sozialismus erzählen, solange ich hinter dir hergehe.«

Eine schnelle, herzliche Berührung der Hände, ein Blick des Einverständnisses. Karl war es, als sei plötzlich die Sonne aufgegangen. Er spuckte in die Hände und hob eine große Schaufel Moor aus dem Boden aus. Jetzt gab es einen Lichtblick, einen Sonnenstrahl im schwarzen Moor.

Mit Einfallsreichtum und List schafften sie es meistens, beisammenzubleiben und es so einzurichten, daß die ihnen zugeteilten Moorflächen nebeneinander lagen. Karl ackerte mit seinen kräftigen Armen den Moorboden um, Benz ging hinter ihm her und räumte die Reste weg. Auf diese Weise verwandelte sich das Moor in Karls Universität.

Sein Lehrer stand hinter keinem Katheder, er trug keinen Doktorhut, er trug

denselben gestreiften Häftlingsdrillich wie sein Schüler und hantierte hinter Karls Rücken mit der Schaufel.

»Stell mir einfach Fragen«, flüsterte der Genosse Benz am ersten Studientag.

Karl überlegte eine Weile. Er hatte so viele Fragen, die ihn beschäftigten. Während der langen, endlosen Nächte seiner Untersuchungshaft hatte er sich oft über den Sinn des Lebens den Kopf zermartert.

Wenn man sich mit dem Gedanken vom Sterben vertraut machen muß, möchte man unbedingt wissen, was der Sinn des Lebens ist. Damals hatte sich Karl seine eigenen Gedanken darüber zurechtgelegt, jetzt wollte er wissen, wie Benz darüber dachte.

»Sieh an, ein Philosoph«, murmelte es verwundert und erfreut hinter ihm.

»Die meisten Menschen würden auf deine Frage antworten, daß der Sinn des Lebens Glück sei. Alle Menschen träumen von einem glücklichen Leben. Das ist auch ihr gutes Recht und ein verständliches Verlangen, denn in Wirklichkeit sind die meisten Menschen nicht glücklich. Nicht nur wir Gefangene sind unglücklich, sondern auch viele Menschen draußen in der Freiheit. Viele von ihnen bemerken es gar nicht, daß sie belogen und betrogen werden, die Jugend, die Hitler in den Arbeitsdienst verpflichtet hat, um sie auf einen kommenden Krieg vorzubereiten, die ehemaligen Arbeitslosen, die für 'nen Appel und 'n Ei Autobahnen bauen müssen, die vielen, die nach wie vor kein Dach über dem Kopf haben.

Für die meisten arbeitenden Menschen war und ist das Leben nicht glücklich. Über Jahrhunderte weg lastete auf ihren Schultern ein hartes Leben, ein ständiger Kampf ums tägliche Brot, monotone und freudlose Arbeit, soweit sie überhaupt welche hatten.

Selbst dann, wenn wir einmal frei sein werden, wird das Leben weiterhin unermüdliche Arbeit und viel Kampf bedeuten, es wird immer widerspruchsvoll und voller ungelöster Probleme sein, es wird stets im Wechsel oder Nebeneinander von Erfolgen und Mißerfolgen, von Freud und Leid, Hoffnungen und Enttäuschungen verlaufen. Auch in Zukunft wird uns das Glück nicht in den Schoß fallen, wir werden dafür kämpfen müssen, solange wir leben. Aber in der sozialistischen Gesellschaft werden die Menschen bessere Voraussetzungen haben zum Glück. Unser Ziel ist das Glück aller arbeitenden Menschen.«

Karl, der aufmerksam zugehört hatte, unterbrach die leisen Worte seines Genossen: »Glück, was ist das?« Nachdenklich warf Benz ein paar Schaufeln Torf beiseite. »Glück ist relativ. Für uns wäre es das höchste Glück, endlich frei zu sein. Andere Menschen sehen ihr Glück darin, viel Geld zu verdienen, eine schöne Wohnung zu besitzen, gut essen zu können, eine gesunde Familie zu haben. Es gibt viele Mädchen, die ihr Glück darin sehen, eine gute Partie zu

machen. Nun, was soll man dazu sagen? Es besteht kein Zweifel darüber, daß es schwer ist, mit leerem Magen, mit durstiger Kehle, ohne Dach über dem Kopf glücklich zu sein.

Wenn man so leben muß wie wir hier im Lager oder wenn man keine vernünftige Arbeit, keine Wohnung und keine Kleider hat, ist es nicht möglich, glücklich zu sein. Und dennoch reicht das nicht aus. Der Mensch braucht mehr, er braucht Ideale! Ohne Ideale ist der Mensch wie ein Vogel ohne Flügel. Ein solcher Mensch weiß nicht, was wahres Glück ist. Er ist im Grunde genommen ärmer dran als wir, auch wenn er frei ist, denn wir, mein lieber Freund, haben große Ideale.

Du darfst mich bitte nicht falsch verstehen. Wir Kommunisten sind dafür, daß die Menschen gut leben, daß sie ihr Auskommen und eine sichere Existenz haben, daß sie keine Sorgen haben und nicht Not leiden müssen. Aber das kann nicht alles und nicht das Höchste im Leben sein.«

Eine Pause trat ein, Benz mußte verschnaufen. Es regnete und das Moor war schwer wie Blei. Außerdem mußte man ständig auf der Hut sein und darauf achten, daß die Wachleute nicht näher kamen und einige Wortfetzen hätten aufschnappen können. Nach einer Weile fuhr der Lehrer fort: »Andere Menschen sehen ihr höchstes Glück in der Liebe. Viele Dichter haben sie in leuchtenden Farben besungen: Goethe, Schiller, Shakespeare, Tolstoi, Maxim Gorki. Und es ist was Wahres dran. Ein Leben ohne Liebe ist kalt wie der Tod. Ein Mensch, der nicht liebt oder nicht geliebt wird, ist ein armer Teufel. Die Liebe, wenn sie tief im Herzen sitzt, ist ein großes Glück, ein starkes Gefühl, das einen Menschen sehr glücklich machen kann, das ihn beflügelt, verändert, das ihn besser macht. Deshalb müssen wir Menschen die Liebe sorgsam hüten und pflegen. Aber so schön die Liebe auch sein mag, so ist sie doch nur ein Teil eines Größeren im Leben. Wenn die Liebe nicht verdorren soll, wenn sie bestehen soll, muß man sie einem Größeren unterordnen.«

Jetzt war es Karl, der eine Verschnaufpause einlegen mußte. Der regennasse Torf verbrauchte Kraft. Er warf einen flüchtigen Blick hinter sich und erwiderte: »Dieses Größere ist die menschliche Gesellschaft und die Pflicht, menschlich zu sein und menschlich zu handeln.«

Anderntags lag über dem Moor eine brütende, dampfende Hitze. Die Sonne brannte schon vormittags erbarmungslos vom Himmel herunter. Den Gefangenen lief der Schweiß von der Stirne, die Lippen waren ausgedorrt. Karl nahm die mißlichen Umstände fast gar nicht wahr. »Mensch sein, wie stolz das klingt«, sagte er laut und selbstvergessen.

Sein Genosse mußte ihn mit einem erschrockenen »Pst!« daran erinnern, daß man leise sein mußte, um die Wachposten nicht auf sich aufmerksam zu machen.

An diesem Tag sprach sein Lehrer trotz brütender Hitze, Schweiß und Durst zum Thema Mensch.

»Ein Tier lebt, ohne zu produzieren, es lebt von dem, was die Natur ihm bietet. Der Mensch dagegen muß produzieren, um leben zu können. Er muß selbst fast alles erzeugen, was er zum Leben braucht. Das aber kann er nur gemeinsam mit anderen Menschen, nur als Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Deshalb sagt Marx, daß der Mensch ein soziales Wesen sei. Keiner kann außerhalb der menschlichen Gesellschaft existieren. Er kann nur leben, wenn er arbeitet oder wenn die Gesellschaft für ihn arbeitet, wenn er das, was er zum Leben braucht, von seinen Mitmenschen erhält.«

»Der Mensch darf nicht nur nehmen, er muß auch geben«, resümierte Karl.

»Richtig«, antwortete sein Lehrer.

»Der Mensch darf nehmen und der Mensch muß geben. Wenn alle Menschen nur nehmen wollten, ohne zugleich auch etwas zu geben, wenn alle nur Nutznießer und nicht zugleich auch Produzenten einer nützlichen Arbeit wären, dann würde das menschliche Leben aufhören zu existieren. Daraus ergibt sich eine wichtige Schlußfolgerung: Da jeder Mensch von der Gesellschaft nimmt, hat er auch die Pflicht, seinen Mitmenschen nützlich zu sein. Mensch sein im wahrsten Sinn des Wortes heißt geben, heißt anderen Menschen nützen, der menschlichen Gesellschaft nützen.«

»Wer also anderen Menschen gegenüber keine Pflichten anerkennt, wer nur nimmt, wer nur für sein eigenes Wohl, für sich selbst lebt, ist ein unnützes Geschöpf und eigentlich kein richtiger Mensch«, ergänzte Karl die Ausführungen seines Lehrers.

Langsam ging der Tag seinem Ende entgegen. Die beiden hatten ihr Arbeitspensum fast erreicht. Einer hatte vom anderen genommen, einer hatte dem anderen gegeben.

Aber noch war kein Feierabend, noch standen die Posten träge und massig am Rande des Moors. Der Genosse Benz nützte die restliche Zeit aus, um mit leiser Stimme leidenschaftlich einen Vers des großen indischen Dichters Rabindranath Tagore zu deklamieren:

Ich schlief und träumte,
Das Leben sei Freude.
Ich erwachte und sah,
Das Leben war Pflicht.
Ich handelte und siehe,
aus Pflicht ward Freude.

Dann schrillten endlich die Trillerpfeifen. »Antreten, marsch, marsch«, brüllte der Kommandoführer und die Gefangenen atmeten auf.

Als die Kolonne sich müde und zerschlagen auf dem Rückmarsch ins Lager bewegte, befahl der Kommandoführer wie immer: »Auf, auf, ein Lied!« Einer stimmte an und tausend trockene, ausgedörrte Kehlen fielen krächzend ein: »Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein und das heißt Erika ...«

Wann immer dieses Lied gesungen wurde, bekam Karl Heimweh nach dem Vater, nach der guten Stube daheim, in der Vater vor vielen Jahren das Moor und die Heide in leuchtenden Farben geschildert hatte und die Erika auf dem Vertiko prangte.

»Ende des Jahres werde ich daheim sein«, dachte Karl, »dann werde ich den Eltern viel besser erklären können, weshalb der Mensch kämpfen muß.«

Auch am anderen Tag gelang es ihnen mit viel Geschick, beieinander zu bleiben. Der Wachmann, der ihnen heute die Arbeit zuteilte, war ein berüchtigter Schinder. Weil der Genosse Benz nicht schnell genug Schaufel und Spaten aufnahm, bekam er den Gewehrkolben ins Genick und Fußtritte in die Kniekehlen. Hätte Karl ihn nicht aufgefangen, sein Lehrer wäre hingefallen. Dann standen sie wieder in der Reihe und schufteten. Heiß war der Tag und sie hatten keine Gelegenheit zu einem Gespräch, die Sonne brannte wie Feuer auf der Haut und Karl hatte Durst. »Wenn sie uns doch wenigstens einen Schluck Wasser gönnen würden.« Aber ihre Schinder hatten kein Erbarmen.

Rechts von ihnen war ein Kamerad umgefallen. Die Posten lösten sich aus dem Schatten der Sträucher, in denen sie sich vor der Sonne geschützt hatten. Sie schlugen wie verrückt auf den Kameraden ein.

Aber der Gefangene blieb regungslos liegen. Der Kommandoführer kam hinzu. Er gab einem der Bewacher einen Befehl und wandte sich wieder den schattenspendenden Sträuchern zu. Karl und der Genosse Benz beobachteten von ihrem Platz aus die Szene. Sie sahen, wie der Wachmann, der den Befehl erhalten hatte, die Pistole aus dem Halfter zog. Dann knallte ein Schuß, ein zweiter. Vom Moor flatterten aufgeschreckte Vögel auf und flogen kreischend davon. Der Mensch kann nicht fliegen wie ein Vogel, der Mensch ist an die Erde gebunden. Er muß auf dieser Erde kämpfen und, wenn es seinen Henkern beliebt, sinnlos sterben. Leb wohl, du unser Kamerad, du Moorsoldat, du ungezähltes Opfer eines barbarischen und grausamen Systems! Eine ganze Woche lang war es ihnen nicht vergönnt, miteinander zu diskutieren. Die ihnen zugeteilten Moorstreifen lagen zu dicht bei den Wachposten. Wie langsam die Zeit verging, wenn man keine Möglichkeit hatte, aus dem unerschöpflichen Quell der Wissenschaft zu trinken, die dieser Lehrer mit so einfachen, verständlichen Worten zu vermitteln in der Lage war.

Dann kam es noch schlimmer. Sie wurden auseinandergerissen und verschiedenen Kommandos zugeteilt. Der Genosse Benz war gezwungen, die schwere Arbeit ohne Karls Hilfe zu meistern. Doch es wollte ihm nicht gelingen. Er schuf-tete und quälte sich, aber er erreichte mit dem allerbesten Willen sein Quantum nicht. Das bedeutete Kolbenschläge, Essensentzug, zusätzliche Schikanen auch nach Feierabend.

Karl sah das und er schwor sich, alles zu tun, um wieder an die Seite seines geliebten Lehrers zu kommen, koste es, was es wolle.

Eines Abends, als sie kaputt und ausgepumpt ins Lager zurückgekehrt waren, freuten sie sich auf die erhoffte Ruhe. Stattdessen wurden sie auf den Appellplatz gejagt. Der Lautsprecher plärrte. Eine Führerrede wurde übertragen, die sie anhören mußten. Hitlers sich überschlagende, hysterische Stimme wurde andauernd von frenetischem Beifall unterbrochen. Der Rundfunkkommentator berichtete, daß sich auf dieser Kundgebung auf den Hamburger Werften 60 000 Arbeiter und Angestellte beteiligen würden. Ganze Belegschaften seien gekommen, konstatierte er bewundernd und zufrieden. Aus dem Lautsprecher brüllten tausende Kehlen: »Heil, Heil, Heil!« Am anderen Tag gelang es Karl tatsächlich, sich dicht an den Genossen Benz zu halten. Sie waren wieder beisammen.

»Kannst du verstehen, daß Tausende so verblendet sind? Ob die wohl jemals gegen den Faschismus aufstehen werden?« Sein Lehrer gab lange keine Antwort. Karl befürchtete schon, ein zu heißes Eisen angepackt zu haben. Aber dann nahm Benz das Gespräch doch noch auf, wie immer leise flüsternd: »Vor vierhundert Jahren lebte in Italien ein Dominikanermönch namens Giordano Bruno. Er liebte die Bücher. Jede freie Minute verbrachte er in seiner Klausur, um zu studieren. Er machte sich viele Gedanken und kam zu dem Ergebnis, daß es außerhalb der Materie keine andere wirkende Kraft gibt. Gott zu leugnen, hätte er nicht gewagt, aber er sagte, daß Gott mit der Natur, mit dem Universum, dem Kosmos identisch sei.

Weiter wagte dieser Mönch zu behaupten, daß die Erde keine Scheibe, sondern eine Kugel sei. Und nicht die Sonne drehe sich um die Erde, sondern die Erde um die Sonne. Das brachte das Weltbild der mächtigen, herrschenden Kirche ins Wanken.

Bereits vor Giordano Bruno hatte der polnische Domherr Kopernikus diese Auffassung vertreten. Er wurde wegen seiner ketzerischen Gedanken von der Kirche gerügt. Giordano Bruno wurde, kaum daß er seine Gedanken ausgesprochen hatte, als Ketzer verfolgt. Man warf ihn aus dem Orden hinaus, man zwang ihn, von einem Land ins andere zu fliehen, nach Frankreich, Holland, in die deutschsprachigen Länder, nach Böhmen und in die Schweiz.

Eines Tages faßte man ihn. Man lieferte ihn der Inquisition aus. Vor dem Vatikan in Rom wurde Giordano auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Eine große Menschenmasse war gekommen. Sie standen in einem gewissen sicheren Abstand hinter der Absperrung beim Scheiterhaufen und sahen sich das prickelnde Schauspiel an. Giordano hatte nur zwei Freunde an seiner Seite: Johannes Kepler, einen Schüler des Kopernikus, und Galilei. Er hatte auch Sympathisanten. Aber die große Masse der Menschen stand, ohne nachzudenken, auf der Seite der Kirche und forderte: ›Tötet ihn‹.

Dies hat sich vor vierhundert Jahren zugetragen. Aber heute steht die ganze Menschheit, auch die Kirche, auf den Positionen Brunos, Kopernikus', Keplers und Galileis. Niemand käme auf die Idee zu behaupten, daß die Erde der Mittelpunkt des Universums sei. Aber ohne die wissenschaftlichen Leistungen der revolutionären Wissenschaftler, ohne die Opfer Giordanos und seiner Gefährten, hätte die Wissenschaft diese Fortschritte nicht erreichen können.«

»Ich weiß schon, warum du diese Beispiele nennst«, meinte Karl, »weil in der Zukunft alle Arbeiter und alle Werktätigen auf unseren Positionen stehen werden, auch wenn wir jetzt noch wenige sind und von der großen Masse der Menschen nicht verstanden werden.«

»Richtig, aber ohne uns, ohne unser Opfer und unseren Kampf würde die Menschheit weitaus schwieriger und mühseliger fortschrittliche Positionen erreichen. Ich bin der Überzeugung, lieber Karl, daß der Tag nicht fern ist, wo man uns wegen unseres antifaschistischen Kampfes gegen Hitler und sein Regime nicht mehr einsperren, sondern loben wird. Was auch geschehen mag, ob wir diese Hölle überleben oder nicht, wir können mit Genugtuung von uns sagen, daß unser Leben einen Sinn hat und daß wir den Anforderungen des Lebens gerecht werden. Daraus schöpfen wir unsere Kraft und Zuversicht und einen langen Atem, trotz alledem.«

Mit dem Ende des Sommers war die Stunde des Abschieds gekommen. Die Breungeshainer Gefangenen hatten von Anfang an gewußt, daß sie im Herbst wieder in ihr altes Gefängnis zurücküberstellt werden würden. Da man den Willkürmaßnahmen der nazistischen Verwaltungsmaschinerie hoffnungslos ausgeliefert war und nie wußte, was der nächste Tag bringen würde, hatte sich der Genosse Benz Anfang September vorsorglich von Karl verabschiedet: »Es kann sein, daß wir morgen nach Breungeshain zurückgebracht werden. Es kann auch sein, daß das erst in einem Monat geschieht, das weiß man bei diesen Banditen nie so genau. Deshalb werde ich mich vorsichtshalber jetzt schon von dir verabschieden. Du hast mehr Glück als ich, denn dir winkt in absehbarer Zeit die Freiheit, ich wechsle nur den Standort. Ich dank dir, lieber Karl, für deine Solidarität und Hilfe. Ich werde nie vergessen, was du für mich getan hast.«

Karl widersprach seinem Lehrer.

»Du hast mir mehr gegeben als ich dir. Durch dich konnte ich meinen Horizont erweitern. Solange ich lebe, werde ich dich nicht vergessen, denn ich war hungrig und du hast mir Nahrung gegeben, geistige Nahrung. Leb wohl, Genosse Benz, bleib gesund und viel Glück.«

Schon am nächsten Tag fehlten die Breungeshainer Gefangenen beim Morgenappell. Die Kameraden sagten, daß diese heute zurücktransportiert würden. Karl war wehmütig ums Herz. Ob er den Genossen Benz wohl jemals wiedersehen würde? Er nahm sich vor, ihm zu schreiben und Päckchen nach Breungeshain zu schicken, wenn er in sechs Wochen frei sein würde.

Wieder begann der einstündige Marsch ins Moor. Wieder wurden ihm seine achtzehn Kubikmeter schwarzen Bodens zugeteilt. Wieder knurrte der Magen und ohne den Genossen Benz war der Tag unheimlich lang. Die Stunden krochen dahin wie Schnecken. Aber dann tröstete sich Karl, daß er sich ja schon in sechs Wochen auf der Fahrt nach Hause befinden würde. Wie wohl das Wiedersehen mit Vater und Mutter, mit Willi und Susi verlaufen würde? Ob die Gruppe Feuerbach noch intakt war? Ob alle bei der Stange geblieben waren? Bald würde Karl es wissen! Beim Torfstechen machte er sich auch Gedanken über die zukünftige Arbeit. Vor allem mußte man die Genossen noch gründlicher mit den konspirativen Regeln vertraut machen. Jedem einzelnen mußte eingebleut werden, was Sicherheit und Verantwortung für den anderen bedeutet. Die Hölle, durch die er und viele andere Genossen durchgegangen waren, mußte den Jungen unbedingt erspart bleiben.

Keiner durfte mehr hochgehen.

Stationen zur Hölle

Abends in der Baracke saß dann plötzlich ein Gerücht mit am Tisch. Keiner wußte so recht, woher es gekommen war und wer es aufgebracht hatte. Es hockte da, ein breiter Schatten, und wollte nicht weg.

Und allen, die auf baldige Entlassung warteten, kroch es ins Ohr: »Ihr, die ihr an eure Freilassung glaubt, laßt alle Hoffnung fahren. Ihr werdet nicht entlassen. Man wird euch in Sicherheitsverwahrung bringen. Ihr werdet weiter gefangen bleiben, immer, irgendwo im KZ, bis vielleicht einmal der Nationalsozialismus am Ende ist.«

Die Kameraden wurden unruhig. Manche gerieten in Panik. Einer schrie wie ein Tier, andere weinten.

Karl hörte das Gerücht und wußte instinktiv, daß dies nichts Erfundenes, kein Gespenst, kein Schemen, sondern handfeste Realität war. Der Traum von einer glücklichen Heimkehr, die Freude auf das Wiedersehen mit den Eltern, mit den Genossen, verschwand in der Versenkung, der sie entstiegen war. Er war verzweifelt. Wie hatte er sich nach der Freiheit gesehnt. Doch dann beschloß er, dem Gespenst keinen Triumph zu gönnen und sich keine Blöße zu geben. Er mußte die Zähne zusammenbeißen.

Am Morgen der Entlassung wurden alle Gefangenen aufgerufen, die nicht mehr zur Arbeit auszurücken brauchten. Auch Karls Name war darunter. Dann wurden einige der Kameraden in die Effektenkammer geschickt, um ihre Klammotten abzugeben und die eigenen in Empfang zu nehmen. Karl und weitere zwölf Gefangene ließ man im Warteraum sitzen.

Sie blickten sich mit banger Augen an. Einige von ihnen rannten panikartig in die Verwaltung hinüber, um sich zu erkundigen, was denn los sei. Andere liefen hinterher. Nur Karl blieb zurück. Was sollte er tun, einfach hier sitzen bleiben und warten? Denn beschweren und denen einen Triumph gönnen, kam für ihn nicht in Frage.

Schließlich ging Karl in seine Baracke hinüber.

»Ich weiß nicht, wie es mit mir weitergeht. Ich warte am besten hier, bis ich aufgerufen werde«, sagte er zu seinem Stubenältesten und griff nach dem Besen, um die Stube auszukehren. Der Stubenälteste blickte ihn mitleidig an und schwieg.

Nachmittags wurde Karl durch den Lautsprecher zur Kommandantur befohlen. Der Kommandoführer brüllte ihn an: »Weißt du nicht, daß heute dein Entlassungstag ist? Warum meldest du dich nicht?« Karl duckte sich nicht. Aufrecht stand er da: »Das weiß ich schon, aber ich weiß auch, daß ich nicht entlassen werde.«

Der Kommandoführer lief rot an. »Woher willst du das wissen, du Hund?« »Das hat man mir bereits in Ulm gesagt, bevor ich ins Moor transportiert wurde.«

Der Kommandoführer war sichtlich verärgert und enttäuscht. Karl hatte ihm die Schau gestohlen. »Wegtreten, du Lump!« Karl bekam einen Tritt in den Hintern, blieb aber fest auf seinen Füßen stehen. Erhobenen Hauptes verließ er das Büro.

Danach kamen alle diejenigen, welche morgens nicht in die Effektenkammer geschickt worden waren, doch noch dorthin. Man händigte ihnen ihre Klamotten aus, dann ging's auf Gefangenentransport.

Wieder einmal wurde ein vergitterter Waggon an einen Eisenbahnzug angehängt und die Gefangenen hineingestoßen.

Bevor Karl auf den LKW verladen worden war, der sie zum Bahnhof bringen sollte, grapschten sie nach seinen Händen. Über seinen Gelenken schnappte das Schloß der Handschellen zu. Auf seinem Begleitschein standen in schwarzen, dick unterstrichenen Buchstaben zwei Worte: »Zweimaliger« und »Fluchtverdacht«! Die Sprache, Worte und Begriffe, welch' wundervolle Eigenschaft der Gattung Mensch. Man sagt ein Wort, und jedem, der es kennt, kommt ein Begriff in den Sinn. Ein Teil davon ist allen gemeinsam, anderes denkt jeder nur allein. So lernen und planen wir und verstehen einander. Ohne die Sprache wäre der Mensch nicht Mensch geworden.

Es gibt Wörter, unscheinbar wie andere auch, die haben furchtbare Wirkung. »Zweimaliger«, das war so ein Wort. Einer von der SS brauchte es nur zu hören und dachte immer dasselbe: Das ist einer, den wir noch nicht kleingekriegt haben, der immer noch von sich selbst und seinem Anderssein überzeugt ist. Ein Rückfälliger: Im KZ gewesen, entlassen, weitergekämpft, wieder gefangen, zweimalig.

Oder: Im KZ gewesen, entlassen, entgegen Verbot und Drohung über die Zustände im Lager berichtet, angezeigt, verhaftet, zweimalig.

Und noch immer aufrecht.

»Zweimaliger«, das bloße Wort erzeugte bei den SS-Schergen im Innersten Angst und die Sucht, diesen Andersdenkenden zu quälen, zu erniedrigen, zu zerstören. Mit allen Brutalitäten, die sie sich nur ausdenken konnten: Schläge, Folter, einen Strick zum Erhängen, eine Kugel in den Kopf oder langsames, qualvolles Sterben, je nach Laune.

Die »Zweimaligen« in den Lagern waren in den zwölf Jahren Gefangenschaft tausendfachen Torturen ausgesetzt.

Auch der Gefangene Karl Ockenfuß aus Böblingen war ein »Zweimaliger«. Auch ihm wurden Fesseln angelegt.

Es waren insgesamt dreizehn, die im halbdunklen, stickigen Waggon ins Ungewisse befördert wurden. Man enthielt ihnen Essen und Trinken vor, sie hatten Hunger und Durst. Aber noch viel schlimmer war die Ungewißheit über das Ziel ihrer Reise. Das Rattern der Räder, das Geschaukel des Waggons, die harten unbequemen Bänke, die Pfiffe der Lok zerrten an ihren Nerven.

Hin und wieder hielt der Zug auf einem Bahnhof an. Aber der Lokführer richtete es jedesmal so ein, daß ihr Waggon weit draußen, außerhalb des Bahnsteiges stand. Sie hatten keine Möglichkeit, andere Reisende zu sehen oder zu sprechen. Was hätte es ihnen auch genützt? Die Reisenden hätten sich ja doch gescheut, mit ihnen zu reden, denn damals, im faschistischen Deutschland, glaubten die meisten Menschen an die Greuelmärchen der Nazis von den Antifaschisten als Untermenschen, als angeblich kriminellen Elementen, denen man im Interesse der Volksgemeinschaft das Handwerk legen müsse.

Nach Einbruch der Dunkelheit hielt der Zug auf einem größeren Bahnhof an. Der Waggon mit den Gefangenen wurde abgehängt und auf einem Nebengleis abgestellt.

Die Dreizehn warteten gespannt, was nun kommen würde. Plötzlich wurde die Tür entriegelt, uniformierte Männer stürmten herein, zerrten sie aus dem Zug und verfrachteten sie in ein Polizeiauto. Während der Fahrt durch die erleuchteten Straßen versuchten sie herauszufinden, wo sie sich befänden. Plötzlich sagte einer der Kameraden: »Diese Stadt kenne ich, das ist Hannover!« Sie wurden ins Gefängnis gebracht, erhielten eine dünne, läpprige Suppe, die nicht einmal mehr warm war, dann wurden sie in eine Gemeinschaftszelle gesperrt. Auf dem Boden lagen wenigstens Strohsäcke. Sie konnten endlich die steif gewordenen Glieder ausstrecken.

Morgens um 5.00 Uhr wurden sie wieder abgeholt, durch die noch in Dunkelheit eingehüllte Stadt gefahren, wieder zum Bahnhof gebracht und in ihren Waggon verladen wie Vieh.

Karl und dem Kameraden Ockenfuß schmerzten die Handgelenke.

Die Fesseln hatten die Haut aufgerieben. Sie brannte wie Feuer. Nach einer Ewigkeit des Wartens wurde der Waggon an einen anderen Zug angehängt. Wieder das Rattern der Räder, die Pfiffe der Lok, das Geschaukel des Waggons und immer und immer wieder dieselben bangen Fragen: »Wohin bringen sie uns, was haben sie mit uns vor?« Die Teufelsfahrt zog sich über Tage hin. Allmählich gewöhnten sie sich an den neuen Rhythmus ihres Gefangenendaseins: Endlos lange Eisenbahnfahrten ohne ein Stückchen Brot, ohne einen Schluck Tee.

Nach Einbruch der Dunkelheit Empfang durch die Gefängnisaufseher in immer denselben Uniformen und mit den gleichen, regungslosen, unnahbaren

Gesichtern. Übernachtung in einem immer neuen Gefängnis, in Gemeinschaftszellen mal mit, mal ohne Strohsäcke.

Breungeshain: »Genosse Benz, geliebter Lehrer, in welcher Zelle schmachtest du? Fühlst du, wie nahe wir uns sind?« Bruchsal, Stuttgart: Der Kreis hatte sich geschlossen, Karl befand sich wieder in der »Büchenschmiede«. Ihm war schwer ums Herz.

Wie anders hatte er sich die Rückkehr in seine Heimatstadt vorgestellt.

Hätten doch wenigstens die Eltern eine Ahnung gehabt, vielleicht wären sie ans Tor gekommen, vor welchem er ausgeladen wurde, vielleicht hätten sie ihn erspäht. Aber die Eltern hatten ja keine Ahnung, wie nahe er ihnen war.

Auch die »Büchenschmiede« war nur eine Zwischenstation. Die Fahrt ging weiter ins KZ-Lager Welzheim. Dort herrschte der berühmte Lagerkommandant Buck, dessen Devise lautete: »Es gilt, die Gefangenen zu züchtigen!« Er und sein Stellvertreter Eberle handelten entsprechend. Die beiden »Zweitmaligen« erhielten Sonderbehandlung. Das bedeutete drei Tage lang kein Essen, nur Wasser. Das bedeutete dieselben Stiefel und dieselben Fäuste wie auf dem Heuberg, wie im Moor, nur daß sie noch gemeiner und brutaler zuschlugen.

In Dachau

Drei Wochen lang verbrachten die Gefangenen im Durchgangslager Welzheim. Dann wurde ihnen eröffnet, daß sie ins KZ-Lager Dachau kämen. Karl war erleichtert. Sehnsüchtig wünschte er sich den Tag der Abfahrt herbei. Er wußte, daß das KZ-Lager Dachau größer war als das kleine Welzheim und er hoffte, dort untertauchen zu können, dort einer von vielen und kein »Zweitmaliger« mehr zu sein.

Eine Woche vor Weihnachten war es so weit. Die dreizehn kamen wieder auf Transport. Widerspruchsvoll waren die Gedanken, Hoffnungen und Ängste des kleinen Häufleins auf dem LKW, der auf schneeverwehten, eisglatten Straßen nach Dachau rollte. Eine schneidende Kälte stach ihnen in die Haut, ein eiskalter Wind pfiff ihnen um die Ohren und eine schlimme Ungewißheit lastete auf ihnen wie eine Zentnerlast. Sie versuchten, einander Mut zu machen.

»Schlimmer kann's nicht werden«, sagte einer, und ein anderer: »Ich habe gehört, daß es in Dachau eine Kantine gibt, in der man einkaufen kann.«

Sie malten sich aus, daß sie in Dachau mehr Bewegungsfreiheit hätten, daß sie dort nicht so eingepfercht wären. Unbewußt schöpfte die kleine zusammengewürfelte Gesellschaft auf dem LKW Kraft aus ihrer Gemeinschaft. Es war ihnen ein großer Trost und eine Hilfe, daß sie sich nicht auf sich allein gestellt fühlen mußten. Gemeinsam konnte man mit dem Monster Angst besser fertig werden.

Es war Abend, als der LKW vor dem Dachauer KZ-Lager anhielt. Den Gefangenen bot sich ein beklemmendes Bild. Vom grellen Scheinwerferlicht hell erleuchtet wirkte das Lager wie ein bleiches Gespenst in der Dunkelheit der Nacht. Unbeweglich standen die Maschinengewehr-Doppelposten auf den finster drohenden Wachttürmen.

Das Flutlicht huschte über die mit Starkstrom geladene Hochspannungsleitung und über die Mauer, die als zweite Sicherung das Lager umschloß. In dem Streifen zwischen Stacheldraht und Mauer patrouillierten die Wachposten, die im Blickkontakt mit den Wachleuten auf den Türmen standen.

Den Gefangenen blieb nicht viel Zeit, ihr neues Lager näher zu betrachten. Hektisch, mit Püffen und Schlägen, wurden sie vom LKW ans Tor getrieben und angeschrien, stramm zu stehen.

Das schmiedeeiserne Tor am Jourhaus. Über diesem Höllentor hätte Dantes Inschrift stehen müssen: »Ihr, die ihr eintretet, laßt alle Hoffnung fahren.« Stattdessen schmückten die Nazis das Tor mit der diabolischen Inschrift: »Arbeit macht frei!« Es war schon dunkel, als die dreizehn dieses Tor durchschritten,

das sie endgültig, nach dem Willen der Faschisten für tausend Jahre, der Freiheit berauben sollte. Nun wurden sie in die Effektenkammer, dann in die Kleiderkammer gejagt.

Und wieder strammstehen. Diesmal auf dem menschenleeren, von einem milchigen Licht dürftig erhellten Appellplatz. Plötzlich stand ein SS-Führer vor ihnen, drall und schwammig, in der Hand eine Reitgerte, um den Mundwinkel ein breites Grinsen. Er stellte jedem einzelnen die stereotype Frage: »Warum bist du hier?« Als Karl an der Reihe war, antwortete er wahrheitsgemäß: »Ich komme aus dem Moor.«

Der SS'ler geriet in Rage: »Und wo warst du das erste Mal, du Hund? Meinst du ich sehe nicht, daß du ein ›Zweimaliger‹ bist?« Diesmal sauste die Reitgerte um Augen, Mund und Nase. Aber Karl duckte sich auch diesmal nicht. Aufrecht blieb er stehen und blickte den SSler spöttisch an.

Die beiden »Zweimaligen« wurden von ihren elf Kameraden getrennt. Ihre Hoffnung auf Anonymität zerplatzte wie eine Seifenblase.

Der Bock



Der Bock (Häftlingszeichnung von Albert Kerner)

In Dachau gab es ein gefürchtetes Marterinstrument, den Bock. Es handelte sich um ein Holzgestell mit Schleifen und Riemen, um den Gefangenen zu fesseln, und mit einer Art Falle für die Füße. Da hinein hatte sich der Häftling zu stellen und seinen Körper über den Bock zu legen. Dann wurde ein Gurt um die Hüfte befestigt und die Hände in Schlaufen gezwängt. War der Häftling aufgeschnallt, peitschten SS-Leute mit dem Ochsenziemer auf den Gefangenen ein. Der Ausgepeitschte hatte laut mitzuzählen von eins bis fünfundzwanzig. Wenn er sich verzählte, erhielt er zusätzliche Hiebe. Nach kurzer Zeit zerrissen die Hosen, und das Leder fraß sich in das Fleisch. Anschließend folgten fünfundzwanzig Kniebeugen.

Am Tag nach ihrer Ankunft machten die beiden »Zweitmaligen« mit diesem Marterinstrument Bekanntschaft. Es sollte nicht das letzte Mal sein.

Hinter dem Stacheldraht der »Zweitmaligen«

Im dunklen Häftlingsdasein der KZ-Lager gab es nur wenige Sonnenstrahlen. Einer der Lichtblicke war ein monatlicher Brief, den man seinen Angehörigen schreiben und von ihnen empfangen durfte. Ein anderer Lichtblick waren kleine Geldbeträge, die sich die Angehörigen nicht selten unter Opfern vom Mund abgespart hatten. Der Häftling konnte sich mit diesem Geld in der Kantine etwas kaufen: Ein zusätzliches Brot, ein paar Gramm Butter, eine Schachtel Zigaretten. Dies galt nicht für die »Zweitmaligen«.

Karl mußte eine Erklärung unterschreiben, in der es hieß:

»Da ich mich erneut gegen Volk und Staat im staatsfeindlichen Sinn betätigt habe und daher zum zweiten Mal in Schutzhaft genommen werden mußte, unterliege ich den verschärften Haftmaßnahmen.

1. Ich darf im Vierteljahr nur einen Brief empfangen und schreiben,
2. Ich darf im Vierteljahr nur 10 RM empfangen,
3. Der Empfang jeglicher Pakete ist verboten.«

Aber neben der Härte der SS erlebten die beiden Neuankömmlinge auch in Dachau die große, starke Kraft der Solidarität.

Die Gefangenen des Strafblocks, die selbst nichts besaßen, gaben den beiden Neuen unendlich viel: Ein nasses Tuch auf den schmerzenden Kopf, ein gutes Wort, einen mitleidvollen Blick, einen Händedruck.

Was können Hände nicht alles vermitteln: Sie können Kraft geben und sagen, daß der andere die Qualen nach dem Bock aus eigener Erfahrung kennt. Sie können trösten und Mut machen.

Die Solidarität der »Zweitmaligen« hüllte die beiden Neuen wie ein warmer, flauschiger Mantel ein. Das half ihnen, den schweren Anfang zu überwinden.

Ein wichtiger Bestandteil der Starthilfe waren wertvolle Ratschläge und hundertfach erprobte Erfahrungen der Kameraden. Die hämmerten ihnen ein: »Das wichtigste ist, daß du nicht auffällst, Kamerad. Hüte dich davor, aufzufallen.«

Sie halfen ihnen beim Nichtauffallen, ja, das Kollektiv der »Zweitmaligen« organisierte dieses Nichtauffallen geradezu.

Wenn morgens um 5.00 Uhr erbarmungslos der »Bär« (eine Sirene) brummte, mußte man sofort von der Pritsche hochspritzen, in den Waschraum hetzen, das »Bett« bauen, die braune Brühe trinken, die sie Kaffee nannten, die dünne Scheibe Brot hinunterschlingen, das Geschirr sauber machen, zum Appell antreten, um anschließend auszurücken.

Jede einzelne dieser Tätigkeiten, die im Höllentempo verrichtet werden mußten, war mit tausend Tücken verbunden, bei allen diesen Tätigkeiten konnte man sehr leicht auffallen.

Wer das Ding nicht richtig baute, das sie »Bett« nannten, mußte strafstehen. An wessen Geschirr noch ein Tropfen Wasser glänzte, mußte hüpfen oder robben. Der Spind, der nicht ordnungsgemäß eingeräumt war, wurde von den SS-Kontrolluren rigoros mit einer einzigen Handbewegung ausgeräumt, die wenigen Habseligkeiten flogen auf dem Boden herum. Der Gefangene erhielt den Befehl, mittags, während die Kameraden ihr Essen in Empfang nehmen durften, den Spind wieder einzuräumen, um anschließend mit leerem Magen auszurücken.

Die Organisation des Zauberworts »Nichtauffallen« vollzog sich ohne große Worte. Der Stubenälteste und die Kameraden, die ins Revier oder zur Vernehmung gebracht wurden, nützten die kurze Zeit des Wartens auf den Abtransport, um die Pritschen zu kontrollieren, den Fetzen Stoff geradezuziehen, den sie »Bet-tuch« nannten, die Karos oder Streifen auf den zerschlossenen Decken vorschriftsmäßig auszurichten, ehe die SS-Schinder zur Kontrolle auftauchten.

Auch die Spinde der Neuankömmlinge wurden von den Kameraden begutachtet. Sie zeigten ihnen, wie der Spind einzuräumen war, damit ihre Peiniger keinen Anstoß daran nehmen konnten.

Die »Zweitmaligen« wurden streng isoliert gehalten. Für sie gab es nichts anderes als schuften, hungern, strafexerzieren und eine Reihe besonderer Schikanen, die sich die SS ausgedacht hatte.

Sie mußten die schwersten und niedrigsten Arbeiten verrichten. Sie mußten mit Loren Kies transportieren und zwar im Laufschrift, traktiert von den Gewehrkolben der SS und von Tritten in den Hintern oder in die Kniekehlen. Sie mußten die Kanalböschung mit Betonplatten auslegen. Das bedeutete, daß sie im Sommer wie im Winter bei Eis und Schnee im kalten Wasser standen. Abends, wenn sie erschöpft und müde in die Baracke kamen, triefen die Kleider vor Nässe. Morgens mußten sie das kalte, nasse Zeug wieder anziehen.

Sie mußten hohe, schwere Bäume verpflanzen, weil sich die SS einen Park mit einem künstlichen See wünschte.

Die »Zweitmaligen« mußten immer geschlossen beisammen bleiben. Wenn sie abends von der Arbeit einrückten und über die Lagerstraße marschierten, flankiert von der SS, tönte es durch den Lautsprecher: »Lagerstraße frei!« Es war den anderen Lagerinsassen fast unmöglich, den »Zweitmaligen«, die die Ärmsten unter ihnen waren, auch nur das Geringste zuzustecken. Wenn einer zur Vernehmung geschickt wurde oder ins Revier mußte, keiner konnte ohne begleitenden SS-Mann die Baracke verlassen.

Aber allem Terror und allen Schikanen zum Trotz fanden die Gefangenen dennoch Möglichkeiten, den »Zweitmaligen« solidarisch zu helfen und ihnen ihr Leben ein wenig zu erleichtern. Die Häftlinge in der Küche schmuggelten hie und da einen zusätzlichen Eimer Suppe vor die Baracke der »Zweitmaligen«, denn diese durften ihr Essen nicht selbst holen, es wurde vor dem Gitter ihrer Baracke abgestellt wie vor einer Hundehütte.

Kam ein »Zweitmaliger« zur Untersuchung ins Revier, gelang es den findigen Kameraden trotz der lauernden Augen der Wachleute immer wieder, dem Genossen eine Kleinigkeit zuzustecken: Ein Stückchen Brot, ein Rädchen Wurst, ein Häppchen Margarine, eine Zigarette.

Aber die größte Solidarität übten die »Zweitmaligen« untereinander. Sie waren ein verschworener Haufen. Je stärker die Schikanen der SS wurden, umso enger wurde ihre Gemeinschaft, die allem trotzte und die alles überwand.

Die »Häftlings selbstverwaltung«

Wie in allen KZ-Lagern des Hitlerfaschismus gab es auch in Dachau die sogenannte »Häftlings selbstverwaltung«. Über den Sinn und Zweck dieses raffiniert ausgeklügelten Systems gibt es zahlreiche Bücher und Analysen.

Doch lassen wir am besten den Reichsführer SS, Heinrich Himmler, sprechen, der es wissen mußte. Er erläuterte am 21. 6. 1944 in Sonthofen vor einer Anzahl Hitlergenerälen dieses System. Er sagte: »Denn sehen Sie, diese rund 40 000 deutschen Politischen und Berufsverbrecher – ich bitte Sie, nicht zu lachen – sind mein Unteroffizierskorps für diese ganze Gesellschaft. Wir haben hier, das ist eine Einteilung, die Obergruppenführer Eicke durchführte, der überhaupt diese Organisation des verdienstvollen Niederhaltens des Untermenschen geschaffen hat, sogenannte Kapos eingesetzt. Also einer ist verantwortlicher Aufseher über dreißig, vierzig, über hundert andere Häftlinge. In dem Moment, wo der Kapo ist, schläft er nicht mehr bei denen. Er ist verantwortlich, daß die Arbeitsleistung erreicht wird, daß bei keinem Sabotage vorkommt, daß sie sauber sind, daß die Betten gut gebaut sind.

Sie würden als Soldaten Ihre Freude haben bei diesem Volk, das zum größten Teil kein Wort deutsch sprechen kann. In einer Kaserne, bei den Rekruten kann es nicht ordentlicher sein. Dafür ist der Kapo verantwortlich. Der muß also seine Männer antreiben. In dem Moment, wo wir mit dem nicht zufrieden sind, ist der nicht mehr Kapo, schläft der wieder bei seinen Männern. Daß er dann von denen in der ersten Nacht totgeschlagen wird, das weiß er.

Der Kapo bekommt bestimmte Vergünstigungen. Ich habe, das darf ich mit aller Deutlichkeit sagen, ja kein Wohlfahrtssystem auszudenken, sondern ich habe für Deutschland den Untermenschen von der Straße zu bringen. Das ist die Aufgabenstellung, der wird gedient ...«

Himmler brüstete sich damit, zusammen mit Eicke ein System des Teilens und Herrschens erfunden zu haben, das in Wirklichkeit nicht neu war. Schon lange vor seiner Zeit wurde in den Gift und Sudelküchen vergangener Ausbeuterordnungen das Rezept »Teile und Herrsche« ausgekocht und ausprobiert. Himmler und Eicke allerdings fügten dem Teufelsgericht neue scharfe Gewürze hinzu, damit es auch dem verwöhntesten Mördergaumen zur Delikatesse gereichte. Stolz wie ein Chefkoch rühmte sich Himmler seines Leckerbissens. Er hatte nicht begriffen, daß es für jedes Rezept ein Gegenrezept, bei jedem Gift ein Gegenmittel gibt.

Das zu verstehen war die Aufgabe der politischen Häftlinge. Diese hatten Lagerfunktionen erworben, um Himmlers Pläne zu durchkreuzen und mittels

ihrer Funktion die Solidarität für ein menschlicheres Leben im unmenschlichen KZ zu schaffen. Es war für die Häftlinge ein lebensnotwendiges Gesetz, den Widerstand gegen die SS zu organisieren. Der Faschismus hatte sein ganzes Ziel darauf gerichtet, den politischen Gegner zu vernichten. Wenn man dieses Ziel durchkreuzen, wenn man überleben wollte, mußte man Solidarität und Hilfe organisieren. Da im Lager Dachau am Anfang fast ausschließlich Politische mit dem roten Winkel inhaftiert waren, nahmen sie die »Häftlingsverwaltung« in ihre Hände. Sie suchten Mittel, Wege und Formen des Widerstandes und sie fanden sie.

Eine dieser Methoden war, nicht aufzufallen. Hinter diesem Wort, hinter dieser Verhaltensregel verbarg sich die gemeinsame Abwehr von Häftlingsfunktionären und Häftlingen. Das Prinzip des Nichtauffallens war für die Häftlinge wie eine unsichtbare Tarnkappe. Ihre Zauberkraft beruhte auf der brüderlichen Zusammenarbeit zwischen Häftlingsfunktionären und ihren Kameraden.

Es war für die Gefangenen des KZ-Lagers Dachau günstig, daß sich die meisten Häftlingsfunktionen in den Händen von erfahrenen, solidarischen, politischen Kameraden befanden.

Freilich setzte die SS auch andere Gefangene, zum Beispiel Kriminelle mit dem grünen Winkel, als Häftlingsfunktionäre ein. Aber diese blieben in der Minderheit. Unter ihnen gab es einen Teil von Kapos oder Stubenältesten, bei denen Himmlers Marionettentheater tatsächlich funktionierte. Einige durch den Schock der KZ-Verhältnisse und Methoden der SS-Schinder schwach gewordene Häftlinge tanzten an Himmlers Drähten und hatten sich in Eickes KZ-System-Modell integrieren lassen.

Zu diesen wenigen gehörte der Blockälteste im Strafblock der »Zweitmalingen«, A. K. Ihn hatte Himmlers teuflisches Rezept vergiftet. Ohne es selbst zu bemerken, sank er langsam immer tiefer. Als A. K. von der SS zum Blockältesten gemacht worden war, bemühte er sich noch, seine Funktion zum Wohl der Kameraden auszuüben. Er tat das hierzu Unerläßliche, er informierte die politischen, erfahrenen Kameraden über die Befehle der SS und holte sich bei ihnen Rat, wie man sie umgehen konnte. Das war nicht immer ganz einfach. Der Häftlingsfunktionär mußte klug und mutig zwischen den SS-Befehlen und den Interessen seiner Kameraden balancieren. Dabei war es nicht zu umgehen, auch Kompromisse zu machen. Dieser Kompromiß durfte sich jedoch auf keinen Fall gegen die Kameraden auswirken. Er durfte eine gewisse Grenze nicht überschreiten.

Eines Tages überschritt A. K. das Maß dieser Grenze, indem er auf einen Häftling einschlug. Er wußte sofort, daß die Kameraden das verurteilen würden. Er fürchtete sich vor ihren Vorwürfen, deshalb ging er ihnen aus dem Weg

und mied sie. Er nahm sich vor, in Zukunft ohne ihren Rat auszukommen. Das war der Anfang vom Ende.

Im gleichen Maß, wie er sich von seinen Kameraden löste, geriet er mehr und mehr in die Fänge der SS, die ihn systematisch zu ihrem willfährigen Werkzeug ummodelte. »Schlag den da«, forderte ein SS-Bewacher, und A. K. tat es. »Über den da will ich heut abend eine Meldung haben«, befahl der SS-Scharführer, und A. K. meldete ihn, obgleich er wußte, daß dem Kameraden jetzt Schikanen bevorstanden.

»Dieser da hat sein Bett nicht richtig gebaut, dafür bekommt er Essensentzug« entschied der wachhabende SS-Bulle. »Jawohl«, antwortete A. K. schneidig, schlug die Hacken zusammen und der Häftling blieb mittags und abends ohne Essen. Der Scharführer aber gab sich mit Hackenzusammenschlagen nicht zufrieden: »Mit deinem ›Jawohl‹ ist es nicht getan. Du bist der Blockälteste und kannst nicht alles mir überlassen. Du hättest selbst sehen müssen, wie schlampig die Falle gebaut war. Ich verlange von dir mehr Eigeninitiative«, schnauzte der von der SS, und A. K. bemühte sich fortan, es seinem Herrn recht zu machen.

So wurde A. K. Schritt für Schritt zum Blut und Wachhund der SS gemacht, der gegen seine Kameraden die Zähne fletschte, der zubiß.

Von nun an nützte A. K. jeden kleinen Widerspruch, jede Mißstimmung zwischen den Gefangenen aus. Jede Nachlässigkeit war für ihn der Anlaß zu einer Meldung, es sei denn, er teilte selbst Ohrfeigen aus oder ließ Gefangene stundenlang auf den Knien den Boden der Baracke schrubben am Ende eines langen, schweren Tages.

Im Lauf der Zeit geriet A. K. auf diese Art und Weise mit Haut und Haaren in die Klauen der SS. Es war ihm nicht mehr möglich, aus dem Labyrinth herauszukommen, in das er sich verirrt hatte. Er wußte genau, daß die SS kein Erbarmen mit ihm kannte, daß sie ihn ablösten, wenn sie mit ihm nicht mehr zufrieden waren.

Die Angst vor einer möglichen Ablösung verfolgte ihn wie eine fixe Idee. Sie nahm zunehmend Besitz von ihm und fraß ihn auf. A. K. wurde eine Unperson, die sich kaum mehr von den SS-Schergen unterschied.

Die »Zweimaligen« verachteten A. K., sie gingen ihm nach Möglichkeit aus dem Weg. »Wenn dieser Kerl bloß vom Teufel geholt würde«, flüsterten sich die Kameraden zu, wenn A. K. abends nach der schweren Arbeit sein Mütchen an ihnen kühlte.

Karl, der Unrecht nicht ertragen konnte und dem Unrecht physische Schmerzen bereitete, überlegte fieberhaft, wie man A. K. handlungsunfähig machen könnte. Nachts lag er wach auf seiner Pritsche und dachte nach. Er kam zu dem Ergebnis, daß man Typen wie A. K. nur ausschalten konnte, wenn man selbst

Häftlingsfunktionär wurde und solche wie A. K. verdrängte. Aber um als Häftlingsfunktionär eingesetzt zu werden, mußte man bei der SS wegen seiner fachlichen Leistungen »auffallen«.

Als im Februar 1933, nach dem Reichstagsbrand, das KZ-Lager Dachau in aller Eile auf dem Gelände der ehemaligen Pulver und Munitionsfabrik errichtet wurde, waren über das verlassene Gelände etwa zwanzig ein- und zweistöckige Gebäude verstreut. In ihnen hatten maximal fünftausend Menschen Platz. In den folgenden Jahren wuchs die Zahl der Gefangenen erheblich an. Den politischen Gefangenen, den Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschaftern und Juden folgten nach der Blutnacht des Röhmputsches 1934 SA-Mitglieder, die bei den Faschisten in Ungnade gefallen waren. Die meisten von ihnen wurden erschossen, der Rest kam ins KZ-Lager.

1936 folgten die sogenannten Asozialen, arbeitslose Straßensänger, Vagabunden, Bettler und Hausierer, Sinti und Roma.

1937 wurden Polizeiverwahrungshäftlinge und sogenannte Berufsverbrecher nach Dachau gebracht. Die Zahl der Häftlinge stieg. Deshalb wurde das Lager 1937/38 ausgebaut bzw. neu aufgebaut.

Auch an den »Zweimaligen« ging diese Entwicklung nicht spurlos vorüber. Sie wurden in einem geschlossenen Kommando zum Bau des Bunkers abgestellt und mußten das Wirtschaftsgebäude bauen mit der zynischen Aufschrift auf dem Dach: »Es gibt einen Weg zur Freiheit. Seine Meilensteine heißen: »Gehorsam, Fleiß, Ehrlichkeit, Ordnung, Sauberkeit, Nüchternheit, Wahrhaftigkeit, Opfersinn und Liebe zum Vaterland.« Jeder Häftling mußte diese Phrase herunterrasseln können, wenn er von der SS danach gefragt wurde.

Die »Zweimaligen« waren durchweg Politische. Die meisten von ihnen waren Arbeiter, die an manuelle Arbeit gewöhnt waren. Ihnen fiel es nicht schwer, sich sehr schnell das Maurerhandwerk und alle jene Berufe anzueignen, die mit dem Bauhandwerk zusammenhingen.

Nunmehr waren die »Zweimaligen« nicht mehr der letzte Dreck, jetzt waren sie Baufachleute. Nun verschafften sie sich auch in den Augen der SS-Bauabteilung Respekt. Die SS setzte einige von ihnen als Baukapos ein. Der Blockälteste A. K. war nicht mehr der König in der Strafkompagnie.

Nachts schliefen die Gefangenen auf harten, unbequemen Pritschen. Sie wurden immer enger zusammengepfercht. Nicht selten wurden sie gezwungen, zu zweit auf einer Pritsche zu schlafen, zu zweit einen armseligen, karierten Fetzen Stoff, die »Decke«, zu teilen.

In der Baracke breitete sich der Dunst und Mief der zahllosen Menschenkörper aus. An Schlaf war oft nicht zu denken. Einer zerrte an den Nerven des

anderen. Einige schnarchten, andere stöhnten im Schlaf oder schrieten im Traum.

Karl mußte seine Schlafstelle mit Hans teilen, einem klugen, bescheidenen Kameraden, Architekt von Beruf. In der Nacht war Hans wieder einmal aus dem Schlaf aufgeschreckt worden, weil der Kamerad unter ihnen geschrien hatte. Karl war sowieso wach, er hatte über so vieles nachzudenken. Nun lagen beide mit offenen Augen nebeneinander. »Es ist schlimm, daß man überhaupt keine Ruhe finden kann«, klagte Hans leise. Auch Karl wagte nur zu flüstern, um die anderen nicht zu wecken. »Ich hab sowieso nicht geschlafen, ich wälz' ein Problem in meinem Kopf herum.«

Hans sah Karl an: »Ein Problem? Welches Problem?« »Wie du weißt, bin ich als Maurer beim Bau des Wirtschaftsgebäudes eingesetzt. Ich könnte bestimmt Maurerkapo werden, wenn ich mehr Fachkenntnisse hätte. Du bist doch Architekt. Kannst du mir nicht ein paar Formeln beibringen?« »Selbstverständlich kann ich das«, antwortete Hans.

Der Kamerad auf der Pritsche nebenan beschwerte sich. »Seid doch bitte still, Kameraden, ich möchte schlafen.« »Wir fangen morgen nach der Arbeit mit dem Lernen an«, sagte Hans noch schnell. Dann schwiegen sie, um die anderen nicht zu stören.

Am nächsten Abend trafen sie sich im Schatten der Barackenrückseite. Hans hatte Richard mitgebracht. Dieser war früher Architekturprofessor gewesen. »Du willst Formeln lernen? Gut. Wir haben Papier und Bleistift organisiert, laß uns anfangen.«

Und wieder wurde Karl Student. Diesmal ging es nicht um philosophische Probleme. Diesmal ging es um wundersame, nützliche Zauberformeln. Karl lernte, wieviel Zement, Sand und Kies man für einen Kubikmeter Beton benötigt und wie man die Erstellung von Schnurgerüsten berechnet. Die beiden Architekten vermittelten ihm das notwendige Rüstzeug für seine zukünftige Funktion als Maurerkapo, die Karl erobern wollte.

Da die SS-Bauabteilung den Ehrgeiz hatte, etwas zustande zu bringen und sich Auszeichnungen zu verdienen, orientierte sie sich auf fähige Fachkräfte. Nun kam es für Karl darauf an, als eine solche Fachkraft in Erscheinung zu treten und auf diese Weise die SS-Bauabteilung auf sich aufmerksam zu machen.

Der Blockführer der SS, Vogelsberger, verstand etwas vom Maurerhandwerk. Er war ein überzeugter, schneidiger SS-Mann, dem die Befehle seiner Oberen heilige Pflicht waren. Er war von jener Sorte, die jeden Befehl gewissenhaft und ohne Skrupel ausführte. Auch Mord.

Aber ohne Befehl mordete er nicht. Es widersprach seinem Charakter, einen Menschen ohne zwingenden Grund umzulegen. Etwas Neues zu schaffen, et-

was zu gestalten und aufzubauen, lag seiner Natur näher als etwas zu vernichten.

Vogelsberger war einer jener Blockführer, die für den Strafblock zuständig waren. Von Zeit zu Zeit hatte er Dienst im Strafblock und führte dort Kontrollen durch. Aber lieber als der Dienst im Strafblock war ihm seine Arbeit in der Bauabteilung.

Er war ehrgeizig, er wollte vorwärts kommen. Er träumte davon, sein Leben nicht als einfacher Blockführer zu verbringen, sondern aufzusteigen zu höheren Chargen. Er wußte auch, daß er im Selbstlauf nicht von Stufe zu Stufe gelangen konnte, sondern daß dazu mehr nötig war. Vogelsbergers Ziel waren Orden auf der Brust, Sterne auf den Schultern. Er wußte, daß er, um Sterne zu bekommen, verdammt gute Arbeit würde leisten müssen, denn er kam aus keiner Nazifamilie, sein Vater war ein einfacher Arbeiter. Eine gute Arbeit konnte Vogelsberger aber nur leisten, wenn er auf gute Fachleute unter den Häftlingen zurückgriff. Deshalb beobachtete er die Gefangenen ständig. Er wußte genau Bescheid über die Leistungen der »Zweimaligen« im Wirtschaftsgebäude und beim Bunkerbau. Ingeheim bewunderte er die Sträflinge, die so ordentlich zu arbeiten verstanden, obwohl sie doch fast durchweg keine Baufachleute waren.

Vogelsberger beobachtete auch Karl. Nach einigen Wochen schrieb er in seinen Notizblock: »Strafgefangener Nummer 244 ist sehr geschickt und fleißig. Beim Arbeitseinsatz als Maurerkapo vormerken lassen.«

Der Blockälteste des Strafblocks, A. K., spürte die Veränderungen, die vor sich gingen. Er wurde unruhig. Seine Angst, von der SS abgelöst zu werden, wuchs. Er reagierte mit verschärften Schikanen gegen die Häftlinge und mit zunehmenden Meldungen an die SS.

Eines Morgens hatte Blockführer Vogelsberger Dienst im Strafblock. Der Blockälteste stand stramm und machte Meldung, wie es Vorschrift war. Er deutete auf den Häftling Frei, der ihn aus irgendeinem Grund geärgert hatte und sagte zu Vogelsberger: »Dieser da hat gleich drei Sünden auf dem Kerbholz. Das Bett war nicht richtig gemacht, der rote Winkel an der Hosennaht war abgerissen und nicht wieder angenäht, sein Geschirr war nicht sauber. Ich schlage vor, ihn einen Tag lang strafstehen zu lassen.

Strafstehen bedeutete, von sechs Uhr früh bis neun Uhr abends bei strömendem Regen, bei peitschendem Schneesturm, in praller Hitze strammzustehen, ohne wenigstens mittags eine heiße Suppe oder einen Schluck Tee zu empfangen. Wer zusammensackte, blieb liegen.

Um neun Uhr abends trug man ihn dann weg.

Der Häftling Frei war beim Bau des Wirtschaftsgebäudes eingesetzt.

Vogelsberger hatte beobachtet, daß er ein recht brauchbarer Bauarbeiter war.

Da an diesem Tag eine Terminarbeit im Wirtschaftsgebäude anstand, brauchte er den Gefangenen, weshalb er A. K. nach dessen Meldung abfahren ließ: »Ich bin nicht bereit, Leute von der Arbeit abzuziehen, nur weil du nicht imstande bist, in deinem Block Ordnung zu halten. Der da geht nicht ans Tor, der rückt aus, verstanden?« A. K. schlug die Hacken zusammen und nahm Haltung an: »Jawohl!« Aber innerlich kochte er. Er wurde bleich im Gesicht. Kleine Schweißtropfen traten auf seine Stirn. Die angetretenen Häftlinge grinsten, auf ihren Gesichtern stand Schadenfreude. Jetzt waren die Veränderungen nicht nur spürbar, jetzt waren sie sichtbar und greifbar.

Des Blockältesten Panik wuchs immer mehr. Sie artete zu einem Hirngespinnst aus, das zunehmend von ihm Besitz ergriff, ihn plagte und quälte.

Als die Gefangenen ausgerückt waren, schrie A. K. auf die zurückgebliebenen Stubenältesten ein und versuchte, sich an den Kameraden auszutoben, die auf ihre Abführung ins Revier oder auf die Vernehmung warteten. Aber die Gefangenen hatten die Situation erfaßt, sie ließen sich vom Blockältesten nicht mehr herumkommandieren. Sein Geschrei prallte an ihnen ab. Wütend zog er sich in sein Kabäuschen zurück und grübelte nach. »Es muß etwas geschehen, aber was nur, was?« Je mehr er nachdachte, desto nervöser wurde er. Nach etwa einer Stunde hatte er einen Plan gefaßt. Er holte Papier und Bleistift und machte eine Meldung an die Lagerführung. Er schilderte, daß sich im Strafblock eine gefährliche Entwicklung vollziehe, daß es Tatbestände gebe, die auf eine »Meuterei« hinweisen würden.

Die Meldung landete auf dem Schreibtisch des SS-Oberscharführers Planck, der Häftlinge abzuknallen pflegte, wie es ihm beliebt. Diese Meldung war für Planck ein gefundenes Fressen. Sie kam ihm sehr gelegen, denn sie versprach Abwechslung im langweiligen Dachauer SS-Alltag. Planck begab sich zum Kommandanten. Von diesem erhielt er den Auftrag, »entsprechende Maßnahmen« einzuleiten.

Zu »entsprechenden Maßnahmen« gehörten nach den Vorschriften Untersuchungen. Aber Planck verzichtete darauf. Sie waren ihm zu umständlich und schienen ihm auch unnötig zu sein. Er formulierte einen Befehl, wonach die »Zweitmaligen« einer Kollektivstrafe zu unterziehen seien. Der Befehl wurde vom Kommandanten anstandslos unterzeichnet.

Die Häftlinge Frei und Kraft, auf die es A. K. besonders abgesehen und die er in seiner Meldung als die »Hauptdrahtzieher der Meuterei« bezeichnet hatte, kamen auf den Bock und in den Arrest. Der gesamte Block der »Zweitmaligen« erhielt eine Woche lang Essensentzug. Das bedeutete, morgens mit leerem Magen auszurücken und mittags in der Pause auf dem Appellplatz strammzustehen. Dann wurden in provokatorischer Weise Essenskessel an den hungern-

den Häftlingen vorbeigetragen und wieder in die Küche zurückgebracht. Laut Befehl Plancks fiel diese Aufgabe den Häftlingen zu, die in der SS-Küche arbeiteten, denn Planck hatte sich sozusagen als Krönung des Späßes ausgedacht, daß es die Essenskessel der SS sein sollten, mit denen die Sträflinge provoziert wurden. Denn auf der Speisekarte der SS standen Gerichte mit besonders angenehmen Düften: Sauerkraut mit Schweinshaxen, Wildbraten mit Knödeln, scharf gebratene Steaks, duftender Kaffee.

Die Mägen der Gefangenen knurrten gefährlich. Es bestand die große Gefahr, daß sie sich nicht mehr unter Kontrolle halten und auf die Kübel stürzen würden. Alle hätten es gerne getan und alle zitterten, daß es irgendeiner tatsächlich tun könnte.

Nach der Mittagspause ertönte der Befehl: »Zweitmalige« ausrücken!« Die hungernden und merklich schwächer werdenden »Zweitmaligen« kehrten zu ihrer schweren Sklavenarbeit zurück.

Am Ende der Hungerwoche wurde die Lage kritisch. Viele Kameraden konnten sich kaum mehr auf den Beinen halten. Sie waren nicht mehr in der Lage, an etwas anderes zu denken als an den knurrenden Magen und an die ausgedörrte Kehle. Vor den flimmernden Augen verwandelten sich die Backsteine in gebratene Hähnchen oder einfach in ein Stück Brot. Es war unsagbar schwer, die Schaufel in der Hand zu halten und sie nicht fallen zu lassen, den Schubkarren aufzuladen und zu transportieren.

Viele Kameraden fielen einfach um. Sie wurden durch die Kolbenschläge der SS-Wachmannschaften wieder zu Bewußtsein gebracht und an die Arbeit getrieben. In ihren abgemagerten Gesichtern stand flammender Haß, wenn sie abends vom Blockältesten in Empfang genommen wurden. »Rache, Rache«, funkelten die Augen, während die Mundwinkel grimmig verschlossen blieben.

Nachts konnten sie vor Hunger und Durst lange nicht einschlafen.

Hans murmelte an Karls Seite: »Ich habe von einer Gans geträumt. Aber ein Stückchen Brot und ein Schluck Tee würden genügen, um einschlafen zu können.«

Karl wurde böse: »Nehmt die Halluzinationen aus eurem Kopf heraus. Wir dürfen nicht an Essen und Trinken denken, wir müssen uns Gedanken darüber machen, wie man diesen Kerl endlich ablösen kann.«

Einige Wochen danach ging ein Gerücht durch den Block. Es war von schönerer Art als jenes Schreckgespenst damals im Moor. Dieses Gerücht klang vielversprechend in ihren Ohren, wie eine wohlklingende Melodie: »Der Blockälteste wird versetzt, er übernimmt einen Judenblock.«

Sie hatten diese Neuigkeit beim Bunkerbau aufgeschnappt. Der SS-Blockführer des Judenblocks hatte sich mit Blockführer Vogelsberger darüber unter-

halten. Alle freuten sich, auch Karl, alle waren zu gerne bereit, diesem Gerücht zu glauben.

Karl hatte zu diesem Zeitpunkt noch keine Ahnung davon, daß das Gerücht zwar stimmte, aber daß ausgerechnet er im Zusammenhang damit in einen tiefen Konflikt gestürzt werden würde.

Inzwischen war der Frühling 1938 ins Land gekommen. Karl befand sich schon seit über einem Jahr in dem verfluchten Strafblock. Es dünkte ihm wie eine Ewigkeit, obwohl im das Leben leichter schien, seitdem die »Zweitmaligen« nicht mehr den sinnlosen, mörderischen Schuftereien, der blödsinnigen Bäumeverpflanzung, der Plattenverlegung im eiskalten Wasser, dem Gehetze mit den Loren in der Kiesgrube ausgesetzt waren. Karl war in diesem Jahr mit seinen Kameraden des Strafblocks stark zusammengewachsen. Ihre brüderliche Gemeinschaft, der verschworene Haufen, war ein Lebenselixier für ihn geworden.

Natürlich sehnte sich Karl wie alle anderen Gefangenen nach dem Leben in der Freiheit. Ja, selbst das Leben im »normalen« Lager wäre für sie alle eine große Erleichterung gewesen. Aber das Lagerleben außerhalb des doppelten Stacheldrahts des Zweitmaligenblocks erschien Karl nur begehrenswert, wenn es allen »Zweitmaligen« beschieden gewesen wäre.

Deshalb traf es ihn unerwartet und wie eine kalte Dusche, als er und seine Kameraden Frei, Kern und Föller eines morgens vom Blockältesten aufgefordert wurden, heute nicht auszurücken, sondern im Block zu bleiben.

Wie immer in solchen Augenblicken sahen sich die Gefangenen mit sorgenvollen Blicken an. Was war jetzt schon wieder los?

Im Judenblock

Als die anderen ausgerückt waren, ließ A. K. die vier Zurückgebliebenen antreten, rieb sich genüßlich die Hände und sagte freudig erregt: »Ich werde ab sofort den Judenblock übernehmen und ihr werdet als meine Stubenältesten mit mir gehen. Das heißt, daß ihr hier rauskommt. Ihr habt es schließlich verdient, lang genug wart ihr ja hier drinnen. Das verdankt ihr mir, denn ich habe eure Versetzung bei der Lagerführung beantragt. Packt eure Sachen zusammen, wir werden gleich abgeholt.«

Karl erschrak. Er fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Er fragte sich, weshalb ausgerechnet er zu den Auserwählten gehören sollte, für die A. K. sich eingesetzt zu haben vorgab. Nein, auf diese Art und Weise wollte er dem Strafblock nicht entkommen. Er wäre lieber hier geblieben. Aber ehe Karl etwas sagen konnte, erschien der SS-Blockführer und holte sie ab. Hinter ihnen schnappte das Schloß des Tors der »Zweitmaligen« zu. Karl und seine drei Kameraden hatten keine Ahnung davon, was vorn in der Verwaltung ausgeheckt worden war: Der betreffende Judenblock war der SS schon lange ein Dorn im Auge. Die Häftlingsfunktionäre dieses Blocks waren Juden und zugleich Politische, vorwiegend Kommunisten. Sie hatten es mit großem Geschick und mit viel Klugheit verstanden, für ihre jüdischen Kameraden Solidarität und Hilfe zu organisieren. Auch sie hatten in ihrem Block erreicht, daß das Prinzip des »Nichtauffallens« ein Gesetz geworden war. Auch sie halfen ihren Kameraden beim Bettenbauen, Spinde aufräumen, Geschirr säubern, Knöpfe annähen und bei allen anderen Fallen, in die man hätte hineinstolpern können.

Zunächst hatte die SS im Judenblock Spitzel eingeschleust und hatte versucht, einzelne jüdische Häftlinge zu korrumpieren. Diese sollten belastendes Material gegen die jüdischen Kommunisten liefern. Aber die jüdischen Häftlingsfunktionäre waren vorsichtig, es war ihnen einfach nicht beizukommen. Deshalb wurden sie von der SS kurzerhand auf deren Abschlußliste gesetzt. Planck hatte vorgeschlagen, seinen getreuen Paladin A. K. im Judenblock einzusetzen. Er war davon überzeugt, daß A. K. die Lagerführung über alle Vorkommnisse im Judenblock informieren würde, daß sie mit seiner Hilfe die Juden unter Kontrolle bekommen würden.

Als A. K. in der Verwaltung über seine Versetzung informiert wurde und festgestellt hatte, daß es sich hierbei um einen Vertrauensposten handelte, fühlte er sich erleichtert und geschmeichelt. Aber er war auch schlau. Er wußte, daß er diese schwierige Aufgabe nicht allein lösen konnte und daß er dazu Hilfe brauchte.

Einen ganzen Tag lang und eine ganze Nacht überlegte er hin und her, wie er vorgehen könnte. Dann meinte er, das Ei des Kolumbus gefunden zu haben.

Er unterbreitete der SS-Lagerführung einen Plan: »Ich halte es für wichtig, daß die Juden entlarvt werden und ich verspreche, diese Aufgabe bestimmt zu lösen. Aber das kann ich nicht allein, dazu brauche ich Unterstützung. Ich schlage vor, mir vier Gefangene aus dem Strafblock als Stubenälteste bei den Juden mitzugeben. Die vier werden erleichtert und dankbar sein, endlich aus ihrem Block herauszukommen. Wenn die nach den verschärften Haftbedingungen endlich die Möglichkeit erhalten, in der Kantine einzukaufen, und wenn sie von der Arbeit freigestellt sind, dann werden sie Luftsprünge machen und mir auf jede Art und Weise behilflich sein.«

Planck hörte sich die Ausführungen des Blockältesten interessiert an, der Plan leuchtete ihm ein. Er sagte dazu Ja und Amen. Ihm war nur wichtig, die Juden endlich überführen und einige von ihnen abknallen zu können. »Ich bin damit einverstanden. Welche vier Häftlinge schlägst du vor?« A. K. hatte seine Vorschläge schon parat. Er kam aus Württemberg.

Alle, die nicht aus Süddeutschland, genau gesagt aus Schwaben oder Bayern, stammten, waren ihm suspekt. Sie waren in seinen Augen Preußen, denen man nicht trauen konnte. Also schlug er Planck zwei schwäbische und zwei bayerische Häftlinge vor.

A. K. war bei der Auswahl der vier schlaue vorgegangen. Er hatte sich solche Häftlinge ausgesucht, die eine gute Arbeit leisteten und bei ihren Kameraden Vertrauen besaßen, die aber andererseits noch keine Erfahrung als Häftlingsfunktionäre gesammelt hatten, weshalb er damit rechnete, daß sie von ihm abhängig seien.

Als sie auf dem Judenblock angekommen waren und ihre armseligen Habseligkeiten im Spind verstaut hatten, nahm A. K. alle vier zusammen, um sie einzuweisen. Er hielt ihnen einen Vortrag über ihre künftigen Aufgaben: »Der Stubenälteste muß nicht nur die Stube sauber halten können, sondern muß allgemein auf Zack sein. Er muß alles sehen und hören, was um ihn herum vorgeht. Er muß sozusagen eine Stecknadel auf den Boden fallen hören. Alles, was ihr seht und hört, habt ihr mir zu melden. Verstanden?« Die vier nickten mit den Köpfen, sie hatten verstanden. Später, als A. K. außer Sicht und Hörweite war, sagte Karl zu seinen Kameraden: »Daher weht der Wind. Wir sollen die jüdischen Kameraden in die Pfanne hauen. Aber A. K. soll sich in uns irren. Wir werden keine ›Stecknadeln fallen hören‹. Wir werden nicht einmal einen Elefanten sehen, wenn er hier wie in einem Porzellanladen herumtrampeln sollte.«

Alle vier waren einer Meinung. Sie begaben sich in die ihnen zugeteilten Stuben. Es verging die erste Woche, die zweite, die dritte, nirgendwo war »eine

Stecknadel auf den Boden gefallen«. Die vier gaben A. K. nicht eine einzige Meldung ab. Der Blockälteste konnte bitten und betteln, er konnte winseln, er konnte toben und schreien, die vier bedauerten mit einem Achselzucken, daß sich auf ihren Stuben einfach nichts Außergewöhnliches ereigne. Die Betten waren ordentlich gebaut, die Spinde sauber eingeräumt, das Geschirr glänzte, der Boden war sauber, die Knöpfe angenäht und die Gespräche der Juden völlig harmlos. Die Juden seien sehr wortkarg, wußten die vier Stubenältesten einhellig zu berichten. Das sei auch kein Wunder, meinten sie, denn die Juden seien abends nach getaner Arbeit so erschöpft, daß sie wie tot auf ihre Pritschen fielen und überhaupt nicht mehr redeten.

A. K. war verzweifelt. Er brauchte Meldungen, Meldungen, Meldungen. Planck fing an, ihn zusammenzustauchen und zu beschimpfen. Wieder bekam A. K. Angstzustände, wieder fürchtete er sich vor einer möglichen Ablösung.

Der Mörder aus Passion, Planck, und der Mörder auf Befehl, Vogelsberger, waren trotz ihrer unterschiedlichen Charaktere und Lebensauffassungen Freunde. Es schmeichelte Vogelsberger, daß der primitive, aber ranghöhere, einflußreiche Planck mit vielen seiner Probleme zu ihm kam und daß er ihn in brenzligen Situationen um Rat fragte.

Planck klagte Vogelsberger sein Leid über die Niete von einem Blockältesten, der trotz aller Vergünstigungen im Judenblock nichts zustande bringe. Vogelsberger lachte lauthals: »Und wie sind die Stubenältesten?« fragte er. »Das sind offensichtlich auch die Falschen«, meinte Planck. Vogelsberger überlegte. Ohne es auszusprechen dachte er, daß Karl wohl nicht der richtige Mann für A. K.'s Aufgabe sei. Aber trotzdem, irgendwie hatte ihm Karl gefallen. Der Häftling mit dem offenen, geraden Blick übte eine rätselhafte Ausstrahlung auf Vogelsberger aus. Außerdem war Karl ein guter Maurer, und Vogelsberger hatte Respekt vor tüchtigen Bauhandwerkern, die ihm durch gute Arbeitsleistungen zu Sternen auf den Schultern und der Bauabteilung zu Belobigungen verhelfen konnten.

Nach seinem Gespräch mit Planck ging Vogelsberger zum Judenblock. Er trat ans Fenster, hinter dem Karl herumhantierte und winkte ihn zu sich heraus. »Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen«, sagte Vogelsberger mit seiner hellen Stimme, die er dämpfte: »Dein Blockältester bekommt für jede Meldung, die er macht, zwei Mark und kauft damit in der Kantine ein.«

Karl war zutiefst erschrocken und erschüttert. So also lief der Hase.

Karl schien Vogelsbergers Mitteilung viel zu heiß zu sein, um sie an die große Glocke hängen zu können.

Es gab in seiner unmittelbaren Nähe nur einen Kameraden, dem er sich anvertrauen zu können glaubte, den ihm bekannten, zuverlässigen Kommunisten

Georg Link aus Freudenstadt. Ihn informierte Karl über Vogelsbergers Enthüllungen. Er hoffte insgeheim, daß Georg Verbindungen zu führenden Genossen hätte und diese von der Ungeheuerlichkeit in Kenntnis setzen würde.

Georg war entsetzt. »Wie ist es nur möglich, daß ein Häftling so weit herunterkommen kann«, wunderte er sich. Er gab Karl den Rat, unbedingt so weiter zu machen wie bisher. »Gebt A. K. auf keinen Fall eine Meldung ab, komme was da wolle.« »Im schlimmsten Fall bringt man uns in den Strafblock zurück«, meinte Karl, »ehrlich gesagt, ich wäre froh darüber, das kannst du mir glauben.«

Nun waren sie schon sechs Wochen in ihrer Funktion eingesetzt und immer noch hatte der Blockälteste keine einzige Meldung erhalten. Zwischen A. K. und seinen vier Stubenältesten hatte sich ein gespanntes Verhältnis entwickelt. Es lag was in der Luft, sie war zum Schneiden dick. Aber die vier ließen sich nicht beirren. Sie halfen ihren jüdischen Kameraden beim »Nichtauffallen«. Sie bewahrten für diejenigen, die strafstehen mußten und Essensentzug bekamen, heimlich etwas zu essen auf. Nachts, wenn es dunkel war, steckten sie ihnen eine Scheibe Brot und ein Stückchen Wurst zu. Sie waren bemüht, mit den jüdischen Kameraden die gleiche, verschworene Gemeinschaft herzustellen, wie sie im Strafblock bestanden hatte.

A. K. wurde immer nervöser. Er tobte herum, er beschimpfte sie, er vermutete in Karl den Initiator dieser Politik. Er beorderte Karl in sein Kabäuschen: »Ist das der Dank dafür, daß ich euch aus dem Strafblock herausgeholt habe? Ich warne dich, Karl. Wenn ihr so weitermacht, werde ich dafür sorgen, daß ihr wieder in die Strafkompagnie zurückkommt.«

Karl zuckte mit den Schultern. »Es ist einfach nichts zu machen. Die Juden sind sehr diszipliniert und ordentlich. Wir können beim besten Willen nichts gegen sie sagen.«

Dachau war das sogenannte Renommierlager der Nazis. Wenn sich beim Reichsführer der SS internationale Delegationen anmeldeten, um ein KZ-Lager zu inspizieren, wurden sie nach Dachau geführt.

Im Mai 1938 sollte eine Delegation des Internationalen Roten Kreuzes in Dachau eintreffen. Die Lagerführung bestimmte, daß diese in den Judenblock zu führen seien.

A. K. wurde zur Lagerführung bestellt. Er erhielt den Befehl, dem Besuch »die deutsche Ordnungsliebe« vorzuführen. Planck sagte, und er grinste dabei: »Du weißt ja, daß du einiges gutzumachen hast. Bis jetzt hast du absolut versagt, du Pflaume.«

A. K. kehrte in den Judenblock zurück und wies seine Stubenältesten in ihre bevorstehenden Aufgaben ein: »Morgen mittag kommt eine internationale De-

legation zu uns. Sie wollen das Lager besichtigen und werden zu diesem Zweck in unseren Block geführt. Das bedeutet, daß der Block strahlend sauber sein muß. Er muß glänzen und aussehen wie aus dem Ei gepellt. Versteht ihr mich?« Die vier verstanden.

»Heute Abend, wenn die Juden von der Arbeit kommen, sorgt ihr dafür, daß das Pack die Stuben eins und zwei gründlich sauber macht.

Die alte Farbe wird abgekratzt, ich will kein Stäubchen sehen. Morgen früh werden einige Juden nicht ausrücken. Sie werden die beiden Böden neu streichen. Ich werde persönlich dafür sorgen, daß uns vom Magazin Farbe zur Verfügung gestellt wird.« Die vier nickten wiederum.

Abends berichtete Karl seinem Genossen Georg Link von dem großen Rummel wegen des bevorstehenden Besuchs. Georg kannte dieses Theater schon. »Das ist nicht das erste Mal. Jedesmal, wenn eine solche Delegation auftaucht, müssen die armen Juden zusätzlich schuften wie die Irren und die Farbe, mit der sie den Boden streichen, müssen sie auch noch aus der eigenen Tasche bezahlen. Und dann werden ihnen die dicksten Ammenmärchen über unsere paradiesischen Zustände eingebleut, die sie dem Besuch weismachen müssen, wenn sie gefragt werden, wie es hier ist. Und zu guter Letzt kann es passieren, daß die Delegation dann gar nicht kommt, weil sie in Berlin abgewimmelt wurde. Aber es ist gut, daß du mich informiert hast. Ich werde die entsprechende Fußbodenfarbe bereitstellen, bis A. K. kommt«, sagte Georg und blinzelte Karl verschmitzt zu.

Karl ging in die Baracke zurück, um den Kameraden beim Schrubben der Stube zu helfen. Die Kameraden waren sehr aufgeregt. Solche Besuche kosteten Nerven, denn die geringste Beanstandung durch die SS wurde mit brutalen Strafmaßnahmen für den ganzen Block geahndet.

Als die alte Farbe gründlich abgekratzt war, durfte keiner der Gefangenen mehr die Stuben eins und zwei betreten. Die Insassen der beiden Stuben mußten in Strümpfen herumlaufen. Die Schuhe wurden in Reih und Glied im Vorraum abgestellt. Die jüdischen Kameraden hatten auch darin schon Routine. Sie wußten, daß es plötzlich passieren konnte, daß der auf der Nachtwache gelangweilte SS-Bewacher auf die Idee kam, nachzusehen, ob die Stuben für den kommenden Besuch gut vorbereitet waren. Dann ertönte mitten in der Nacht der Befehl: »Schnell, schnell, raus, raus!« Wenn die Gefangenen keine Prügel beziehen wollten, mußten sie sofort aus den Betten spritzen, im Vorraum nach ihren Schuhen greifen und ins Freie treten.

Als die jüdischen Kameraden am nächsten Tag ausrückten, blieben laut Befehl einige geschickte Häftlinge zurück, um den Boden anzustreichen. A. K. hatte eigenhändig im Magazin die Farbe besorgt. Dabei hatte er den Kameraden in

der Materialausgabe den Auftrag der SS übermittelt, der Farbe ein Härtemittel beizufügen, um den Boden sofort hart zu bekommen. Georg brachte die gewünschte Flasche mit der Aufschrift »Lackerhärter« und vor den Augen des Blockältesten wurde der Lack der Farbe beigemischt. Nur Georg allein wußte, was die Flasche wirklich enthielt: Nicht Lackerhärter, sondern Lackverdünner! Während die jüdischen Kameraden den Boden neu bestrichen, trommelte A. K. seine vier Stubenältesten zusammen, um ihnen genauere Anweisungen zu geben: »Merkt euch genau die Reihenfolge des Vorgangs: Zuerst erstatte ich als Blockältester Meldung über die Blockstärke. Dann macht ihr als Stubenälteste Meldung über die Stärke eurer Stuben. Wenn der Besuch die Stube betritt, reißen alle die Mützen vom Kopf und drücken die Hände an die Hosennaht. Das ist eure Aufgabe. Verstanden?« fragte er mit vibrierender Stimme. »Jawohl, verstanden!« »Wiederhole die Reihenfolge«, wandte sich A. K. vorsichtshalber an Karl. Dieser wiederholte die Anweisung wie am Schnürchen:

»Erste Handlung: Meldung des Blockältesten über die Blockstärke.

Zweite Handlung: Meldung der Stubenältesten über die Stubenstärke.

Dritte Handlung: Dafür Sorge tragen, daß, wenn der Besuch die Stube betritt, die Mützen vom Kopf und die Hände an die Hosennähte fliegen.« »In Ordnung, wegtreten«, freute sich A. K.

In der Zwischenzeit hatten die Kameraden die Fußböden gestrichen, sie glänzten wie Spiegel. A. K. war zufrieden.

Mittags rückten die Kommandos auf den Block ein, um das Mittagessen einzunehmen. Laut SS-Befehl hatten die Häftlinge die Schuhe auszuziehen, bevor sie die Stuben betraten. Das geschah auch heute. Aber das hatte schlimme Folgen, sie sanken in den weichen Boden ein, die Fusseln der Socken blieben an der nicht hart gewordenen Farbe hängen, der Fußboden glich einem stacheligen Kaktus.

Als A. K. die Bescherung sah, griff er sich ans Herz. Er wurde bleich im Gesicht, auf seine Stirn traten Schweißtropfen. »Das sollt ihr mir büßen, ihr Hunde«, brüllte er, fuchtelte mit den Armen herum, rang nach Luft und verdrehte die Augen. Aber das nützte alles nichts. Er mußte der Lagerführung Meldung über die Panne machen. Er wankte zur Verwaltung hinüber.

Nach kurzer Zeit schallte es durch den Lautsprecher: »Gefangener Nummer 244, sofort zur Lagerführung kommen!« Der Gefangene mit dieser Nummer war Karl. A. K. hatte bei der Lagerführung alle Schuld auf ihn abgewälzt. Er hatte behauptet, daß Karl der Anführer dieses Komplotts gewesen sei.

Der Schutzhaftlagerführer der SS nahm Karl in Empfang, um ihn herum saßen und standen seine SSler, A. K. mitten unter ihnen. »Wiederhole, was du behauptet hast«, wandte sich der Schutzhaftlagerführer an A. K. Dieser stammelte etwas von einer »Sabotage durch diesen da«.

Karl fiel es nicht schwer, den Lagerführer davon zu überzeugen, daß A. K.'s Beschuldigungen Unsinn seien, denn er habe weder die Farbe bestellt noch abgeholt noch den Boden gestrichen. »Aber wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf«, wandte sich Karl an den Lagerführer. »Und die wäre? Sprich dich ruhig aus, du Lump«, brummte dieser.

Karl argumentierte: »Wenn man mittags einen sauberen, frisch gestrichenen, harten Boden haben will, muß man ihn mindestens einen Tag zuvor anstreichen und in Ruhe hart werden lassen. Ich habe noch keine Farbe gesehen, die so kurzfristig trocken geworden wäre. Da nützt auch der beste Erhärter nichts.« »Wegtreten«, brüllte der Lagerführer.

Karl und A. K. verließen gemeinsam das Verwaltungsgebäude und kehrten in den Judenblock zurück. Was mit der angesagten Delegation geschah, blieb im Dunkeln.

Langsam beruhigten sich im Judenblock die Wogen, die Nervosität ebte ab. Durch Karls beherztes Argument wurde A. K. an der Abschiebung seiner Verantwortung gehindert und Georg gedeckt. A. K. blieb voller Unruhe. Er zitterte am ganzen Körper.

Am späten Nachmittag rannte der Lagerläufer Sepp Mörtel aus Weiden am Judenblock vorbei und rief Karl zu: »Ihr kommt alle miteinander in den Strafblock zurück!« Karl war zufrieden. Er hatte sich schon lange gewünscht, wieder bei seinen Kameraden zu sein, denen er verbunden war und zu denen er gehörte.

Eine Stunde später wurden sie vom Blockführer abgeholt und tatsächlich wieder in die Strafkompagnie zurückgebracht. Der Blockälteste dort hieß nicht mehr A. K., er hieß Heiner Ulsch und war aus Nürnberg.

Die Kameraden des Strafblocks empfanden eine tiefe Genugtuung und Erleichterung darüber, daß A. K. von nun an nichts anderes mehr sein würde als ihresgleichen und daß er sie nie mehr schikanieren, nie mehr plagen würde. »Wie habt ihr das nur fertig gebracht?« fragten sie ihre vier Genossen. »Der Zufall ist uns zu Hilfe gekommen.«

Die Stubenältesten erzählten von A. K.'s Malheur mit dem Fußboden. Karl schwieg. Das Geheimnis des Fußbodens kannten nur Georg und er, und dabei sollte es bleiben. Auf die begeisterten Schilderungen der drei Stubenältesten warf Karl ein: »Die nicht hart gewordene Farbe hat den Prozeß der Ablösung A. K.'s sicherlich beschleunigt, aber wir hätten es auch ohne dies geschafft. Sein Problem war, daß wir ihm keine Meldungen geliefert haben. So konnte er natürlich seinen Auftrag nicht erfüllen. Darum ist er abgelöst worden.« Alle Gefangenen waren zufrieden, nur A. K. kochte vor Wut. Seine Niederlage ließ ihm keine Ruhe.

Einige Tage nach ihrer Rückkehr in den Strafblock wurde A. K. von einem Blockführer der SS abgeholt und in die Verwaltung gebracht. Er blieb mehrere Stunden dort. Als er zurückgebracht wurde, schien er ruhiger, gelöster zu sein. Die Kameraden versuchten, aus ihm herauszubringen, was denn die SS von ihm gewollt habe. Er grinte schadenfroh und schwieg.

Am Abend wurde klar, daß eine neue Teufelei im Gange war.

Laut Anweisung der SS hatten mit Beginn der Nachtruhe alle Lichter gelöscht zu sein. Kein Häftling durfte sich mehr außerhalb seiner Pritsche befinden. Keiner durfte die Baracke verlassen. Das gesamte Lager war vom Scheinwerferlicht hell überflutet. Wer es wagte, ins Freie zu treten, riskierte, über den Haufen geschossen zu werden.

An diesem Abend, als die anderen sich zum Schlafen legten, durfte sich A. K. ins Kabäuschen des neuen Blockältesten zurückziehen. Das Licht dort wurde nicht gelöscht. Ein SS-Wachmann brachte A. K. Papier und Bleistift und eine Kanne Tee.

Die Kameraden auf ihren Stuben tuschelten aufgeregt. »Jetzt plant er eine neue Schurkerei. Jetzt schreibt er bestimmt wieder einen Bericht.

Jetzt erfindet er bestimmt wieder eine ›Meuterei‹ und die Kollektivstrafen beginnen von neuem.«

Keiner konnte schlafen. Die Nerven waren angespannt. Es verging die erste Stunde, die zweite, die dritte, noch immer brannte in dem kleinen Büro Licht, noch immer flüsterten sich die Kameraden aufgeregt Vermutungen zu.

Karl hörte sich das eine Zeit lang an, er überlegte fieberhaft. Plötzlich, gegen Mitternacht, erhob er sich von seiner Pritsche, zog sich an und ging zur Tür. »Wohin willst du?« fragten die anderen. »Ich gehe zu A. K. Falls er tatsächlich einen Bericht schreiben sollte, werde ich ihn darin hindern.« »Da wirst du Pech haben, dich haßt er doch besonders.«

Karl schlich aus der Stube, trat vor die Tür und tastete sich im Schatten der Baracke zu dem kleinen Büro hinüber.

A. K. saß am Tisch und schrieb. Seine Hände flogen über einen schon dicht beschriebenen Bogen Papier. Er bemerkte gar nicht, daß Karl das Kabäuschen betreten hatte, so sehr war er in seine Schreiberei vertieft. Karl setzte sich auf einen Stuhl neben ihn, nahm ihm den Bleistift aus der Hand und redete auf ihn ein: »A., überleg dir doch, was du da tust, du bist doch kein SS-Mann, kein Faschist. Du bist doch ein Gefangener, bist einer von uns. Du kannst doch nicht immer und immer wieder das tun, was die SS von dir verlangt. Du mußt dir doch im Klaren sein, was deine Kameraden erwartet, wenn du jetzt schon wieder einen unwahren Bericht über sie abgibst. Tut es dir nicht weh, wenn die anderen deinetwegen hungern müssen oder wenn sie gefoltert werden, nur weil

du an einem Posten hängst?« Über eine Stunde redete Karl auf A. K. ein. Dann endlich zerriß dieser seinen Bericht. »Du hast ja recht«, stammelte er, legte den Kopf auf die Arme und weinte bitterlich. Karl reichte ihm die Hand. »Geh jetzt schlafen.«

Er selbst schlich sich im Schatten der Baracke in seine Stube zurück.

»Was ist los, was hast du erreicht?« fragten die Kameraden. »Er wird keinen Bericht machen, er hat ihn zerrissen«, gab Karl Bescheid und legte sich auf seine Pritsche, um endlich zu schlafen.

Als A. K. am anderen Morgen der SS keinen Bericht ablieferte, als er mit leeren Händen vor ihnen stand, schlugen sie ihn. Sie warfen ihn für einige Tage in den Arrest. Dann kehrte er in den Strafblock zurück, ein »Zweimaliger« unter »Zweimaligen«, ein Geächteter unter Geächteten.

In Mauthausen

Bei den Reichspräsidentenwahlen 1932 hatten die Kommunisten ein Plakat veröffentlicht, auf dem in großen Lettern zu lesen war: »Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler. Wer Hitler wählt, wählt den Krieg.«

Viele Arbeiter und Angestellte sahen seinerzeit diese Warnung als übertrieben an, sie glaubten ihr nicht. Ebenso wenig glaubten die Menschen seinerzeit daran, daß Faschismus Reaktion und Unterdrückung nach innen und Aggression nach außen bedeutet, daß Krieg und Friedhofsruhe im Land zusammengehören wie Zwillinge. Die Leute konnten oder wollten das nicht glauben, weil zwischen den Warnungen der Kommunisten und dem Eintreffen ihrer Voraussage die lange Zeitspanne von rund sieben Jahren lag.

Im März 1938 war es dann so weit. Die Deutschen annektierten Österreich und Hitler verkündete den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich.

Sofort begannen die Nazis, in Österreich grausam zu wüten. Zehntausende Österreicher verschiedener politischer Richtungen, Sozialisten und Kommunisten, Vaterländische und Heimwehrlern, christliche und freie Gewerkschafter wurden verhaftet und nach Dachau gebracht. Anfang April trafen die ersten Transporte österreichischer Gefangener im Lager ein. Es kamen die großen österreichischen Judentransporte, es kamen die Zigeuner, die Sinti und Roma aus dem Burgenland. Der Platz in den Baracken wurde immer enger und enger, die Ernährung schlechter. Eine gerechte Verteilung zu sichern, war eine wichtige Aufgabe der politischen Häftlinge.

Einige Tage nach der Besetzung Österreichs begaben sich der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, und sein Wirtschaftsfachmann Pohl nach Mauthausen und Gusen, um die dortigen Steinbrüche zu besichtigen. Sie prüften, ob die beiden Orte für die Errichtung von KZ-Lagern geeignet seien. Am 7. April 1938 sprachen Beauftragte der SS im Rathaus in Wien vor und erklärten, in Mauthausen ein staatliches KZ-Lager für 3 000 bis 5 000 Häftlinge errichten zu wollen, weswegen sie die Steinbrüche zu kaufen oder zu pachten beabsichtigten.

Um dafür eine wirtschaftlich-rechtliche Form zu finden, wurde am 29. April 1938 in Berlin die SS-Firma »Deutsche Erd- und Steinwerke GmbH« (DEST) gegründet. Die DEST erwarb für ein Butterbrot die Mauthausener und Gusener Steinbrüche. Bereits am 8. August 1938 trafen im Steinbruch 300 Häftlinge aus dem Lager Dachau ein. Es begann der Aufbau des KZ-Lagers Mauthausen.

Die vier Mauthausener und Gusener Granitsteinbrüche wurden deshalb als Standorte eines KZ-Lagers gewählt, weil unter der Leitung des Hitler-Architekten und späteren Rüstungsministers Albert Speer mehrere deutsche Großstädte mit riesigen, pompösen Repräsentationsbauten versehen werden sollten. Wegen des voraussichtlichen Baubedarfs wurden von 1937 bis 1940 alle Neugründungen von faschistischen KZ-Lagern bei Stein, Marmor oder Granitbrüchen errichtet.

Im Jahr 1938 schlossen Speer und die DEST einen Zehnjahresvertrag über die Lieferung von Baumaterialien ab. Aus seinem Budget gab der Generalbauinspektor Speer der DEST ein unverzinsliches Aufbaudarlehen. Als dann in den nachfolgenden Jahren Millionen von Quadern, Gehsteigkanten u.a. von den Häftlingen in den Mauthausener und Gusener Steinbrüchen erzeugt wurden, stieg der Umsatz der DEST ins Astronomische. Er betrug im Jahr 1943 14 882 000 Reichsmark.

Die Nachrichten von der Besetzung Österreichs im März 1938, vom Einmarsch deutscher Truppen in die Tschechoslowakei im Oktober 1938, von der Besetzung derselben im März 1939 verbreiteten sich unter den Dachauer Häftlingen wie ein Lauffeuer. Die Kameraden in den Außenkommandos brachten die Neuigkeiten ins Lager.

Wenige Tage später konnten sie es dann mit eigenen Augen sehen. Jetzt zogen große Kolonnen tschechischer und slowakischer Gefangener in Dachau ein.

Die beunruhigenden Nachrichten erreichten auch die »Zweitmaligen« hinter dem doppelten Stacheldraht. Die Kameraden, die ins Revier mußten, berichteten den streng Isolierten über die Vorgänge draußen. Alle waren voller Sorgen. Ihnen war klar, daß die Vorbereitung eines neuen Weltkrieges durch Hitlerdeutschland in vollem Gange war.

Am ersten September 1939 war es dann soweit. Die Deutschen fielen in Polen ein. Der Angriff erfolgte ohne vorherige Kriegserklärung, wie es von nun an für die völkerrechtswidrige Praxis der faschistischen Kriegführung charakteristisch werden sollte. Der propagandistische Vorwand für den Überfall auf Polen erfolgte nach dem Strickmuster des Reichstagsbrandes. Ein deutsches Sonderkommando, dem Vernehmen nach setzte es sich aus Sachsenhausener Häftlingen mit dem grünen Winkel zusammen, wurde in polnische Uniformen gesteckt und mußte am 31. August 1939 den Gleiwitzer Sender stürmen. Die Deutschen verkündeten, das seien die Polen gewesen, und Hitler brüllte in die Welt hinaus: »Ab heute 4.45 Uhr wird zurückgeschossen!«

Die »Zweitmaligen« hinter ihrem Stacheldraht erfuhren am gleichen Tag die große Neuigkeit.

Die SS-Wachmannschaften verkündeten lauthals das »freudige Ereignis«. Sie klatschten sich auf die Schenkel, sie grölten ihr Lieblingslied »Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt«. Sie kippten schon am frühen Morgen Schnaps in sich hinein und prosteten sich zu: »Auf unseren Sieg!« Sie waren davon überzeugt, daß ihre Führung und die Armee in kürzester Frist die ganze Welt erobern würde. Das begeisterte sie und gab ihnen Auftrieb, das versetzte sie in einen lärmenden Taumel.

Schon einige Tage zuvor, Ende August 1939, befanden sie sich in einer ähnlichen, euphorischen Stimmung. Karl war am Ende eines langen, schweren Tages auf dem Weg in seine Baracke, als ihm zufällig Planck entgegenkam. Breitbeinig und arrogant stolzierte er durchs Lager, sah Karl, winkte ihn zu sich heran und musterte ihn höhnisch von Kopf bis Fuß: »Na, du Bolschewik, euer Stalin scheint ja von dir und deinesgleichen nicht allzuviel zu halten, sonst hätte er doch nicht mit unserem Führer einen Pakt³ abgeschlossen, ohne eure Freilassung zu fordern«, spottete er und ging weiter.

In der Baracke diskutierten die Kameraden aufgeregt miteinander und Karl erfuhr, daß die Sowjetunion mit Hitlerdeutschland einen Nichtangriffspakt abgeschlossen hatte. Die Meinungen darüber gingen weit auseinander, sie reichten von Ungläubigkeit bis zur Verzweiflung.

Zwei Tage nach der plumpen Verhöhnung durch Planck wurde Karl von Vogelsberger angesprochen: »Jetzt habt ihr Kommunisten ja wahrscheinlich die längste Zeit hier im Lager verbracht. Nachdem Deutschland und Rußland einen Pakt miteinander abgeschlossen haben, werdet ihr sicher bald entlassen.«

3 Am 23. 8. 1939 schloß die Sowjetunion mit Hitlerdeutschland einen Nichtangriffspakt ab, auch „Hitler-Stalin-Pakt“ genannt. Vor dem Abschluß dieses Vertrages hatte die Sowjetunion jahrelang versucht, einen Pakt der kollektiven Sicherheit gegen Hitlerdeutschland zustandezubringen. Aber die Westmächte hatten etwas ganz anderes im Sinn: Die Sowjetunion sollte vernichtet werden. Wenn das Hitlerdeutschland besorgte, brauchten es andere nicht zu tun. Deshalb hofierten die Westmächte Hitler und unternahmen nichts gegen die Annexion Österreichs und der Tschechoslowakei. Unter diesen Bedingungen sah sich die SU gezwungen, den offensichtlich geplanten Krieg von ihrem Land fernzuhalten oder mindestens hinauszuzögern, und sei es mit einem Nichtangriffspakt. (Frankreich und Polen hatten längst vor der Sowjetunion einen solchen Vertrag mit Hitlerdeutschland abgeschlossen.)

Karl tat gut daran, Vogelsbergers Orakel keinen Augenblick lang zu glauben. Der Vertrag aber sollte in der nachfolgenden Zeit noch lange eine Rolle spielen.⁴

Auch Hitler in seiner Reichskanzlei und der Reichsführer SS, Himmler, waren von dem schnellen Sieg ihres Blitzkrieges hundertprozentig überzeugt und Himmler bereitete diesen Sieg auf eine ganz besondere Weise vor. Er erteilte den Befehl, zahlreiche neue SS-Mannschaften, neue Kommandanten, neue Schutzhaftlagerführer, Sturm- und Standartenführer, höhere und niedrigere Chargen für immer neue KZ-Lager in immer neuen Ländern auszubilden. Er träumte von einem Netz von KZ-Lagern in der ganzen Welt.

In der Reichsführung der SS wurde festgelegt, daß das KZ-Lager Dachau als Ausbildungsstätte für neue Generationen von SS-Bewachern verwendet werden sollte. Also wurde das Lager Dachau von Häftlingen geräumt, an ihrer Stelle zogen Scharen von SS-Männern in Dachau ein.

Die Gefangenen wurden aufgeteilt. Sie wurden mit dem Ziel, möglichst viele zu vernichten, in andere Lager gebracht.

Über 1 600 Dachauer Häftlinge, darunter 150 Politische aus der Strafkompagnie, wurden ins Lager Mauthausen transportiert. Unter ihnen befand sich Karl.

Sie waren der Meinung gewesen, daß es schlimmer als im Dachauer Strafblock nicht mehr kommen könne. Aber sie hatten sich geirrt.

Morgens um 3.30 Uhr wurden sie aus dem Schlaf gerissen. Sie bekamen einen Becher brauner Brühe, dann ging es an die Arbeit. Zum Mittagessen gab es

4 Mit dem Abschluß des deutsch-sowjetischen Vertrages begann in Westeuropa eine antikommunistische Kampagne. Alle Befürworter des Münchner Abkommens (Vertrag Hitlerdeutschlands mit England und Frankreich vom 29.9.1938, nach welchem Hitler die Grenzgebiete der CSR Böhmen und Mähren erhielt, womit die Tschechoslowakei zur Kapitulation gezwungen und von Hitler annektiert wurde), sprachen vom »Verrat Stalins und Molotows« und vom »Verrat der Kommunisten an der Sache der Demokratie und des Friedens«.

In dieser Situation gab es unter den Häftlingen im KZ-Lager Dachau kontroverse Meinungen. Sozialdemokratische Kameraden sprachen von »Verrat«, aber auch ein Teil der Kommunisten sah in der Haltung der Sowjetunion einen »Schlag gegen die Politik der Aktionseinheit«, andere Kameraden bezeichneten den Vertrag als ein »Abgehen vom Internationalismus.« Die große Mehrzahl der Kommunisten in Dachau jedoch stand auch in dieser Situation an der Seite der Sowjetunion im festen Vertrauen in die richtige Orientierung der sowjetischen Politik. Zu diesen Kommunisten gehörte auch Karl. Er hat den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt verteidigt und war der Meinung, daß dies die einzige Möglichkeit gewesen sei, der SU eine Atempause vor dem Überfall durch den Hitlerfaschismus zu verschaffen. (Freilich wußten Karl und seine Kameraden damals noch nichts davon, was 50 Jahre danach über ein zweites Geheimabkommen und über geheime Zusatzvereinbarungen zwischen Hitler und Stalin bekannt wurde.)

einen dreiviertel Liter Suppe, meistens Kraut mit Wasser, abends eine Scheibe Kommißbrot mit etwas Margarine. Sie hatten Hunger, sie magerten ab. Aber noch schlimmer war der Durst.

Sie mußten im Steinbruch schuften. Dieser Steinbruch hat Tausende Opfer verlangt. Er war zur Vernichtung von Menschenleben bestimmt, aber er sollte auch einen Teil von Hitlers wahnsinnigem Bauprogramm erfüllen. Unter Verletzung der primitivsten Sicherheitsvorkehrungen wurde ein mörderisches Arbeitstempo verlangt und mit aller Brutalität eingetrieben.

Hier hatte die SS die für sie beste Möglichkeit, Häftlinge ohne viel Zeitverlust und am bequemsten bis zur tödlichen Erschöpfung zu jagen. Einen schweren Stein auf den Schultern, bis 50 kg schwer, im Laufschrift, ständiges Treten und Prügeln, und bald brach das Opfer zusammen, um irgendwo zu sterben. Zu Füßen der steilen Wände ließ man die Opfer zerschellen. Die SS nannte das scherzhaft »Fallschirmspringen«.

Täglich mußten sie die »Todesstiege« begehen. Ihre Stufen waren willkürlich aneinandergereiht, aus ungleich großen Felsbrocken der verschiedensten Formen. Oft einen halben Meter hoch, verlangten sie beim Steigen größte Kraftanstrengung. Oft fehlten sie ganz und ließen eine steile Stelle Lehm Boden offen, die besonders bei feuchtem Wetter zu schweren Stürzen führte. Die entmenschlichten SSler freuten sich, wenn sie die letzte Reihe einer abwärtsgehenden Kolonne durch Fußstritte und Kolbenstöße zum Gleiten brachten und diese gleitende und fallende Menge, die Vormänner mitreißend, in einem wüsten Haufen die Treppe hinunterkollerte. Es war ein Gebot des Überlebens, beim Rückmarsch ins Lager, der immer mit einem Stein auf der Schulter angetreten werden mußte, solche Stellen zu wählen, die den wenigsten Kraftverbrauch beanspruchten. Wehe dem, der dabei zurückblieb und dem sich keine helfende Hand bot.

Die den Abschluß bildenden SS-Leute trieben die geschwächten Nachzügler mit unbarmherzigen Schlägen und Tritten an. Die Stiege zum Lager mit ihren 186 Stufen nahm oft dem ausgemergelten Körper die letzten Reserven und war in zahllosen Fällen das Ende eines tapferen Lebens.

Fünf Monate lang mußten die Dachauer Häftlinge im Mauthausener Mörderlager verbringen. Fast die Hälfte ihrer Kameraden überstanden diese Hölle nicht. Sie blieben auf der Strecke.

Als sie im Februar 1940 wieder nach Dachau zurückgebracht wurden, waren von den 147 politischen Häftlingen der Strafkompagnie noch 86 am Leben. Sie waren zu Skeletten abgemagert.

Karl konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Er hatte Magenschmerzen und mußte sich ständig erbrechen. Er hielt sich an seinem Kameraden Walter Vielhauer fest, der an seiner Seite ging.

In Mauthausen waren die Politischen zu neuen Erkenntnissen gekommen, neue Entschlüsse waren herangereift. Sie waren sich klar darüber geworden, daß die bisherige Form der Organisierung von Solidarität und Hilfe nicht mehr ausreichte. Das bisherige System der Führungstätigkeit waren Kontakte der Häftlinge aus den gleichen Städten, aus den gleichen Kreisen oder Bezirken zu ihren ehemaligen Genossen, die sie kannten und zu denen sie Vertrauen hatten.

Das genügte jetzt nicht mehr. »Wir müssen eine starke, große Abwehrorganisation gegen die SS aufbauen und unser zukünftiges Ziel muß es sein, noch stärkeren Einfluß auf den inneren Aufbau des Lagers zu bekommen.«

Das waren die Erkenntnisse und Schlußfolgerungen aus den grausigen Mauthausener Erfahrungen.

Wieder in Dachau

Als sie aus dem gespenstischen Mauthausen nach Dachau zurückgekehrt waren, erhellte ein winziger Sonnenstrahl die eisige Kälte ihrer Tage. Die «Zweimaligen» wurden nicht mehr in die Isolierung zurückgebracht, sie wurden »normale« Gefangene. Ihr Leben wurde etwas leichter als drinnen, hinter dem doppelten Stacheldraht. Der Strafblock, diese Hölle auf Erden, war jetzt von anderen bemitleidenswerten Kameraden belegt, von Neuzugängen, von solchen, die sich im Lager Sonderstrafen zugezogen hatten, und von Juden. Karl und seine Kameraden waren nicht mehr unter ihnen. Sie konnten jetzt die spärlichen Rechte der normalen Gefangenen in Anspruch nehmen, die winzigen Erleichterungen, die doch so groß waren.

Jetzt konnten sie monatlich Briefe schreiben und empfangen. Wie schön war es, wenn ein Brief der Eltern bei ihm eintraf. Und wenn sie auch nur belanglose Worte schreiben durften, denn die Dachauer Zensur war streng, so war es doch Vaters liebe Handschrift, Mutters krakelige Buchstaben, die ihm zwischen den Zeilen so vieles zu sagen hatten. In den Briefen kam eine große Liebe und Verbundenheit der Eltern mit ihrem »verlorenen Sohn« zum Ausdruck.

Jetzt konnten sie monatlich Geld empfangen, um in der Kantine einzukaufen. Und wenn es auch wenig war, was sich die Eltern vom Mund absparen konnten, so half dieses Wenige Karl doch wieder auf die Beine. Jetzt konnten sie abends auf der Lagerstraße laufen, mit ihren Kameraden diskutieren, Informationen austauschen.

Solche Lagerstraßen gab es in allen KZ-Lagern. Sie waren ein Lichtblick im qualvollen Alltag. Hier konnten die Gefangenen abends nach der Schufterei eine kurze Zeit lang spazieren gehen, ihre Kameraden treffen, sich Nachrichten zuflüstern. Natürlich mußte man auch auf dieser Straße sehr vorsichtig sein, denn es konnte passieren, daß plötzlich ein SS-Scherge auftauchte und unvermittelt fragte, über was man sich gerade unterhalten habe. Da konnte man keine Unsicherheit zeigen, da konnte es keine zweierlei Antworten geben, da mußte man sich vorher darüber verständigt haben, wie man eine solche Frage einheitlich beantworten würde.

Beliebte Kameraden auf der Lagerstraße waren jene, die bei den SS-Familien als Haushaltshilfe, Kindermädchen, Zimmermädchen, Hausmeister oder Handwerker eingesetzt waren. Sie hatten die Gelegenheit, Nachrichten im Radio mitzuhören, Zeitungsartikel zu lesen oder Gesprächen ihrer »Arbeitgeber« zu lauschen, aus denen sich Schlüsse ziehen ließen.

Vieles erfuhren sie auch von ihren Peinigern direkt, die heiter waren in diesen Tagen, siegesbewußt, wohlgelaunt und aufgekratzt. Täglich brachten sie neue Siegesmeldungen ins Lager und verhöhnten damit ihre Opfer.

Sieg um Sieg errichtete Himmler in den besetzten Ländern immer neue furchtbare Massenvernichtungslager. Dazu brauchten sie immer mehr SS-Leute, die auf Mord gedrillt waren und als Killer ausgebildet wurden. Zu diesem Zweck erteilte die Reichsführung der SS den Befehl, in Dachau ein Unterführerheim der SS zu bauen.

Nicht nur der Siege, auch der Häftlinge wurden immer mehr. Das antifaschistische Europa kam zu ihnen nach Dachau oder in andere KZ-Lager.

Anfang des Jahres 1940 kamen polnische Patrioten, unter ihnen tausende polnischer Pfarrer. Fassungslos, mit entsetzten Augen, zogen sie ins Lager ein.

Im Mai 1940, nach Hitlers Überfall auf Dänemark und Norwegen, kamen die Demokraten dieser Länder. Später rückten Franzosen, spanische Interbrigadisten, Luxemburger, Niederländer und Belgier in Dachau ein. Die Zahl der Lagerinsassen schnellte sprunghaft in die Höhe. Das überfüllte Lager glich einem Hexenkessel. Jetzt war die überwiegende Mehrzahl der Gefangenen der deutschen Sprache unkundige Kameraden, die die Befehle ihrer Peiniger oft nicht verstanden.

Die SS-Hyänen fühlten sich in ihrem Element. Sie hatten ihren Spaß an den verängstigten Menschen. Sie hatten jetzt genügend »Menschenmaterial«, um nach Herzenslust zu schinden, zu treten, zu prügeln und zu quälen. Sie freuten sich über die fremden »Vögel«, denen sie die Federn rupfen wollten. Täglich begingen sie neue Teufeleien.

Eines Morgens befahlen sie, einige der Blocks mit ungeraden Nummern zu räumen. Die Gefangenen dieser Blocks wurden zu ihren Kameraden in die Baracken mit den geraden Nummern hineingepfercht.

An den leer gewordenen Blocks wurden Schilder mit der Aufschrift »Invalidenblock« angebracht. Die SS brachte die arbeitsunfähigen Häftlinge aus zahlreichen anderen Lagern nach Dachau. Der Raum für die einzelnen Gefangenen wurde noch enger, der Hunger größer. Jetzt stand vor den politischen Häftlingen die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß keine chaotischen Zustände im Lager einrissen. Die Schaffung einer straffen Häftlingsorganisation wurde zu einer zwingenden Notwendigkeit. Sie mußte unbedingt in Angriff genommen werden.

Der Maurerkapo

Die Bauabteilung der SS in Dachau unterstand dem SS-Obergruppenführer Pohl. Himmler gab ihm den Auftrag, das geplante SS-Untererführerheim zu bauen. Dazu benötigte die SS-Bauabteilung Maurerkapos.

Blockführer Vogelsberger erinnerte sich an Karl. Er gab dem Arbeitsinsatzführer den Tipp, Karl als »Gelben Bindenträger« am Unterführerheim einzusetzen. Das bedeutete, daß Karl von der manuellen Arbeit freigestellt wurde, daß er seitens der Häftlinge gegenüber der SS-Bauabteilung für die Arbeit verantwortlich war und seine Kameraden anzuleiten hatte.

Als er vom »Arbeitseinsatz« über seine geplante Verwendung als Maurerkapo informiert wurde, erinnerte sich Karl an jene schlaflose Nacht im Strafblock, als er zu der Erkenntnis gekommen war, daß man selbst Funktionen übernehmen müsse, um Figuren wie A. K. auszuschalten. Nun also war es so weit, jetzt mußte er sich selbst und seinen Genossen beweisen, daß er die Tätigkeit des Häftlingsfunktionärs im Interesse seiner Kameraden nützen würde. Jetzt gehörte er zu jenen politischen Häftlingen, die Lagerfunktionen übernahmen, nicht der Vorteile wegen, sondern um Solidarität und Hilfe für die Kameraden zu organisieren.

Am Abend vor seinem Einsatz als »Gelber Bindenträger« traf Karl auf der Lagerstraße seine österreichischen Kameraden Franz Freihaut und Ludwig Soswinski. Er erzählte ihnen von seiner zukünftigen Tätigkeit und versprach ihnen, seine Funktion für die Hilfe der Häftlinge zu nützen. »Ich werde alles daran setzen, den Kameraden das Leben leichter zu machen. Ich werde mich den SS-Banditen widersetzen, wo ich nur kann, und ich werde keine Willkür dulden.« Die beiden lächelten und drückten ihm die Hand: »Du wirst es aber so einfädeln, daß sie dir keine Befehlsverweigerung nachweisen können, denn du mußt diesen Posten behalten, so lange es geht.«

Was Karl versprochen und wozu er den festen Willen hatte, war in der Praxis äußerst kompliziert.

Im Unterführerheim regierte nicht nur die Bauabteilung der SS, die am schnellen Vorwärtkommen des Baus und folglich an guten Fachkräften interessiert war. Im Unterführerheim regierte auch die SS-Lagerleitung, deren Auftrag Mord war. Ihr war es schnuppe, ob und wann der Bau fertiggestellt wurde, sie kannte nur das Ziel, möglichst viele Häftlinge umzubringen, zu töten, zu »liquidieren«, wie sie es nannte.

So prallten im SS-Untererführerheim zwei unterschiedliche Richtungen der SS aufeinander. Der Widerspruch zeigte sich bei der Auswahl der eingesetzten Häftlingsfunktionäre, der Kapos und Unterkapos.

Die SS-Lagerleitung hatte befohlen, daß das Unterführerheim von den Gefangenen des Strafblocks aufgebaut werden sollte, jenes fürchterlichen Blocks, in dem Karl drei Jahre seines Häftlingsdaseins verbracht hatte. Die derzeitigen Häftlingsfunktionäre der Strafkompagnie waren nicht besser als seinerzeit A. K. Im Gegenteil, sie waren noch schlimmer. Der von der Lagerführung im Unterführerheim eingesetzte Kapo des Strafblocks war Max Schnell, ein ehemaliger Fremdenlegionär, der den SS-Bestien in nichts nachstand. Er und Oberscharführer Planck unterschieden sich nur dadurch voneinander, daß der eine die SS-Uniform und der andere den Häftlingsdrillich trug.

Die SS-Lagerführung bestimmte, daß ihr Mann, Max Schnell, der »Gelbe Bindenträger Nr. Eins« und Karl, der Mann der Bauabteilung, der »Gelbe Bindenträger Nr. Zwei« sein sollte. Karl stand damit vor der schwierigen Aufgabe, gegen zwei Fronten kämpfen zu müssen, gegen den Kommandoführer der SS-Lagerleitung und seine Mannschaft und gegen den Kapo mit der gelben Binde, Schnell, und seine ihm gleich gearteten Unterkapos Knoll, Hutterer und Galbaby.

Karl mußte auf der Hut sein, er mußte ständig nachdenken und er mußte eine Politik entwickeln, die nicht nur die Pläne der SS-Lagerleitung, sondern auch die Handlungen Schnells und seiner Unterkapos durchkreuzte. Karl mußte Mut aufbringen. Er mußte klug sein. Er mußte bereit sein, sich eher über den Haufen schießen zu lassen, als seine Kameraden zu gefährden, so wie es einst der Genosse L. in Basel von ihm gefordert hatte.

Die schlimmste Zeit war der Anfang. Während der Erdarbeiten tobte sich die SS willkürlich und brutal an den Häftlingen aus. Sie spielten dabei verschiedene Spielchen. Ihre Lieblingsbeschäftigung war das Spiel »Auf der Flucht erschossen«. Sie beherrschten es wie andere Leute Mensch-ärgere-Dich-nicht, ja, sie beherrschten es besser, sie spielten es variantenreich. Sie warfen die Mütze eines Häftlings über die Postenkette und wenn der Ahnungslose hinterherlief, um sie wieder zu holen, knallten sie ihn ab.

Oder sie befahlen einem Gefangenen, sich außerhalb der Postenkette zu begeben. Sie zwangen ihn zur angeblichen »Flucht«.

Oder sie holten irgendeinen Häftling aus seiner Arbeitsgruppe heraus, ließen ihn direkt an der Postenkette arbeiten und befahlen ihm, nicht aufzublikken. Dann veränderte der Posten seinen Standort, und der Häftling befand sich außerhalb der Kette.

Max Schnell erwies sich dabei als gelehriger Schüler seiner Meister. Er beteiligte sich mit Eifer an den schaurigen, gespenstischen Aktionen.

Karl aber konnte nicht mehr schlafen. Tag und Nacht quälte ihn die Tatsache, daß in seinem Kommando Häftlinge abgeknallt wurden wie Hasen. Er er-

schauerte jedesmal, wenn abends beim Einrücken auf die Frage des SS-Obersturmführers Zill nach den Abgängen Max Schnell mit stolzgeschwellter Brust verkündete: »Zwei (manchmal waren es auch drei) Abgänge durch Flucht.« Zill grinste befriedigt, aber Karl quälte sich. Er beschloß, das abzustellen, und wenn es das eigene Leben kosten sollte.

Am nächsten Tag, als wieder ein Kamerad über die Postenkette gejagt worden war, begab sich Karl an den Tatort und sagte, in Anwesenheit Max Schnells und der SS, energisch und laut: »Der Häftling ist nicht freiwillig über die Postenkette gegangen, einer muß ihn hinausgetrieben haben. Ich will wissen, wer das war!« Die Kameraden schwiegen betreten. Sie wagten nicht, im Beisein Schnells und vor der SS irgendwelche Namen zu nennen. Sie fürchteten sich. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß Karl sie vor Repressalien zu schützen in der Lage sein würde.

Karl stellte fest, daß es so nicht ging. Er mußte neue Überlegungen anstellen.

Abends auf der Lagerstraße sprach er mit August Hey über das Problem. Dieser schlug ihm vor, bei führenden Genossen Rat zu holen. Er brachte Karl mit den beiden österreichischen Kommunisten Fritz und Josef (Beppi) Lauscher in Verbindung. Diese bestärkten Karl in seinem glühenden Willen, das Morden in seinem Kommando abzustellen. Sie machten Karl einen Vorschlag: »Du mußt mit allen zuverlässigen politischen Kameraden deines Kommandos sprechen. Wenn sie nicht den Mut haben, vor Schnell oder der SS Namen zu nennen, mußt du selbst immer an Ort und Stelle sein, wenn sie einen über die Postenkette jagen wollen. Versuche, Schnell und die SS durch dein Auftreten einzuschüchtern. Du hast das Zeug dazu. Die mutigsten Kameraden des Kommandos müssen dir in der Weise helfen, daß sie dich sofort informieren, wenn sich an der Postenkette etwas tut, denn dein Kommando ist groß und du kannst nicht überall zugleich sein.«

Karl war sofort damit einverstanden. Ja, er hatte den Mut dazu. Es war für ihn viel leichter, diesen Mut aufzubringen, als sich ständig selbst Vorwürfe machen zu müssen, daß es in seinem Kommando täglich Tote gab.

In den folgenden Abenden nutzte Karl jede Gelegenheit auf der Lagerstraße dazu aus, mit seinen politischen Kameraden aus dem Kommando zu sprechen. Er überzeugte sie davon, daß sie ihn sofort verständigen sollten, wenn Schnell oder ein SS-Mann einen Häftling über die Postenkette jagen wollte.

Die Genossen waren dazu bereit. Karl war von nun an immer rechtzeitig zur Stelle. Auf diese Weise wurde Schnell daran gehindert, die Postenkette zum Mord zu nützen. Den SSlern aber, die auf ihre Späße nicht verzichten wollten, erklärte Karl kategorisch: »Ich bin für die schnelle Fertigstellung des Unterführerheims verantwortlich und brauche dazu jede Arbeitskraft. Ich werde der SS-

Bauabteilung Meldung machen, daß Sie willkürlich und ohne triftigen Grund Arbeitskräfte des Kommandos reduzieren und damit den Bau hinauszögern.«

Die SS-Mörder ließen sich von Karls energischem Auftreten tatsächlich beeindruckt. Sie hatten wohl Furcht, daß es von der Bauabteilung ein Donnerwetter geben könnte. Auf diese Weise gelang es Karl, in seinem Kommando mit den Spielen an der Postenkette Schluß zu machen.

Nach einigen Tagen traf er auf der Lagerstraße Beppi. Karl erzählte ihm von seinem Erfolg. Beppi drückte ihm die Hand: »Alle Achtung, Karl, ich hätte nicht geglaubt, daß das in so kurzer Zeit gelingen würde. Das muß ich Fritz erzählen. Der wird sich freuen.«

Unter den Gefangenen beim Bau des Unterführerheims befand sich der Schriftsteller Edgar Kupfer-Koberwitz. Politische Häftlinge ermöglichten ihm, direkt in Dachau Tagebuchaufzeichnungen herzustellen. Der als Materialverwalter eingesetzte politische Häftling, Otto Hofer, versteckte das Tagebuch unter dem zuzementierten Boden des »Präzifix«, einer Schraubenfabrik auf dem Gelände des KZ-Lagers Dachau. Nach der Befreiung des Lagers im Jahr 1945 konnte das Manuskript mit Hilfe amerikanischer Besatzungsoffiziere ausgegraben werden. Es wurde unter dem Titel »Als Häftling in Dachau« veröffentlicht.

Edgar Kupfer-Koberwitz konnte aus nächster Nähe Karls Kampf gegen die SS und gegen Max Schnell und seine Unterkapos beobachten. Er schreibt in seinem Tagebuch:

»Wir meinten, Stunden müßten schon vergangen sein, aber es waren noch keine vierzig Minuten. Kapo Schnell schrie: ›Was, die Sonne scheint, und die arbeiten mit den Jacken? Jacken aus, los marsch! Mützen ab, alles hinlegen.‹ Und schon wiederholten es die Hilfskapos und trieben uns an, Mützen und Jacken an den Wegrand zu legen. Es war Anfang Dezember. Wenn auch die Sonne schien, es ging doch ein kalter Wind, und der Boden war festgefroren. ›Wartet nur, jetzt werdet ihr mehr stampfen, ihr Hunde, dann wird's euch warm, los, stampfen!‹ ›Los‹, brüllten die Hilfskapos und schlugen auf die Nächststehenden ein. ›Eins, zwei, drei, vier, eins, zwei, drei, vier, eins, zwei, drei, vier ...‹ Da kommt der andere Kapo vorbei, der Wagner Karl. Er sieht uns an: ›Warum tragen die Leute keine Jacken und Mützen?‹ Der dicke Galbaby ist gefragt. Er sieht verlegen aus und beginnt: ›Der Kapo, der Schnell Max hat gesagt ...‹ ›Was, der Schnell Max? Hier wird kein Zirkus aufgeführt, verstanden? Die Leute ziehen ihre Jacken an, und zwar sofort. Los, Jacken an, Mützen auf!‹ Wie wir ihn für diese Worte segnen. Mit den Jacken auf dem Körper kommen wir uns wie neu geboren vor, wenn auch die Hän-

de rot vor Kälte sind. Und wie wohl das tut, diese runden Mützen auf dem kahlgeschorenen Kopf zu haben. Es ist ein Segen. Nun kann es ruhig noch eine Weile dauern, es ist nur noch halb so schlimm ...

Doch nun muß ich von der Kiesgrube erzählen: Diese Kiesgrube war ein etwa drei Meter tiefes Loch von etwa fünfzehn bis zwanzig Meter Durchmesser. Früher hatte man dort Kies ausgegraben, daher war der Name geblieben.

Heute diente sie eigentlich nur als Grube für Abfälle. Einmal oder zweimal am Tage kam ein ›Moor-Expresß‹, von vielen Häftlingen gezogen. Sie luden dort allen möglichen Schutt und Müll ab, vor allem auch Abfälle aus dem SS-Lazarett und aus den SS-Baracken.

In der Kiesgrube unten standen nun die Juden mit ihren Stampfern, meist weit über 100 Mann, eng aneinandergedrückt, um sich so etwas wärmer zu machen. Einige von ihnen zogen mit den Gabeln den Schmutz in die Mitte der Grube und die anderen mußten ihn einstampfen.

Letzthin standen Schubkarren an der Grube und ein SS-Mann verlangte, daß man sie auf die Juden hinunterwerfen solle. Es waren schwere, plumpe Schubkarren, die ein ziemliches Gewicht hatten. Hecht und die besseren Unterkapos schlichen fort, aber der kleine, bucklige Hutterer warf tatsächlich Schubkarren nach unten. Einige Juden wurden getroffen und verwundet. Kapo Wagner kam hinzu und sagte dem SS-Mann ganz energisch, fast grob, daß das aufzuhören habe, er trage von der Lagerleitung aus die Verantwortung für die Schubkarren, und er könne nicht verantworten, daß sie mutwillig zerstört würden. Der SS-Mann war ohne Charge, hatte außerdem eigentlich bei uns gar nichts zu suchen, war nur so vorbeigekommen. Er zog auf die energischen Worte Wagners ab, denn er fürchtete eine Auseinandersetzung mit der Lagerleitung, es war ihm eigentlich gar nicht gestattet, sich undienstlich im Gelände der Strafkompagnie aufzuhalten. Wagner hatte dem Unfug sehr klug und energisch so Einhalt geboten, indem er die Schubkarren vorschützte, denn Material durfte um des Himmels willen nicht zerstört werden, das mußte man schonen, das kostete ja etwas, Menschen gab es umsonst. Hätte er einen Ton zum Schutze der Juden gesagt, er hätte gerade das Gegenteil erreicht, aber eine Rede zum Schutze der Schubkarren mußte Erfolg haben. Jedes Stück Holz besaß mehr Wert als der wertvollste Mensch ...

Man hatte etwas entdeckt. Unter einem Treppenabsatz, der mit Brettern verschalt war, fand Kapo Wagner etwa einen Zentner Brot. Das meiste davon war schon stark verschimmelt, es waren lauter kleinere und größere Stücke.

Woher kam das Brot? Wir alle hatten ja kein Brot, nur Hunger. Aber Wagner fand alles heraus, obwohl es so geheimnisvoll erschien. Das Brot gehörte Galbaby.

Wenn der Müllwagen kam und abfuhr, so waren unter dem Müll, der von der SS-Kaserne kam, oft gut verschnürte und verpackte kleine Pakete. Es gab unter den SS-Soldaten, die neu ausgebildet wurden, solche, die unser Elend sahen und die noch so viel Mensch waren, daß sie ihre Reste einpackten und in die Mülltonne warfen, denn sie wußten, daß unsere Hungernden das faulende Zeug aus dem Kehricht verschlangen. Teils haben sie das wohl selber gesehen, wenn sie als Posten den ›Moor-Expreß‹ begleiteten oder wenn sie irgendwo in der Nähe Wache standen, teils hatten sie es nur vielleicht erzählen gehört. SS, die sich unserer erbarmte, und die trotzdem weiter Wache stand, unserer Vernichtung diente, sie mit ansah, sie also förderte... Oder kamen diese Gaben von solchen, die sich unter SS-Mann-Sein etwas anderes vorgestellt hatten? Waren es vielleicht solche, die nun Gefangene ihres Eides waren? Wer weiß das zu sagen? Wenn also der Wagen mit dem Müll der SS-Kaserne oder SS-Baracken kam, so stellte sich Galbaby jedesmal irgendwo auf die Lauer. Er merkte sich, wer von den unglücklichen Juden oder wer sonst auch immer solch ein Päckchen erwischte. Wenn der ›Moor-Expreß‹ fortgefahren war, so kam er und rief die Einzelnen zu sich her, schlug sie, drohte mit Meldung und nahm ihnen, die durch sein Schreien, seine Schläge und seine Drohungen ganz eingeschüchtert waren, das Päckchen ab. Die Ärmsten mußten froh sein, wenn er die Meldung unterließ.

So hatte der böse Zwerg Hutterer und noch ein Dritter das viele Brot im Laufe der Zeit zusammengetragen. Sie aßen davon, so viel sie nur konnten, verschachtelten einen Teil davon gegen einen Fetzen Zeitung, gegen eine Zigarette oder gegen ähnliche Dinge. Und den Rest ließen sie lieber verfaulen, als ihn den Hungernden zu geben ...

Ein guter Mensch, mit Gewalt ausgestattet, ist wie ein Regen, der alles erfrischt, wie ein befruchtender, labender Wasserstrom. Ein schlechter Mensch, mit Gewalt ausgestattet, ist wie ein reißendes Hochwasser, das nur sich und seine Bahn kennt und hinter dem nichts zurückbleibt als Verwüstung, Grauen, Elend. Wagner verteilte das Brot an die Ausgehungerterten.«

Im Kampf zwischen der SS-Lagerleitung und der SS-Bauabteilung hatte die Bauabteilung gesiegt, denn das Unterführerheim mußte auf Biegen und Bre-

chen fertiggestellt werden. Die Methoden der SS-Lagerleitung und ihrer willfährigen Werkzeuge Schnell, Knoll, Hutterer und Galbaby aber standen dieser Notwendigkeit im Wege. Deshalb wurden diese Kapos in den nachfolgenden Wochen abgelöst. Die Kameraden im Arbeitseinsatz nutzten die Gelegenheit aus, um die Funktionen im Unterführerheim mit anderen, guten, einwandfreien Häftlingen zu besetzen. Hätte die SS-Lagerleitung in diesem Wettlauf den Sieg davongetragen, wäre Karl mit Sicherheit abgelöst worden.

Inzwischen war es Winter geworden. Ein eisiger Wind piff über das Lager, der Schnee fiel meterhoch. Die Häftlinge im Unterführerheim hatten wenigstens ein Dach über dem Kopf. Karl überlegte, daß es gut wäre, wenn die Kameraden den Winter hier verbringen könnten, dann brauchten sie wenigstens nicht im Freien zu schuften oder mit ihren Tischen Schnee aufzuschichten und wegzutransportieren. Aber die Arbeit ging bald dem Ende entgegen, allzuviel war nicht mehr zu tun. Also gab Karl seinen Kameraden die Anweisung, die Arbeit hinauszuzögern. Wie er das machte, schildert der Häftling Kupfer-Koberwitz ebenfalls in seinem schon genannten Tagebuch:

»Wagner kam herein und ein anderer Kapo. Sie erzählten, es sei sehr wenig Arbeit da, wir müßten uns die Arbeit einteilen, das hieß, die Hauptsache war, immer und immer zu arbeiten und ja nicht zu schnell fertig zu werden, lieber hundertmal auf demselben Fleck reiben. Dabei die Hauptsache, das oberste Gesetz: Nicht aufzufallen, denn dauernd ging SS durch den Bau, und wenn sie uns ohne Arbeit finden würden, so kostete das die berüchtigten ›Fünfundzwanzig‹, und wir würden hinausgejagt zu Außenarbeiten. Die Arbeit solle in die Länge gezogen werden, soweit es irgend möglich. Dann ließen uns die beiden Kapos allein.«

Mit dem Sieg der Bauabteilung war Lagerführer Zill der Unterlegene geblieben. Das nahm er der Bauabteilung krumm. Er hatte genau beobachtet, was sich im Unterführerheim abgespielt hatte. Er vermutete, daß Karl sabotierte, konnte es aber nicht beweisen. Er haßte Karl und er wußte auch, daß dieser bei seinen Kameraden sehr beliebt war, daß er bei ihnen großes Ansehen genoß und daß er sich bei der Bauabteilung Respekt verschafft hatte.

Der mächtige Zill beschloß, dem Häftling mit dem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein und dem frechen Auftreten einen empfindlichen Denkartel zu erteilen. Zill wollte Karls Ansehen bei seinen Kameraden zerschlagen und gleichzeitig der SS-Bauabteilung eins auswischen.

Eines Vormittags erschien er auf der Baustelle, blickte sich um, deutete auf

einen Juden, der Steine klopfte, und sagte zu Karl: »Schreib den Juden auf.« »Welchen?« fragte Karl. »Den da, der schafft nichts.«

Karl erwiderte: »Der schafft doch!« »Wenn ich sage, der schafft nichts, dann will ich heute abend eine Meldung haben«, brüllte Zill.

Damit wurde Karl vor eine Entscheidung gestellt, die mit Sicherheit schwerwiegende Folgen haben würde. Führte Karl Zills Anordnung nicht aus, bedeutete dies Befehlsverweigerung. Das konnte die schlimmsten Folgen haben. Führte er Zills Befehl aber aus, lieferte er einen jüdischen Kameraden der SS aus, denn Meldungen zogen Strafen nach sich: Torstehen mit Essensentzug, Bock oder Baum.

Karl hatte alle diese Lagerstrafen am eigenen Leib erfahren. Er hatte als Zweitmaliger am Tor gestanden, er hatte über dem Bock gelegen, am Baum gehangen, die Gelenke mit einer Kette gefesselt, die Hände nach rückwärts ausgerenkt. Hinterher war er wochenlang nicht in der Lage gewesen, mit den schmerzenden Händen einen Löffel zu halten. Seine Kameraden hatten ihn gefüttert. Es war für ihn unmöglich, seinen jüdischen Mitgefangenen einer dieser Strafen auszuliefern.

Andererseits befürchtete Karl, daß man ihn dann seiner Funktion als Kapo entheben könnte. Das würde bei den politischen Kameraden abends auf der Lagerstraße mit Sicherheit Diskussionen auslösen. Vielleicht würden die Kameraden der Meinung sein, daß es im Interesse der Vielen notwendig sei, einen Einzelnen zu »opfern«.

Karl konnte sich mit niemandem beraten, aber es ging ihm einfach gegen sein Gefühl, eine solche Meldung abzuliefern. Karl überlegte sich Ausreden. Er kam zu dem Resultat, daß er, wenn Zill ihn nach der Meldung fragen sollte, antworten würde: »Ich kann keine Meldung machen, ich bring das nicht fertig.«

Nach getaner Arbeit rückten sie ein. Karl fiel ein Stein vom Herzen, denn am Tor stand nicht Zill, um die Meldungen der Kommandos entgegenzunehmen, sondern sein Stellvertreter. Dieser ließ ihn anstandslos passieren. Karl war noch einmal mit heiler Haut davon gekommen.

Als auch die nächsten Tage ohne Folgen vorübergingen, war Karl erleichtert. Nach Wochen vergaß er schließlich die gefährliche Situation.

Die Arbeit am Unterführerheim war so gut wie fertig. Es gab nur noch Aufräumarbeiten zu verrichten, die von einem kleinen Arbeitskommando erledigt wurden.

Am Tag der Einweihung des Unterführerheims wurde Karl ans Tor gerufen und in das Glied derer eingereiht, die an diesem Tag bestraft werden sollten. Karl hatte keine Ahnung, weswegen er hier stand. Als die Kommandos ausge-

rückt waren, erschien ein SS-Blockführer. Er rief ihre Namen auf. Jeder Einzelne mußte vortreten. »Rechts um, marsch, marsch!« Sie wurden ins Bad gebracht, wo der Bock aufgebaut war. Bevor Karl auf das Marterinstrument geschnallt wurde, erschienen Schutzhaftlagerführer Zill und Vernehmungsführer Bach. Zill grinste ihn an.

»Weißt du, warum du auf den Bock kommst?« fragte er. »Nein«, antwortete Karl wahrheitsgemäß. »Zur Gedächtnisauffrischung«, lachte Zill schallend und Vernehmungsführer Bach verlas mit näselnder, monotoner Stimme: »Wegen der Unterlassung einer Strafmeldung, zu welcher er von Schutzhaftführer Zill aufgefordert worden war, erhält der Häftling Nr. 244 fünfundzwanzig Stockhiebe und drei Tage Arrest.« Dann knallten die Ochsenziemer auf Karls Gesäß herunter. Er hatte lauthals mitzuzählen von 1 bis 25. Anschließend folgten die obligatorischen Kniebeugen. Dann wankte Karl für drei Tage in den Bunker.

Die Illegalen

Die nervenaufreibende Tätigkeit beim Bau des Unterführerheims, der harte Kampf gegen die SS und ihre willfährigen Werkzeuge wäre für Karl noch schwerer gewesen, hätte er nicht auf die Ratschläge seiner Genossen zurückgreifen können. Die Stunde des Spaziergangs auf der Lagerstraße abends vor dem Schlafengehen war für Karl so wichtig wie das tägliche Brot.

Oft war er nach getaner Arbeit hundemüde und ausgelaugt, er fühlte sich wie zerschlagen. Er hätte sich gerne auf die Pritsche gelegt oder still in eine Ecke gelehnt und ausgeruht. Aber wenn seine Kameraden an seiner Baracke vorbeigingen und ihn herauswinkten, überwand er seine Müdigkeit. Wenn er sich nicht blicken ließ, suchten ihn seine Kameraden. Karls Mut und seine kluge Politik imponierte ihnen, und sie hatten sich vorgenommen, sich um ihn zu kümmern und mit ihm politische Fragen zu diskutieren.

Aber ebenso wichtig für die Genossen waren seine Erfahrungen als Lagerfunktionär. Sie konnten von ihm vieles lernen. So war zwischen ihnen ein ähnliches Verhältnis des gegenseitigen Nehmens und Gebens entstanden wie seinerzeit im Moor zwischen Karl und dem Genossen Benz.

Die österreichischen Kameraden Franz Freihaut, Ludwig Soswinski (Sos), die Brüder Beppi und Fritz Lauscher u.a. waren bald nach ihrer Einlieferung ins Lager dazu übergegangen, den Widerstand gegen das faschistische KZ-Regime zu organisieren. Dies geschah zunächst innerhalb ihrer eigenen Reihen.

Als im Januar 1940 die spanischen Interbrigadisten ins Lager einrückten, unter denen sich auch österreichische Kommunisten und Sozialisten befanden, nahmen sie zu diesen Verbindung auf. Die Interbrigadisten hatten in Spanien den Faschismus mit der Waffe in der Hand bekämpft, viele ihrer Besten waren an der Front gefallen. Sie hatten nicht gekämpft, um sich jetzt im KZ-Lager grausam unterdrücken oder gar abschlachten zu lassen.

Franz und »Sos« sprachen auch mit dem deutschen Kommunisten Vielhauer, der ihnen als zuverlässiger Kamerad bekannt war. Sie diskutierten mit ihm, wie man unter den neu herangereiften Bedingungen des Lagers ihrer Meinung nach den Kampf organisieren müßte.

»Wir Österreicher haben zu unseren zuverlässigen Leuten Kontakte hergestellt. Wir sind entschlossen, Widerstand zu leisten. Die Spanienkämpfer machen mit. Sie kümmern sich um die Kameraden aus ihren Reihen, und da sie sich aus verschiedenen Landsleuten zusammensetzen, erreichen wir auf diesem Weg verschiedene Nationen.

Wir halten es für unbedingt notwendig, daß sich auch die Deutschen besser organisieren, denn ohne euch geht es nicht. Ihr seid am längsten hier und habt die größte Erfahrung im Umgang mit der SS. Ihr könnt Häftlingsfunktionen ausüben, die den Ausländern verweigert werden.

Ihr sprecht die deutsche Sprache. Man muß die deutschen Landsmannschaften besser erfassen und ausbauen.«

Walter war bereit, hierbei zu helfen.

»Sos« schaltete sich in das Gespräch ein, das bisher zwischen Franz und Walter geführt worden war: »Wir müssen den organisierten Widerstand verbreitern, das heißt, daß ihr alle zuverlässigen Kommunisten erfassen müßt, aber auch überprüfen solltet, wo es in euren Reihen Sozialdemokraten, Intellektuelle und Pfarrer gibt, mit denen man zusammenarbeiten kann.«

Ehe sie sich trennten, legten sie verbindlich fest, daß Walter die besprochenen Maßnahmen so schnell wie möglich in Angriff nehmen sollte. Karl und August Hey sollten in die Organisierung einbezogen werden.

Wenige Tage nach diesem bedeutsamen Gespräch wurde Walter vorübergehend auf ein Außenkommando in St. Johann verschickt, so daß der Plan noch eine Zeit lang hinausgeschoben werden mußte.

Der Lagerkapo

Der Lagerälteste war der wichtigste Häftlingsfunktionär im System der von der SS eingerichteten Häftlingsselbstverwaltung. Der zweitwichtigste Mann aber war der Lagerkapo. Dieser war für die gesamte Verwaltung der Häftlingsangelegenheiten verantwortlich. Er haftete der SS gegenüber für das gesamte Inventar, angefangen beim Eßbesteck über die Schlafdecken bis zum Mobiliar in den Baracken. Er hatte dafür Sorge zu tragen, daß »die deutsche Gründlichkeit und Ordnungsliebe« praktiziert und demonstriert wurde. Von ihm verlangte die SS, daß alles wie am Schnürchen lief.

Die SS hatte eine panische Angst davor, daß im Lager Seuchen ausbrechen könnten, Epidemien, die auch vor den »Herrenmenschen« nicht haltmachen würden. Vom Lagerkapo verlangten sie, daß dies verhindert würde. Er hatte auf die Hygiene und die Reinhaltung des Lagers zu achten. Darüberhinaus unterstanden dem Lagerkapo auch einige Arbeitskommandos, die nicht ganz legal waren.

Viele SS-Offiziere waren korrupt bis auf die Knochen. Sie umgingen die Vorschriften ihrer Oberen, sobald für sie persönliche Vorteile heraussprangen. Mit zunehmender Warenknappheit auf dem Markt trieb die Korruption die vielfältigsten und wunderlichsten Blüten.

So hatten sie in Dachau eine Strohschuhflechterei eingerichtet, in der geschickte Häftlingshände aus Stroh und Garn wunderschöne Hausschuhe mit bunten Blumenmustern herzustellen hatten, die dann bei den Frauen, Bräuten, Freundinnen, Geschwistern und Eltern der SS-Leute landeten.

Auch gab es in Dachau eine Angorahasenzucht. Die SS hatte sie eingerichtet, um ihren Frauen Angorawolle zu beschaffen. Als Leiter der Hasenzucht fungierte ein ehemaliger Vorsitzender des Metallarbeiterverbandes, der von Hasen etwas verstand. Beim Spaziergang auf der Lagerstraße machte der sich über die SS lustig: »Hier in Dachau ist es genau umgekehrt wie draußen im gewöhnlichen Leben. Draußen essen die Leute die Mohrrüben und Kartoffeln und den Hasen werden die Schalen gefüttert. Die SS dagegen liefert für die Hasen die schönsten Mohrrüben und die größten Kartoffeln und für die Häftlinge sind die Schalen da.«

Zum Glück hatte die SS keine Zeit, im Hasenstall nach dem Rechten zu sehen und dabei zu sein, wenn die Hasen ihr Futter fraßen. So verschwanden die Mohrrüben und Kartoffeln in den Mägen der immer hungrigen Häftlinge aus der Hasenzucht. Die Hasen wurden trotz gut bemessener Rationen immer kleppriger. Aber das war durch die dicken Angorafelle zum Glück nicht so leicht zu sehen.

Da die Hasenbetreuer von Zeit zu Zeit ausgetauscht wurden, nur der Leiter der Hasenzucht blieb immer derselbe, konnte man Gefangene, die durch Unterernährung vom Tod bedroht waren, für einige Tage in die Hasenzucht stecken, damit sie zusätzlich ein paar Kartoffeln oder Mohrrüben zu sich nehmen konnten.

Der bisherige Lagerkapo Henschel hatte als einer der wenigen Häftlinge das Glück, im Jahr 1941 aus dem KZ-Lager entlassen zu werden.

Das war zum gleichen Zeitpunkt, als Karl den Bau des Unterführerheims beendet hatte und zum Dank dafür auf dem Bock und im Arrest gelandet war.

Nachdem Karl aus dem Bunker in seine Baracke zurückgekehrt war, wurde er von Zill auf die Kommandantur befohlen. Er begab sich in die Höhle des Löwen und vollzog dort die übliche Zeremonie: Anklopfen, »Herein« abwarten, Türe öffnen, Männchen bauen: »Häftling Nummer 244 bittet eintreten zu dürfen.« Gnädiges Kopfnicken des Lagerführers abwarten, eintreten, Mütze abnehmen, Hacken zusammenknallen, Hände an die Hosennaht: »Häftling Nr. 244 meldet sich zur Stelle.«

Zill musterte ihn von Kopf bis Fuß und grinste: »Du bist ein frecher Hund und deine Frechheit werden wir dir noch austreiben. Aber arbeiten kannst du, das muß man dir lassen. Ich habe beschlossen, dich ab sofort als Lagerkapo einzusetzen. Wegtreten!« Karl fand lange keinen Schlaf in dieser Nacht. Er war nicht glücklich über seine neue Funktion. Zills Eröffnung bereitete ihm Kopfzerbrechen.

Lagerkapo zu sein, hieß ständiger Umgang und ständige Berührungspunkte mit der SS-Führungsspitze, mit jenen also, die das Quälen und Morden der Gefangenen befahlen, deren Beruf das war. Ihnen Tag für Tag hautnah ausgesetzt zu sein, kostete Nerven und Kraft. Ihre Politik im Interesse der Kameraden zu durchkreuzen, glich einem Drahtseilakt und einem ständigen Balancieren an einem Abgrund. Erschwerend kam hinzu, daß die Verwaltungsarbeit für Karl ein Buch mit sieben Siegeln war und der Lagerälteste, mit dem er als Lagerkapo eng zusammenarbeiten mußte, war kein Freund von Karl. Im Gegenteil! In den langen, wachen Stunden dieser Nacht auf seiner Pritsche versuchte Karl, sich auf seine neue Lage einzustellen, denn es nutzte alles nichts. Was Zill befahl, konnte nicht umgangen werden.

Am nächsten Abend auf der Lagerstraße klagte Karl Beppi sein Leid.

Aber dieser war zuversichtlich, er munterte ihn auf: »Bei der Verwaltungsarbeit kann man dir helfen. Es gibt genügend zuverlässige Kameraden, die Fachleute sind und dir Tips geben können. Das wichtigste bei dieser Funktion ist doch, daß man hier vielfältige Möglichkeiten hat, den Kameraden zu helfen. Und da bist du der richtige Mann. Also Kopf hoch. Wir sind auch noch da,

wenn du in dieser oder jener Verwaltungsfrage nicht zurecht kommen solltest.«

Karl nickte: »Da ist noch ein anderes Problem. Ich sehe das Ganze deshalb als sehr schwierig an, weil ja die SS-Lagerleitung vom Lagerkapo verlangt, daß er mit dem Lagerältesten eng zusammenarbeitet.

Aber du weißt ja selbst, wer dieser Lagerälteste ist. Der steht dem Schnell und dem Knoll nicht nach.«

Auch Beppi nickte: »Das stimmt. Aber du bist mit Schnell und Knoll fertig geworden und du bist klug genug, auch mit dem Lagerältesten fertig zu werden, davon bin ich überzeugt, und da gibt es für mich überhaupt keinen Zweifel.«

Der damalige Lagerälteste war K. K., ein Sozialdemokrat aus Nürnberg.

Karl erinnerte sich an ein Gespräch mit Franz und »Sos«, bei dem es ihnen gelungen war, im Schatten einer Pappel am Ende der Lagerstraße kurz über die Notwendigkeit des Aufbaus einer Widerstandsorganisation zu reden. Von Einheitsfront wurde gesprochen und von der Notwendigkeit, neben den zuverlässigen Kommunisten auch Sozialdemokraten und Parteilose in den Widerstand gegen die SS einzubeziehen. Karl hatte Franz und »Sos« damals zugestimmt. Er hatte dabei an SPD-Genossen wie Heiner Stöhr, Georg Scherer, Kuno Rieke und viele andere gedacht, die bis zur Selbstaufopferung mithalfen, das Leben der ihnen anvertrauten Kameraden zu erleichtern, Solidarität und Hilfe zu organisieren.

Aber wie sah es mit K. K. aus? K. K. war kein guter Mensch. Er war ein Egoist, ein Karrierist, ein Kommunistenfresser, einer, der rücksichtslos die Ellenbogen gebrauchte, um für sich Vorteile herauszuschinden.

1937/38, als beim Bau des neuen Lagers die Wirtschaftsgebäude und der Arrestbau fertiggestellt waren, wurden die Zweitmaligen im Garagenbau eingesetzt. Damals hatte Karl aus nächster Nähe beobachten können, daß K. K. mit allen Wassern gewaschen und im Grunde genommen ebenfalls ein willfähriges Werkzeug der SS war. Allerdings war K. K. weitaus schlauer und gerissener als Schnell und Knoll.

K. K. hatte im Garagenbau mit großem Geschick und mit allen Raffinessen gearbeitet, um den alten Kameraden Tretter als Kapo zu verdrängen. Er hatte es verstanden, sich in den Vordergrund zu schieben und selbst Kapo im Garagenbau zu werden. Dabei war er klug genug, tüchtige Baufachleute als Unterkapos einzusetzen, denn er selbst war kein Baufachmann, er mußte vermeiden, bei der SS wegen schlechter Arbeit aufzufallen. K. K. griff bei der Auswahl seiner Unterkapos auch auf gute Kameraden mit dem roten Winkel zurück, wenn sie tüchtig waren. Das brachte ihm sogar zwei Vorteile ein: Es half ihm, durch gute Arbeit nicht aufzufallen, und war gleichzeitig ein gutes Mittel, ihn in den Augen der Kameraden als ihr Freund erscheinen zu lassen.

Schnell und Knoll hatten sich vor den Augen der Gefangenen ganz offen auf die Seite der SS geschlagen. K. K. dagegen zeigte niemals öffentlich irgendwelche Sympathien für ihre Peiniger. Seine Politik war von der Art, daß er sich einerseits den Anweisungen der SS willig unterordnete und ihre Befehle durchführte, aber andererseits den Kameraden gegenüber so auftrat, als sei er ihr Interessenvertreter.

K. K. vermied es z. B., der SS politische Häftlinge ans Messer zu liefern, von denen er wußte, daß sie bei ihren Genossen einen Rückhalt hatten. Dagegen lieferte er Häftlinge, die nirgendwo verankert waren, Juden, Intellektuelle und Kameraden mit dem roten Winkel, die keine Verbindungen hatten, bedenkenlos der SS aus.

K. K. scheute sich nicht, an der Vernichtung von Häftlingen mitzuwirken, wenn die SS die entsprechenden Befehle erteilte.

»Hängt den Juden auf«, befahl der Schutzhaftlagerführer III, Jarolin.

K. K. tat es. »Heute abend will ich drei Häftlinge weniger einrücken sehen«, befahl Zill morgens beim Ausrücken. K. K. kehrte mit drei Häftlingen weniger zurück. Zill und Jarolin registrierten das. Sie grinnten und waren zufrieden.

Karl hatte sich schon damals im Garagenbau über K. K.'s schmutzige Handlungen unbändig aufgeregt. Aber es hatte Kameraden gegeben, die der Meinung waren, daß dieser Opportunismus notwendig sei.

»K. K. muß das machen. Er muß einen Teil der Häftlinge opfern, um andere zu retten«, hatten ihm Kameraden damals weiszumachen versucht. Karl war zornig geworden. Er wäre um nichts in der Welt bereit gewesen, eine solche Politik zu entschuldigen oder zu dulden. K. K. kannte Karl. Er wußte ganz genau, wie der über ihn dachte.

Deshalb hatte Karl ein ungutes Gefühl, als er jetzt vor die Tatsache gestellt wurde, mit diesem Lagerältesten als Lagerkapo ins gleiche Geschirr gespannt zu werden. Er mußte wachsam sein, denn hinter K. K. standen mächtige Leute, zum Beispiel der Lagerführer III, Jarolin, der ein Bluthund war.

Karl mußte wieder einmal auf der Hut sein. Das erforderte äußerstes Geschick, und das in einer Funktion, von der Karl so gut wie keine Ahnung hatte.

Karl ließ K. K. nicht aus den Augen. Er beobachtete alle seine Handlungen. Dabei wurde er buchstäblich mit der Nase auf interessante Zusammenhänge gestoßen: Täglich, immer zum gleichen Zeitpunkt, begab sich K. K. in die Bibliothek. Kurz darauf folgte ihm der Revierkapo Zimmermann. Etwas später der Kapo Weiß aus der Wäschekammer. Bei allen Dreien handelte es sich um Sozialdemokraten, die es ablehnten, mit den Kommunisten zusammenzuarbeiten, so rigoros, daß sie selbst um ihre Genossen Kuno oder Heini einen Bogen

machten, weil diese gegenüber ihren kommunistischen Kameraden keine Berührungssängste hatten.

In der Bibliothek arbeitete Kurt Schumacher. Er war als politischer Häftling wegen einer Kriegsverletzung auf diesen Posten gesetzt worden. Nachdem sie eine Weile in der Bibliothek verweilt hatten, kamen die drei wieder zum Vorschein und begaben sich zurück auf ihre Posten. Manchmal gesellten sich noch der Österreicher Franz Olah und der Kapo Hayden zu ihnen.

Karl kam zu der Überzeugung, daß in der Bibliothek Anleitungsgespräche geführt wurden, und zwar ausschließlich mit solchen Sozialdemokraten, die sich weigerten, mit den Kommunisten zusammenzuarbeiten.

Karl hat es nicht mehr erlebt, daß seine damalige Vermutung fünfzig Jahre später in einer Schumacher-Biographie von Günther Scholz, Econverlag, Seite 93, schwarz auf weiß bestätigt wurde: »Die Bücherei wurde aus Mitteln der Häftlinge unterhalten. Für diese war der ›Bibliothekar Kurt‹ Ratgeber und Gesprächspartner ...«

Karls Beobachtungen ließen ihm keine Ruhe. Bei der nächsten Gelegenheit sprach er auf der Lagerstraße mit Beppi darüber. Der nickte: »Das haben wir schon lange vermutet.« Nach einer kleinen Pause fuhr Beppi fort: »Schumacher ist nicht so ein Mensch wie K. K., Zimmermann oder Olah, die mit der SS bedingungslos zusammenarbeiten.

Aber er muß sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er nicht bereit ist, seine Genossen im Interesse der Häftlinge zu organisieren und anzuleiten. Er führt nur lockere Gespräche ohne jegliche Verbindlichkeit. Er schafft keine sozialdemokratische Widerstandsorganisation und ist schon gar nicht bereit, mit uns zusammenzuarbeiten.

Auch muß man Schumacher vorwerfen, daß er nicht die geringste Anstrengung unternimmt, um die schlechten Handlungen von K. K., Zimmermann, Hayden u. a., die doch ausschließlich der SS nützen, abzustellen.

Außerdem ist Schumacher ein Antikommunist, obwohl er genau weiß, daß er schon längst nicht mehr am Leben wäre, wenn unsere Genossen ihm nicht geholfen hätten, als er sterbenskrank war. Der Antikommunismus hindert ihn daran, mit uns gemeinsam gegen die SS zu kämpfen, so wie der Antikommunismus die SPD daran gehindert hat, mit uns gemeinsam den aufkommenden Faschismus zu verhindern.

Trotzdem werden wir uns weiter um Schumacher kümmern, denn er ist mit seiner Kriegsverletzung auf Solidarität angewiesen. Vielleicht hilft ihm das doch noch, seinen Antikommunismus abzubauen, ich weiß es nicht.

Auf jeden Fall, Karl, ist es gut, daß du mir deine Beobachtungen mitgeteilt hast. Bleib wachsam und versuch, aus deiner Funktion das Beste zu machen.«

So waren von Anfang an der Lagerälteste und der Lagerkapo zwei entgegengesetzte Pole innerhalb der von der SS eingerichteten »Lagerselbstverwaltung«. Zwei Häftlingsfunktionäre in den entscheidenden Lagerfunktionen mit einem unversöhnlichen Widerspruch, zwei Vertreter gegensätzlicher Interessen. Karl hätte sich lieber totschlagen lassen, als sich K. K.'s Politik unterzuordnen, und andererseits tat K. K. alles, um Karl Prügel in den Weg zu legen.

Gleich nachdem Karl Lagerkapo geworden war, trat der Kamerad Michael Rauch, einer der Pfleger im Revier, an ihn heran.

Michael kämpfte unermüdlich für das Leben, gegen den Tod. Er organisierte über die Kameraden in der SS-Küche Butter und Milch für die TBC-Kranken. Er zauberte von irgendwoher schwarzen Tee für die Darmerkrankten. Er beschaffte Haferflocken für die Magenkranken. Er bedrängte die Kameraden in der Apotheke, ihm doch aus den SS-Beständen Schmerzmittel für die Gefolterten zu organisieren.

Michael sprach Karl auf der Lagerstraße an: »Im Revier liegen zwei Spanienkämpfer, der eine mit Lungenentzündung, der andere mit schweren Darmstörungen. Beide sind zwar über den Berg, aber noch sehr schwach. Trotzdem will sie der Zimmermann in den nächsten Tagen aus dem Revier hinausschmeißen.

Die beiden können aber auf gar keinen Fall gleich schwer arbeiten.

Kannst du sie nicht im Kommando ›Hasenzucht‹ unterbringen? Ein paar zusätzliche Mohrrüben wären für sie ganz wichtig.«

Karl war einverstanden: »Geht in Ordnung. Rede du mit den Genossen vom Arbeitseinsatz, sie sollen mir die beiden schicken.«

Es klappte.

K. K. kam schnell dahinter, daß die Hasenzucht nun ein Kommando für Spanienkämpfer geworden war, und er überlegte, wie man das durchkreuzen könne. Er teilte dem Lagerführer III, Jarolin, seine Beobachtungen mit einem entsprechenden Kommentar mit.

Jarolin war Zills rechte Hand, er erledigte den Schreibkram des Lagerführers. Dieser war zufrieden, wenn er abends in seiner Unterschriftenmappe alle Anordnungen, Befehle, Richtlinien und Briefe sauber und korrekt vorfand und die Akten lediglich noch unterzeichnen mußte.

Nachdem K. K. Jarolin informiert hatte, daß sich die Spanienkämpfer in der Hasenzucht einen »faulen Lenz« machten, formulierte dieser einen Befehl und legte ihn in Zills Unterschriftenmappe: »Auf die Anordnung, daß Ausländer keine Funktionen übernehmen dürfen, ist strengsten zu achten. Spanienkämpfer dürfen keine Funktionen ausüben.«

Zill unterschrieb und alle Häftlingsfunktionäre bekamen den Befehl ausgehändigt.

Karl war sich darüber im klaren, daß die Anordnung aufgrund der beiden von ihm eingesetzten Spanienkämpfer erfolgt war und daß der Befehl nicht von Zill stammte, sondern von K. K. und Jarolin ausgeheckt worden war. Jetzt machte er sich Gedanken, wie er den Befehl durchbrechen könnte. Wieder einmal verbrachte er eine schlaflose Nacht und dachte nach, dann begab er sich entschlossen zu Zill auf die Kommandantur.

Wieder erfolgte die übliche Zeremonie: »Häftling 244 bittet eintreten zu dürfen.«

Zill war an diesem Tag guter Laune. »Was führt dich hierher?«

Karl stand stramm: »Melde gehorsamst, habe ein Problem. Da ist ein Befehl herausgekommen, daß Spanienkämpfer keine Funktionen ausüben dürfen.«

Zill schnaubte: »Das ist der Gipfel der Frechheit. Jetzt wendest du dich schon gegen meine Befehle. Was hast du gegen den Befehl, du Lump?«

»Ich habe nichts gegen den Befehl, aber er bringt mich in Schwierigkeiten. In der Angorahasenzucht sind die einzigen Hasenfachleute, die es im ganzen Lager gibt, als Kapos eingesetzt. Zwei von ihnen sind aber Spanienkämpfer. Wenn ich die aufgrund des Befehls ablösen muß, habe ich Probleme mit den Hasen. Ich muß sie Laien überlassen. Aber Angorahasen bedürfen einer besonderen Pflege.«

Zill verstand nichts von Hasen. Die Einrichtung der Angorazucht war nicht seine, sondern Dr. Raschers Idee gewesen. Er, der täglich bei Experimenten Häftlinge qualvoll zu Tode brachte, liebte seine Hasen zärtlich. Wenn mit ihnen etwas schief ging, konnte es für Zill unangenehm werden, denn Dr. Rascher war ein einflußreicher Mann in Dachau.

Das alles ging Zill blitzschnell durch den Kopf. In seinem Schädel arbeitete es fieberhaft. Man sah ihm deutlich an, daß er angestrengt überlegte. Er dachte auch an die SS-Frauen, die jedesmal ungeduldig auf die nächste Lieferung weicher, warmer Angorawolle warteten, die ihm wiederum jede Menge Zigaretten, Kognak, Wein und Kaffee einbrachte. Er sah vor seinem geistigen Auge schon die rückläufige Entwicklung der Wollproduktion und damit der Genußmittel für ihn, nur weil es Jarolin in den Sinn gekommen war, Spanienkämpfer abzusetzen.

Karl stand schweigend da und wartete. Nach fünf Minuten hatte sich Zill zu einer Entscheidung durchgerungen. Die Wolle war wichtiger als Jarolins Befehl. »Die Fachleute bleiben. Wegtreten!« In den folgenden Tagen warteten Jarolin und K. K. gespannt auf die Ablösung der verhaßten Kommunisten. Es vergingen eine Woche, zwei, drei, die Spanienkämpfer befanden sich immer noch im Kommando gleich neben der Gärtnerei.

K. K. besprach sich noch einmal mit Jarolin und dieser ging zum Chef.

Jetzt wurde Karl auf die Kommandantur befohlen. Zill schnauzte ihn an: »Du hast meinen Befehl nicht befolgt. Du hast immer noch Spanienkämpfer in Funktionen eingesetzt. Ich lös dich ab, ich schick dich auf Transport, dich elenden Saboteur.«

Karl stand stramm und blickte Zill unerschrocken an. »Ich habe nur zwei Spanienkämpfer eingesetzt, das sind die beiden Hasenzüchter. Sie haben doch selbst angeordnet, daß die beiden bleiben sollen.« Zill ging ein Licht auf. »Ach so, die sind das? Wegtreten!« Karl machte sich so schnell wie möglich aus dem Staub. Die Interbrigadisten aber blieben bei den Hasen. Die Möhren und Kartoffeln wanderten weiterhin in ihre Mägen und in die Mägen ihrer Kameraden.

Die relativ leichte Arbeit half ihnen, sich zu erholen.

Der größte Erfolg aber lag darin, daß der Befehl, keine Spanienkämpfer in Funktionen einzusetzen, durchbrochen war. Jetzt konnte man sich auch in anderen Kommandos, in denen Spanienkämpfer zum Wohl ihrer Kameraden tätig werden sollten, auf die Praxis in der Hasenzucht berufen.

Jarolin und K. K. hatten eine Schlappe erlitten. Obersturmführer Jarolin kochte vor Wut. Wie war es möglich, daß ein Häftling stärker war als er? K. K. schwor sich, daß er über den Lagerkapo zu guter Letzt doch noch siegen würde.

Wenige Tage nach dem Vorfall prangte an allen Baracken ein Zettel mit Zills Unterschrift. Von jetzt an hätten alle Kommandos nach Dienstsluß ihre Schlüssel beim Lagerältesten abzuliefern. Diese Anweisung betraf den Lagerkapo und die Kommandos Wäscherei, Strumpfstopferei und Weberei. Nur diese besaßen Schlüssel zu ihren Arbeitsräumen, die sie abends abzuschließen hatten. Es gab für Karl keinen Zweifel, daß auch hinter dieser Schurkerei Jarolin und K. K. standen. Er sollte K. K. ausgeliefert und von ihm kontrolliert werden.

Wieder begab sich Karl auf die verhaßte Kommandantur. Er meldete sich erneut bei Zill. »Da ist eine Anweisung vom Lagerältesten K. K. herausgekommen, daß alle Schlüssel bei ihm abzuliefern sind.« Zill wurde böse und ungemütlich: »Seit wann gibst du Lagerälteste Anweisungen heraus? Hast du keine Augen im Kopf, kannst du nicht lesen? Auf der Anweisung steht groß und deutlich mein Name, verstanden?«

»Schon«, meinte Karl, »aber ich kann die Schlüssel niemandem überlassen. Ich trage doch Ihnen gegenüber die Verantwortung für alle Gegenstände im Warenlager. Wenn ich die Schlüssel aus der Hand geben muß, kann ich keine Garantie mehr für diese Dinge übernehmen.«

Zill gab keine Antwort. Er war gefährlich still. Dann griff er zum Mikrofon und brüllte in den Lautsprecher: »Lagerältester zum Lagerführer I.«

K. K. kam angerannt, riß die Mütze vom Kopf, legte die Hände an die Hosennaht, stand stramm und meldete sich zur Stelle.

»Hast du was gegen den Lagerkapo«, fragte Zill. K. K. knallte die Hacken zusammen: »Nein, Herr Lagerführer!« Jetzt wandte sich Zill an Karl: »Hast du was gegen den Lagerältesten?«. »Nein«, antwortete Karl.

»Das möchte ich euch auch raten«, schnorrte Zill, »denn wenn ihr euch nicht vertragt, löse ich euch beide ab und schicke euch alle beide auf Transport.«

Dann wandte sich Zill an K. K.: »Der Lagerkapo behält seinen Schlüssel. Wegtreten!« Karl war erleichtert, auch diese Hürde war genommen.

Der Schutzhaftlagerführer III, Obersturmführer Jarolin, erfuhr von K. K., was sich im Büro des Chefs zugetragen hatte. Das war ja einfach nicht zu fassen. Aber Jarolin war feige, er legte sich mit dem Chef nicht an. Er steckte zurück. Aber tief im Inneren schwor er sich, daß er dieses Kommunistenschwein eines Tages zermalmen werde. Noch war nicht aller Tage Abend, einmal würde er den Sieg davontragen. Der Sommer 1941 ging seinem Ende entgegen. Herbststürme peitschten über das Lager, die Blätter fielen von den Pappeln auf die Lagerstraße. In Dachau regnete es. Ein kalter Dauerregen quälte die Gefangenen. Die dünnen Häftlingsmonturen trockneten nicht mehr.

Morgen für Morgen wurde man in dem noch nassen Zeug wieder in den Regen hinausgetrieben.

Außerdem war man abends beim Einrücken nie vor bösen Überraschungen sicher. Es konnte passieren, daß man von seiner bisherigen Pritsche verdrängt, aus seiner bisherigen Stube ausquartiert war. Das bedeutete, daß man aus seiner vertrauten Umgebung herausgerissen und in einen anderen, hoffnungslos überfüllten Block zu fremden Menschen hineingestopft wurde.

Die SS brauchte die geräumten Blocks für tausende einströmender Sowjetmenschen. Zuerst waren es Ukrainer, die ins Lager einrückten, junge Leute mit weit aufgerissenen, verwunderten Augen. Sie hatten noch nicht richtig begriffen, was mit ihnen geschah. Dann folgten sowjetische Kriegsgefangene, die nach wochenlangen, endlosen Märschen ausgehungert, halb verdurstet, mit eiternden Wunden übersät, schwankend und sich aneinander festhaltend im Lager eintrafen. Sie wurden von der SS sofort isoliert und in die geräumten Blocks gebracht.

Unter den sowjetischen Soldaten und Offizieren gab es kampferfahrene, tapfere Männer. Man hatte sie in den Kriegsgefangenenlagern aussortiert, man plante, sie in Dachau zu liquidieren.

Karl und seinen Genossen blutete das Herz, als die sowjetischen Kameraden einrückten. Sie sahen die völlig erschöpften Menschen, aber sie blickten auch in deren Augen. Das waren vielfach nicht die Augen von Geschlagenen, Zertretenen, Hoffnungslosen, das waren die Augen von Kämpfern.

»Der Kapo der Kretiner«

Häftlinge, die durch ständigen Hunger, durch Qualen und Schikanen der SS gesundheitlich völlig heruntergekommen waren, pflegte K. K. nach dem Jargon der SS »Kretiner« oder »Muselmänner« zu nennen.

Auf diese »Kretiner« hatte er es abgesehen. Aus ihnen fischte er das Potential heraus, das er laut Befehl täglich der SS zu melden hatte.

Der Pole Kowalski war von der SS in die Kategorie der »Kretiner« hinuntergestoßen worden. Auf der Brust und auf dem Rücken seines Häftlingskittels, dort wo das Herz schlägt, war ein sogenannter »Fluchtpunkt« aufgenäht. Das bedeutete, daß er Freiwild war. Jeder beliebige SS-Mann durfte beim geringsten Anlaß auf ihn schießen.

Der Fluchtpunkt wies aus, daß Kowalski eines Fluchtversuchs verdächtig war. Kurz nach seiner Einlieferung ins Lager hatte er versucht zu fliehen, wurde aber von der SS und ihren Hunden wieder eingefangen. Mit solchen Gefangenen pflegte die SS besonders grausam umzugehen.

Für Kowalski hatten sie sich eine ganz besondere Gemeinheit ausgedacht: Morgens nach dem Appell wurde ihm ein zentnerschwerer Stein auf die Schultern gelegt, unter dessen Last er fast zusammenbrach. Vierzehn Stunden am Tag mußte Kowalski bei Hitze, Regen, Kälte oder Sturm mit dem schweren Stein auf dem Rücken durchs Lager laufen, im ständigen Blickfeld der patrouillierenden SS-Wachleute am Todesstreifen und im Blickfeld der Posten auf den Türmen: Vom Jourhaus zum Bunker, vom Bunker zum Wirtschaftsgebäude, über den Appellplatz, über die Lagerstraße bis zum Ende des Lagers.

Kehrtwendung. Am Kanal entlang, wieder zum Jourhaus. Das Ganze wiederholen, einmal, zweimal, zehnmal, fünfzigmal, immer weiter, immer weiter. Der Stein drückte ihn fast in den Boden hinein, er rieb die Haut wund. Allmählich wurde der schmale, fleischlose Rücken zu einer blutigen Masse. Die Beine brachen auf, die Füße wollten ihn nicht mehr tragen. Er brach zusammen, raffte sich wieder auf, war hundemüde, sterbensmüde, aber er mußte laufen, laufen, laufen.

Die SSler trieben ihre Späße mit ihm. Sie bewarfen ihn mit kleinen, spitzen Steinen, sie traten ihm in die Kniekehlen, sie trieben ihn an: »Vorwärts, du Vogel, keine Müdigkeit vortäuschen, schneller, schneller, du dreckiger Polacke, du Muselmann, Kretiner.«

Karl sah sich das eine Weile an. Dann ging er abends in Kowalskis Baracke. Als er die Stube betrat, hockte Kowalski, unbeachtet von seinen Kameraden, im hintersten Winkel, ein Häufchen Elend, mager, ausgemergelt, mit hoffnungslo-

sen, verloschenen Augen. Karl deutete auf den Polen und fragte seine Stubenkameraden: »Was ist mit ihm los, warum kümmert ihr euch nicht um ihn?« Die Häftlinge stotterten verlegen. Viele von ihnen konnten nur sehr schlecht Deutsch sprechen: »Kowalski nicht gut, Kowalski schlecht, er sich nicht waschen, Kowalski stinkt.«

Karl beugte sich zu dem Polen hinunter. »Warum wäschst du dich nicht, Kowalski?« Der blieb teilnahmslos sitzen: »Ich nix Kraft.«

Karl ging ins Revier, ließ sich von Michel Rauch Pflaster geben, dann ging er in seine Baracke, holte Seife, einen Eimer Wasser, nahm ein Handtuch und begab sich wieder in Kowalskis Stube. Er setzte Kowalski auf einen Stuhl, wusch ihn ab, betupfte den blutigen Rücken und verklebte ihn mit dem Pflaster. Dann ging er mit einem freundlichen »Gute Nacht« hinaus.

Die Häftlinge verfolgten mit großen, verwunderten Augen das Geschehen. Auf ihren Gesichtern stand Staunen. Weshalb der Lagerkapo ausgerechnet dem Kowalski half? Karl wiederholte am nächsten und am übernächsten Tag dieselbe Prozedur. Nur brachte er diesmal außer Wasser und Seife eine Scheibe Brot mit Wurst und Margarine aus seiner eigenen Ration mit, um sie Kowalski in den Mund zu schieben. In Kowalskis Augen trat ein kindliches Leuchten, dann schluckte er das Brot hinunter, ließ sich willig waschen und verbinden.

Karl aber konnte nicht mehr schlafen. Der Gedanke, daß Kowalski vor die Hunde gehen sollte, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

Dann riß er sich zusammen und begab sich wieder einmal auf die verhaßte Kommandantur. Diesmal war Zill nicht da. Der Lagerführer II, Hofmann, hatte heute Dienst.

Nachdem das übliche Zeremoniell abgspult war und Hofmann ihn aufgefordert hatte, sein Anliegen vorzubringen, machte Karl dem Lagerführer II in der angeordneten, strammen Haltung einen Vorschlag:

»Als Lagerkapo bin ich für die Sauberhaltung des Lagers verantwortlich.« Hofmann schnitt ihm das Wort ab:

»Das weiß ich selbst. Stiehl mir nicht meine Zeit und sag, was du willst.«

»Da läuft von morgens bis abends einer mit einem Fluchtpunkt und mit einem großen Stein auf dem Buckel im Lager herum. Das ist doch unproduktiv. Mir dagegen fehlen die notwendigen Arbeitskräfte, um das Lager sauber zu halten, weil die anderen Häftlinge für wichtigere Arbeiten gebraucht werden. Ich schlage vor, den Polen nicht so nutzlos herumlaufen zu lassen. Man könnte ihm einen Kübel in die Hand drücken und ihm den Befehl geben, das Lager sauberzuhalten, das heißt Zigarettenkippen, Papierschnitzel und alles, was so herumliegt, aufzusammeln.«



Die Kretiner (Dachau-Katalog)

Hofmann lachte schallend und rieb sich vergnügt die Hände: »Das ist gar keine schlechte Idee, da könnte der Polacke zur Abwechslung mal Kniebeugen machen.«

Es dauerte nicht lange, da bekam Kowalski tatsächlich einen Eimer in die Hand gedrückt. Er erhielt den Befehl, alles aufzusammeln und jeden Winkel im Lager peinlichst sauberzuhalten, »wie vom Teller geleck«.

Kowalski wußte zunächst gar nicht, wie ihm geschah. Erst allmählich kam ihm zu Bewußtsein, daß der schwere, niederdrückende Stein vom ihm genommen war, daß er in Ecken und Winkel kriechen konnte, die außerhalb des Blickfeldes der Wachposten lagen, und daß er sich dort ausruhen konnte. Er fing an, wieder zu leben, er wusch sich wieder. Die Hoffnungslosigkeit und Traurigkeit verschwanden aus seinen Augen.

Als Karl an dem kippensammelnden Kowalski vorbeiging, blickte der auf und strahlte ihn an: »Ich jetzt viele Freunde, ich jetzt nicht mehr allein!«

»Das ist gut, Kowalski. Und jetzt sondere dich nicht mehr von deinen Kameraden ab. Haltet zusammen. Hilf ihnen, wenn sie dich brauchen, dann werden sie dir auch helfen.« Kowalski versprach es.

K. K. hatte von dem sonderbaren Verhalten des Lagerkapos gehört.

Er schüttelte verwundert den Kopf. Er erzählte Jarolin davon. Auch Jarolin schüttelte den Kopf. »Der Kapo der Kretiner«, murmelte Jarolin und wollte sich über diesen von ihm erfundenen Titel halb totlachen. Drüben, auf der Kommandantur, erwähnte er seinen Kumpanen gegenüber, welchen Spitznamen er dem Lagerkapo gegeben hatte.

Auch die Kumpane lachten.

K. K. überlegte hin und her. Weshalb Karl wohl ausgerechnet diesem Polen wieder auf die Beine geholfen haben mochte? Aber er konnte es drehen und wenden wie er wollte, er fand keinen triftigen Grund.

Kowalski war weder ein Kommunist, noch gehörte er irgendeiner anderen Gruppe an. Kowalski war auch kein großes Kirchenlicht, er konnte dem Lagerkapo auf keine Weise nützlich sein.

Aber irgendetwas mußte doch dahinterstecken! K. K. begann, Kowalski aufmerksam zu beobachten und nicht mehr aus den Augen zu lassen. Dabei fand er zwar immer noch keine Begründung für Karls Verhalten, aber er wurde für seine Mühe durch etwas völlig anderes entschädigt: K. K. erwischte Kowalski unerwartet. Er war eines Vormittags plötzlich wie aus dem Boden gestampft neben Kowalski aufgetaucht, er nahm dem Polen den Eimer aus der Hand, kippte ihn um und fand unter dem Unrat einen kleinen, festen, frischen Krautkopf.

An diesem Tag kochte die Küche Krautsuppe. Kein Zweifel, Kowalski hatte das Kraut in der Küche gestohlen. Mit flinken Beinen schleppte K. K. den schlotternden Kowalski eifrig auf die Kommandantur. Bald darauf tönte es durch den Lautsprecher: »Lagerkapo, ans Tor!« Karl wurde zum diensthabenden Blockführer gebracht, in dessen Büro sich K. K. und Kowalski befanden. Der Blockführer brüllte Karl an: »Was ist das für eine Sauerei? Du bist für deine Häftlinge verantwortlich und hast auf sie aufzupassen! Der Polacke hier hat in der Küche einen Krautkopf gestohlen. Darauf steht die Todesstrafe! Und dich laß ich auf den Bock schnallen wegen Begünstigung.«

Der Blockführer wurde immer aufgeregter: »Dieses Polackenschwein gefährdet das ganze Lager. Der wollte den Krautkopf ungewaschen fressen und das hätte leicht zu Cholera führen können.«

Karl wußte instinktiv, daß Kowalski das Kraut tatsächlich gestohlen hatte, er hatte ihn aus der Küche kommen sehen. Auch sah man Kowalski sein schlechtes Gewissen an. Für Karl kam es jetzt darauf an, auf Biegen und Brechen zu verhindern, daß der Pole sein »Vergehen« zugab. Mit dem Fluchtpunkt auf der Brust hätte ihn das mit Sicherheit das Leben gekostet.

Karl reagierte blitzschnell: »Hat K. K. mit eigenen Augen gesehen, daß der Pole den Krautkopf tatsächlich gestohlen hat, und hat der Häftling das zugege-

ben? Oder hat er den Krautkopf vielleicht auf der Lagerstraße gefunden und aufgelesen, wie es sein Befehl war?« »Was heißt hier zugegeben«, brüllte der Blockführer, »der Kerl gibt gar nichts zu, der stellt sich dumm, der zuckt immer nur mit der Schulter, aber das nützt ihm nichts.« »Der stellt sich nicht dumm, der kann kein Deutsch, der versteht nicht, was Sie von ihm wollen. Ich verlange einen Dolmetscher«, forderte Karl mit Bestimmtheit. Gleichzeitig warf er K. K. einen vernichtenden Blick zu. K. K. duckte sich. Der Blockführer bemerkte K. K.'s Verlegenheit. Er fragte ihn wütend: »Hat der jetzt den Krautkopf in der Küche gestohlen oder nicht?« K. K. machte sich noch kleiner und schwieg. »Den polnischen Dolmetscher her«, brüllte der Blockführer.

Zwei SS-Leute brachten den Kameraden Domagala. Karl kannte den polnischen Dolmetscher. Er war ein guter Kamerad. Karl und »Sos« hatten einmal auf der Lagerstraße mit ihm gesprochen. Damals hatte ihnen Domagala erzählt, wie grausam die Deutschen in Polen gewütet hatten.

Als Domagala in das Büro gebracht wurde, blickte Karl ihn hypnotisierend an: »Mach keinen Fehler«, flehten seine Augen.

»Dieser Pole hat in der Küche einen Krautkopf gestohlen, sag ihm, daß er das zugeben soll«, forderte der Blockführer von Domagala.

Karls Nerven waren zum Zerreißen angespannt. »Frag ihn, ob er das Kraut gestohlen oder ob er es auf dem Weg gefunden und aufgesammelt hat«, warf er ein. Der Blockführer sprang vom Stuhl auf. Mit wutverzerrtem Gesicht brüllte er Karl an: »Ich hab dir nicht erlaubt, Fragen zu stellen, du Kommunistensau. Wenn du noch ein Wort sagst, fliegst du in den Bunker.« Aber es war kein Wort mehr nötig, Domagala hatte verstanden.

Er sprach mit seinem polnischen Kameraden. Dann übersetzte er, daß der Gefangene den Krautkopf am Randstein bei der Küche gefunden und, wie es sein Befehl gewesen sei, zu den anderen aufgesammelten Sachen in den Kübel gelegt hätte.

Jetzt wurde der Blockführer rot vor Wut. Er schnauzte K. K. an: »Ich will jetzt klipp und klar wissen, ob du gesehen hast, daß der Polacke mit dem Krautkopf aus der Küche kam?« K. K. hatte es nicht gesehen. Domagala wiederholte: »Er war nicht in der Küche, er hat das Kraut gefunden.«

Plötzlich ging es wie eine Erleuchtung über das Gesicht des Blockführers: »Was man gefunden hat, muß man laut Vorschrift sofort abliefern, sonst ist es ebenfalls Diebstahl. Der da hat das Kraut nicht abgeliefert, sondern in seinem Eimer versteckt. Er wollte es fressen, und zwar ungewaschen, und damit hätte er das ganze Lager verseuchen können. Ob in der Küche gestohlen oder am Bordstein aufgelesen, das ist einerlei. Der kommt sowieso dran, der kommt nicht ungeschoren davon, das ist sicher«, donnerte der Blockführer hysterisch.

Karl konnte es nicht mehr hören. So bestimmend und gleichzeitig beruhigend, wie es nur ging, sagte er: »Herr Blockführer, wenn ich mir eine Bemerkung erlauben dürfte. Ich kann gut verstehen, daß der Häftling den Krautkopf nicht abgeliefert hat. Ich hätte das auch nicht getan, wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre. Denn sehen Sie, die Häftlinge haben Hunger, Kohldampf. Aber wenn der Pole die Absicht gehabt hätte, den Krautkopf ungewaschen zu essen, dann hätte er das sofort getan, dann hätte er den Kohl doch nicht in seinen Eimer gelegt.

Für mich ist das der Beweis, daß er das Kraut vor dem Verzehr waschen wollte, zudem es ja im Lager genug Wasser gibt. Lassen Sie doch den Dolmetscher nachfragen, ob es so war.«

Der Blockführer war konsterniert. Er kehrte von seiner rasenden Wut auf den Boden der Sachlichkeit zurück. Aber anstatt sich an Domagala zu wenden, blickte er auf seine Armbanduhr. »Himmeldonnerwetter, ich muß zum Rapport«, jammerte er, »ihr Schweinehunde seid schuld, daß ich beinahe eine wichtige Sitzung verpaßt hätte. Abtreten, der ganze Sauhaufen. Aber glaubt ja nicht, daß dies das Ende der Fahnenstange ist, denn ich schwöre euch, daß ich darauf zurückkommen werde.«

Alle vier verließen die Kommandantur. Kowalski verzagt und immer noch am ganzen Körper zitternd, K. K. wie ein begossener Pudel, Karl und Domagala fast vergnügt.

Als Karl abends auf der Lagerstraße Fritz traf, wußte dieser bereits Bescheid: »Karl«, warnte er, »manchmal pokerst du mir zu hoch. Du mußt vorsichtiger sein. So was kann auch mal schief gehen. Menschenskind, wir brauchen dich doch so dringend. Spiel also bitte nicht mit dem Feuer, überleg immer genau, was du tust.«

Karl wußte selbst, daß er sich heute dicht an einem Abgrund bewegt hatte. »Du hast ja recht, Fritz, aber ich konnte einfach nicht anders handeln, und es ist ja gut gegangen.«

Der Kampf um Brot, Kohle, Seife

In den darauf folgenden Tagen sprachen die Kameraden Kopriva aus der Tschechoslowakei und Claikens aus Belgien mit Karl über die Sache mit Kowalski: »Wir machen uns Sorgen, daß du das Maß überschreitest und von der SS abgelöst werden könntest. Sei bitte vorsichtiger, denn die da drüben lassen sich das auf die Dauer bestimmt nicht gefallen. Wir aber brauchen dich so dringend, denn ihr Deutschen könnt doch viel mehr machen als wir. Wir kommen doch nicht an solche Funktionen heran, wie du sie hast.«

Karl freute sich über die Anteilnahme der Kameraden, weil er daraus wichtige Schlüsse ziehen konnte: Das Entstehen der internationalen Häftlingsorganisation war in vollem Gange. Sie funktionierte. Die einzelnen Nationen schlossen sich zusammen, sie standen miteinander in Verbindung und hatten ihre Leitungen. Wenn man es auch nicht wagen konnte, das Wort »Organisation« laut auszusprechen, denn das wäre viel zu gefährlich gewesen, so existierte sie doch, diese Organisation. Man spürte sie und Karl war fest in sie eingebunden.

Dr. H. Mader schreibt in seinem Buch »Sepp Plieseis – Partisan der Berge«:

»Eines Tages rief Karl Wagner Sepp in die Baubude. ›Sepp, wir brauchen dich woanders. Deinen Posten hier kann ein kranker Häftling versehen. Du sollst an eine Stelle, wo du besser für unsere Organisation sorgen kannst. Morgen kommst du in die Küche.‹ Sepp sah ihn verdutzt an: ›In die Küche? Ja, was kann ich denn dort für die Organisation tun?‹ ›Sehr viel. Du weißt, die Verpflegung ist schlecht, und sie wird noch jämmerlicher werden. Wer jetzt in das Revier kommt, hat seinen Totenschein schon in der Tasche. Ohne Zulagen kann keiner mehr bestehen. Die Kranken aber erhalten keine. Daher müssen wir für sie eine bessere Verpflegung organisieren.‹ ›Aber wie?‹ warf Sepp ein. ›Die Küche liegt außerhalb des Lagers, und jeder, der von dort kommt, darf nichts in der Tasche haben. Wie sollen wir da die Lebensmittel hereinschaffen?‹ ›Ist schon alles beratschlagt.‹

›Heute abend gebe ich dir deine Anweisungen, und morgen meldest du dich beim Küchenchef.‹ Und tatsächlich, beim Abendappell wurde Sepps Kommandierung zum Küchenpersonal bekanntgegeben. Der Einfluß der illegalen Lagerorganisation reichte also sogar bis in die Lagerkommandantur, und der diensthabende SS-Führer zeichnete – selbstverständlich ganz unbewußt – mit seinem Namen das ab, was das illegale Lagerkomitee für gut befunden hatte. Die in der Lagerkommandantur tätigen

Gewährsleute des Lagerkomitees hatten es den SS-Leitstellen untergeschoben. Nach dem Appell erhielt Sepp seine Instruktionen. Er erfuhr, daß die meisten Häftlinge, die in der Küche arbeiteten, zur illegalen Organisation gehörten und alle bereits ihre Weisungen treu erfüllten. Es galt, für die Kranken im Revier und im Rekonvaleszentenblock, für die Mißhandelten und Siechen, die nicht mehr einer Arbeit nachgehen konnten, hochwertige Lebensmittel zu beschaffen. Die Essenportionen für die einzelnen Blocks wurden in Speisekesseln von der Küche aus ins Lager geschafft. Eine Reihe von Blockältesten gehörte ebenfalls zur illegalen Lagerorganisation. In die Speisekessel, die sie in ihrem Block zu verteilen hatten, sollte das Küchenpersonal mehr Portionen legen. Der Überschuß wurde dann an die einer Sonderkost Bedürftigen weitergeleitet. Der Plan war einfach. Würde aber auch alles glatt gehen, wie es beabsichtigt war? Am nächsten Tag schon konnte Sepp die Probe aufs Exempel machen. Spanienkämpfer und gute Genossen bildeten das Küchenpersonal. Die aufsichtführenden SS-Leute begnügten sich, hie und da Stichproben zu machen. Sonst war ihre Hauptsorge, für sich Sonderportionen zu ergattern. Brot wurde mit dem ›Moorexpreß‹ in das Lager gefahren. Es wurde einfach mehr Brot aufgeladen als benötigt wurde. Bei 14 000 Lagerinsassen konnte man sich schon verzählen. Als die Essenholer draußen antraten, begann der SS-Aufseher mit den Kontrollen. Er ließ sich einen Wurstkasten öffnen und begann zu zählen. Nachdem er die Hälfte der Stückzahl festgestellt hatte, schrie er den Wurstschneider an: ›Das stimmt doch nicht, da ist zuviel drin.‹ Der nahm seine ganze Kühnheit zusammen und erklärte: ›Block zwölf – einhundertsechzig Stück – das stimmt genau.‹ ›Hund, fünfzig auf dem Bock und noch eine Stunde hängen, wenn du gelogen hast.‹ Aber dann wurde ihm das Geschäft des Zählens zu langweilig. Hätte er den Inhalt der Wurstkiste für den Block zwölf ausgezählt, so hätte er dreißig Wurstportionen mehr gefunden. Übrigens ist während der ganzen Zeit kein Mann des Küchenpersonals bei dieser Tätigkeit ertappt worden, obgleich kein Tag verging, an dem nicht viele hundert Portionen auf diesem Weg ins Lager geschmuggelt wurden.«

Im Sommer und im Herbst 1941 ereigneten sich im Lager drei seltsame, geheimnisvolle und besorgniserregende Dinge.

Eines Tages trieben die SS-Wachmannschaften mit eifriger Geschäftigkeit die Häftlinge aus einigen Baracken mit ungeraden Nummern im hinteren Teil des Lagers aus ihren Blocks und pferchten sie in die Baracken mit geraden Num-

mern hinein. Die geräumten Baracken erhielten eine besondere Umzäunung. In den leergemachten Baracken wurde ein die ganze Lagerstraße überquerendes Transparent mit der Aufschrift »Russisches Kriegsgefangenenlager« angebracht. Doch diese Blocks blieben leer, kein Gefangener kam hinein.

Des Rätsels Lösung: Dienstags kamen in die Häftlingsschneiderei hunderte sowjetischer Soldatenuniformen. Sie sollten in Häftlingsklamotten umgearbeitet werden. Die Röcke wiesen viele kleine runde Löcher auf und waren blutverschmiert. Der für die Schneiderei verantwortliche Oberscharführer der SS beschwerte sich bei der Lagerleitung, daß die Uniformen für eine Umarbeitung nicht mehr verwendbar seien.

Zwei Tage später kamen Uniformen ohne Einschußstellen und ohne Blutflecke. Was war geschehen? Nach und nach kamen die Gefangenen dahinter. Die Kriegsgefangenen waren von der Wehrmacht auf Anforderung der SS aus den bayerischen Kriegsgefangenenlagern zur Arbeit in der Rüstungsindustrie nach Dachau gebracht worden. Keiner dieser Sowjetsoldaten betrat jedoch jemals dieses Kriegsgefangenenlager. Sie wurden sofort nach ihrer Ankunft auf dem Bahnhof Dachau zum SS-Schießplatz Hebertshausen gebracht, dort in Gruppen von circa hundert Mann mit Maschinengewehren zusammengemäht und im Dachauer Krematorium verbrannt. In den ersten Tagen waren sie nach der Erschießung entkleidet worden. Nach der Beschwerde des Kommandoführers der Schneiderei mußten sie sich nunmehr in einer unbenutzten Schießbahn ausziehen, wurden dann nackt in eine der anschließenden Schießbahnen geführt und erschossen. So konnte ihre Uniformen unversehrt verwendet werden.

Die sowjetischen Gefangenen, denen das Schicksal ihrer Kameraden nicht verborgen blieb, ergriff glühender Zorn. Sie erstarrten nicht in Verzweiflung. Mit jeder neuen Grausamkeit der SS wuchs auch ihr Wille zum Widerstand. Sie, die mit der Waffe in der Hand gegen den in ihr Land eingefallenen Feind gekämpft hatten, organisierten jetzt den Kampf ohne Waffen an einer unsichtbaren Front.

Der junge Komsomolze Serjoscha Golowkin, der von der Gestapo aus dem Donezbecken nach Dachau verschleppt worden war, der dunkelhaarige Semjon Miller, der im Lager »Maljarow« hieß, der hochgewachsene Seemann aus Sewastopol, den sie den »Matrosen« nannten, gründeten als Antwort auf die Ungeheuerlichkeiten der SS die »Brüderschaft der Todgeweihten«, die im Dachauer Widerstand eine hervorragende Rolle spielte.

Das zweite Ereignis jener Monate waren die berüchtigten Listen, die von sämtlichen Kranken und Invaliden angelegt werden mußten. Die SS gaukelte ihnen vor, daß sie zur Erholung in ein Invalidenheim verschickt würden. Im Herbst wurden die Gruppen von circa hundert Mann auf Transport gebracht.

Das »Invalidenheim« des Dachauer KZ-Lagers lag in Hartheim bei Linz. Es war eine Gaskammer.

Das dritte Ereignis waren merkwürdige Vorgänge bei den Priestern.

Die SS stellte ein großes Kommando aus Pfarrern zusammen, händigte ihnen Armbinden aus mit der Aufschrift »Maurerlehrling« und befahl einem Maurerpolier aus dem Bayerischen Wald: »Die Pfarrer sind als Maurer auszubilden, die müssen endlich einer zweckmäßigen Arbeit zugeführt werden.«

Alle drei Begebenheiten erregten die Neugierde der Häftlinge, sie breiteten sich im Lager wie Lauffeuer aus. Sie wurden von Mund zu Mund weitergegeben.

Die Gefangenen erfuhren von ihren Kameraden in der Schneiderei von der Sache mit den sowjetischen Soldaten.

Die Kameraden von der Effektenkammer erzählten, was es mit dem angeblichen Erholungsheim in Hartheim auf sich hatte. Fassungslos berichteten sie, daß wenige Tage nach der Verschickung der Kranken aus Hartheim die fein säuberlich ausgestellten amtlichen Todesmeldungen nach Dachau gekommen waren. Es fehlte keine einzige. Alle Kameraden waren vergast worden.

Was es mit den Pfarrern auf sich hatte, sollte sich im Frühjahr 1942 herausstellen.

Als der Herbst seinem Ende entgegenging, sah sich Karl, der Lagerkapo, einem weiteren, unbarmherzigen Feind gegenübergestellt. Der harte, strenge Winter 1941/42 stellte ihn vor neue große Probleme.

Die Kameraden froren jämmerlich. Sie hatten keine warme Wäsche und keine warme Kleidung. Rigoros und unerbittlich wurden sie von der SS in ihren dünnen Fetzen in die Kälte hinausgejagt.

Aber Not macht erfinderisch. Die Häftlinge zerrissen ihre Schlafdecken, sie verwendeten sie als Fußlappen und wickelten sie um die ausgemergelten Körper unter dem Drillich.

Karl hatte ein ständiges Defizit an Decken zu verzeichnen. Das machte ihm viel Kopfzerbrechen, denn der Lagerkapo mußte für den Lagerbestand geradestehen. Auch brachten sich die Kameraden damit selbst in Gefahr, denn bei den zahlreichen, überraschenden Kontrollen durch die SS mußte jeder Häftling alles vorweisen können, was ihm an Inventar ausgehändigt worden war. Fehlte auch nur das Geringste, folgten harte Lagerstrafen.

Die Stubenältesten kamen zu ihm und klagten ihm ihr Leid: »Uns fehlen jede Menge Decken, was sollen wir nur tun?« Karl begab sich in das Kommando Wäscherei. Dort gab es einen guten, zuverlässigen Kameraden, der sowohl die Decken für die SS-Mannschaften als auch die Decken der Häftlinge ausgab. Karl beriet sich mit ihm. Sie kamen überein, daß ihm Karl alle zerschissenen, zerrissenen Decken bringen sollte. Er würde versuchen, sie gegen neue umzutauschen.

Danach sprach Karl mit den Stubenältesten. »Zerreißt die Decken so, daß sie vermehrt werden können und legt jeden Fetzen sorgfältig zusammen. Tut so, als ob es sich bei dem Zusammengefalteten um ganz normale Decken handeln würde. Wir wollen versuchen, auf diese Art und Weise das entstandene Defizit auszugleichen. Ich werde sie in der Wäscherei umtauschen.«

Die Stubenältesten führten alles genauso aus. Sie entwickelten ein großes Geschick darin, die zerschlissenen Fetzen so fein säuberlich zusammenzulegen, daß sie wie große, normale Decken aussahen. Karl meldete sich bei dem Kameraden in der Deckenausgabe, zwinkerte ihm zu und zählte ab: »Eins, zwei, drei, vier, fünf Decken zum Umtausch abgeliefert.«

Der Kamerad nickte. Er nahm die alten Fetzen entgegen und händigte ihm dafür funkelneue Decken aus. Der beaufsichtigende SS-Mann stand dabei und schaute gelangweilt zu. Ihm fiel nichts auf. Die Anzahl stimmte.

Allmählich konnten auf diese Art und Weise die Fehlbestände in den Baracken ohne großes Theater und ohne Schikanen ausgeglichen werden.

Als Karl die Funktion des Lagerkapos übernahm, war er vom Schreiber seines Vorgängers Hentschel gewissenhaft in seine neuen Aufgaben eingewiesen worden. Dieser hatte ihm erklärt: »Im Winter gibt es vierzehntägig Holz und Kohlen, für die du zuständig bist. Zweimal im Monat mußt du auf der Kommandantur vorsprechen und dir einen Kohlenschein geben lassen. Mit diesem Schein bekommst du dann im Heizwerk Kohlen.« Danach gab ihm der Schreiber einen gutgemeinten Rat: »Hüte dich vor den beiden Gangstern, die die Kohlenscheine ausgeben. Diese beiden sind sich nämlich selbst nicht grün. Nimm dich besonders vor dem Sturmführer in Acht, das ist ein ganz Scharfer. Deshalb hat es der Hentschel immer so eingerichtet, daß er zum Hauptscharführer kam. Der ist nicht ganz so schlimm. Versuch also, den Zeitpunkt zu erwischen, an welchem der Hauptscharführer Dienst hat.«

In der darauffolgenden Zeit hatte Karl versucht herauszufinden, was wohl die Ursache der Reibereien zwischen den beiden Streithhnen von der SS sein mochte.

Die Kameraden auf der Schreibstube wußten Näheres: Die zwei hatten einen unterschiedlichen Entwicklungsweg genommen. Der eine war die Erfolgsleiter hinaufgeklettert und hatte Karriere gemacht, der andere nicht. Der eine war zum Sturmführer ernannt worden, der andere war Hauptscharführer geblieben. Aber dieser war felsenfest davon überzeugt, daß er der bessere Verwaltungsfachmann sei.

Ein Kamerad aus der Schreibstube hatte ein Gespräch belauscht, in dem sich der Hauptscharführer bei Zill beschwert hatte. Zill hatte versprochen, sich für ihn einzusetzen. Aber dabei war es dann geblieben.

Seitdem redeten der Sturmführer und der Hauptscharführer kein Wort mehr miteinander.

Nach dem Dienstplan hatten sich die beiden wöchentlich abzulösen. Jeder von ihnen beherrschte abwechselnd eine Woche lang das Terrain der Verwaltung, um es am Ende der Woche, stumm wie ein Fisch, dem anderen zu überlassen. Sie verkehrten nur schriftlich miteinander.

Was sie sich zu sagen hatten, kritzelten sie auf Notizzettel. Karl kannte die Kälte in den Baracken im Winter. Das ihnen zugeteilte Brennmaterial reichte nicht aus, um die Stuben auch nur einigermaßen warm zu bekommen. Die Kameraden froren, ihr nasses Zeug trocknete nicht mehr. Am nächsten Morgen wurden sie mit den über Nacht steifgefrorenen Klamotten auf dem Leib wieder in die Kälte hinausgejagt.

Es gab unter den Block- und Stubenältesten ausgezeichnete Kameraden, die tagsüber, solange die anderen bei der Arbeit waren, keinen Ofen brennen ließen. Sie froren lieber selbst, um ihren Kameraden wenigstens abends eine einigermaßen warme Stube bieten zu können.

Aber auch in diesen Fällen reichte das Brennmaterial nicht aus.

Karl, der diesen Mißstand unbedingt abstellen wollte, mußte sich wieder einmal einen Kopf machen. Er überlegte hin und her und kam schließlich zu der Auffassung, daß er wieder einmal »pokern« müßte, wie Fritz das genannt hatte.

Diesmal kam es darauf an, geschickt die Widersprüche zwischen den beiden SS-Kontrahenten von der Verwaltung auszunutzen. Karl versuchte sein Glück.

Anstatt, wie angewiesen, vierzehntägig zum Hauptscharführer zu gehen, suchte er wöchentlich die Verwaltung auf und ersuchte sowohl den Sturmführer als auch den Hauptscharführer um einen Kohlenschein. Da keiner vom anderen wußte, erhielt Karl anstandslos die beantragten Bezugsscheine und im Heizwerk auch die Kohle.

Die Block- und Stubenältesten staunten nicht schlecht, als sie nun plötzlich die doppelte Menge Heizmaterial erhielten. Anfangs gingen sie nach wie vor knauserig mit dem Brennmaterial um. Sie befürchteten, daß der Kohlensegen nicht lange dauern würde. Deshalb wiesen einige Blockälteste ihre Stubenältesten an, die Kohlen auf dem Bretterboden unter dem Dach der Baracke zu verstecken. Aber das war gefährlich. Die SS hätte es jederzeit entdecken können. Deshalb beschwor Karl die Blockältesten: »Menschenskind, verbrennt das Zeug, ehe wir auffallen. Ich verspreche euch, jede Woche Kohlen zu bringen.«

Daraufhin äußerten die Kameraden den Verdacht, vom früheren Lagerkapo um ihre Kohlen betrogen worden zu sein. Vielleicht hatte er sie bei der SS verschoben. Möglich war alles. Karl hätte Hentschel gerne verteidigt und die Sa-

che richtig gestellt, aber er mußte schweigen. Die Kameraden einzuweißen, war viel zu riskant.

Im Frühjahr machte die SS die übliche Inventur. Sie stellte fest, daß eine Menge Kohlen fehlten. Die Revision ging der Sache auf den Grund. Es stellte sich heraus, daß die Kohlen in den Häftlingsbaracken verfeuert worden waren.

Zill brüllte in den Lautsprecher: »Lagerkapo zum Schutzhaftlagerführer!« Karl ahnte schon, was ihn erwarten würde. Einmal hatte es ja herauskommen müssen. Er nahm seine ganze Beherztheit zusammen und setzte seine schönste Unschuldsmiene auf.

Auf der Kommandantur waren alle drei anwesend, Zill, der Sturmführer und der Hauptscharführer. Zill schnauzte Karl an: »Du hast zu viele Kohlen bezogen. Du hättest vierzehntägig erscheinen müssen und nicht wöchentlich.« Karl blickte Zill fest ins Gesicht: »Das hat mir keiner gesagt. Ich war der Meinung, daß ich wöchentlich vorsprechen muß, und man hat mir ja auch anstandslos jedesmal einen Schein gegeben. Auch im Heizwerk hat keiner was gesagt. Ich habe nur das bezogen, was man mir auf der Verwaltung gegeben hat. Ich habe nichts gestohlen.«

Zill blickte seine beiden Untergebenen wütend an. Nach einer Weile polterte er los: »Wenn ihr so dumm seid, euch von einem Häftling über den Löffel balbieren zu lassen, kann ich euch auch nicht helfen.«

Und zu Karl gewandt brüllte er: »Wegtreten, aber schnell!« Karl tat, wie ihm geheißen. Wieder einmal war er mit heiler Haut davongekommen.

Zu Beginn des Jahres 1942 wurde Zill in das Lager Struthof versetzt. Der kalte Unmensch übernahm in dem berühmten Mordlager in den Vogesen die Kommandantur.

Zill, der den Kommandoführern morgens beim Ausrücken die für abends erwarteten Todesraten befahl, der die ihm unterstellten jungen SS-Leute systematisch zu Killern erzog und auf dessen Konto Tausende Tote kamen, liebte nach Feierabend klassische Musik. Zur Befriedigung seiner künstlerischen Bedürfnisse hatte er aus begabten gefangenen Musikern in Dachau ein Orchester zusammengestellt. Zill beschloß, dieses Orchester auf den Struthof mitzunehmen.

Vorübergehend übernahm der Schutzhaftlagerführer II, Hofmann, das Kommando über Dachau. Hofmann, ein grobschlächtiger, primitiver Mensch, war berüchtigt wegen seines Hasses auf die Intellektuellen. Der Mann sah in jedem Brillenträger einen ihm geistig überlegenen Intelligenzler. Und die schikanierte er besonders.

Hofmann stotterte, er spuckte, wenn er sprach. Ein an sich so belangloser Makel machte sich an diesem brutalen Mann ekelhaft bemerkbar.

Es sollte nicht allzu lange dauern, bis Karl auch mit diesem Hofmann konfrontiert wurde.

Der Lagerkapo trug auch die Verantwortung für die Hygiene des Lagers. Demzufolge unterstand ihm die Verwaltung der Seife für die Häftlinge. Im Jahr 1942 waren Bedarfsartikel dieser Art sehr knapp und ohne Bezugsschein auf dem Markt nicht zu erhalten. Das soll nicht heißen, daß die SS Mangel gelitten hätte. Ganz im Gegenteil. Die SS befriedigte ihren Bedarf durch Korruption. Diese Leute, die ständig von der deutschen Ehrlichkeit faselten, stahlen wie die Raben und verschoben alles, was nicht niet- und nagelfest war. Karl mußte dauernd aufpassen, daß seine Bestände nicht in den Wohnungen der SS verschwanden, von der SS nicht verschoben wurden.

In der Wäscherei herrschte Oberscharführer Sperrer, ein Räuber und ein Schinder. Er trieb mit den Lagerbeständen der Wäscherei einen regen Handel und lebte in Saus und Braus. Seife, die den Häftlingen zustand, verschob er skrupellos an die Frauen der SS. Diese wiederum lieferten ihm als Gegengaben Kognak, Kaffee und Zigaretten.

Karl stand mit Sperrer der Seife wegen dauernd auf Kriegsfuß. Der Lagerkapo beharrte auf jedem den Häftlingen zustehenden Stück Seife und erklärte Sperrer immer dasselbe: »Ich bin dafür verantwortlich, daß im Lager keine Seuchen ausbrechen. Damit das nicht geschieht, müssen sich die Häftlinge waschen. Die Seife ist lebensnotwendig und ich verlange sie von Ihnen.«

Jedesmal, wenn Karl sein Sprüchlein abspulte, wurde Sperrer wütend. Man sah ihm seinen Zorn deutlich an, er konnte ihn nicht verbergen. Aber letztlich hatte Sperrer immer nachgegeben und die Seife herausgerückt. Vielleicht hatte er sich vor Zill gefürchtet, der eine panische Angst vor Seuchen hatte. Und dem frechen Lagerkapo traute Sperrer durchaus zu, daß er sich beim Kommandanten über ihn beschweren würde.

Jetzt aber war Zill nicht mehr da. Sein Nachfolger, Hofmann, war ein Spezi des Herrn Sperrer. Hofmann war vor nicht allzu langer Zeit selbst noch Oberscharführer gewesen. Er war einer von denen, die sich mit Eifer und dank bedenkenloser Brutalität vom niedrigsten Dienstgrad hochgerangelt hatten. Nun war er Schutzhaftlagerführer II.

Als Karl wieder seine Seife fassen wollte und Sperrer sich anschickte, ihn mit der Hälfte abzufertigen, berief sich Karl wie immer auf die Seuchengefahr. Doch diesmal ließ sich Sperrer nicht beeindrucken. Er wurde wütender als je zuvor. Karls Hartnäckigkeit brachte ihn derart in Rage, daß er brüllte wie am Spieß: »Ich hau dir eine in die Fresse, du Sau.« Er holte aus, um seine Ankündigung in die Tat umzusetzen.

Aber Karl duckte sich nicht. Aufrecht blieb er stehen und fing Sperrers Hand

auf, ehe sie ihn berührte. Er wandte den Schlag ab, indem er Sperrers Arm energisch nach unten drückte. Dann rannte Karl aus der Wäscherei. »Halt, stehenbleiben. Komm zurück, du Vogel, du elender«, brüllte Sperrer hinter ihm her. Aber Karl rannte weiter. Kurz vor seiner Baracke verlangsamte er den Schritt und ging so gemessen wie möglich in seinen Arbeitsraum.

Noch ehe Karl Zeit hatte, sich zu überlegen, was jetzt zu tun sei, tönte es schon bedrohlich aus dem Lautsprecher: »Lagerkapo, zur Kommandantur!« Karl blieb keine andere Wahl, er mußte in die Höhle des Löwen.

Hofmann empfing ihn mit finsterner Miene. Drohend und massig hinter seinem Schreibtisch spuckte er Karl entgegen: »Widerstand geleistet ps, ps, ps! Weißt du, was da drauf steht ps, ps, ps?« Karl stand stramm, wie es Vorschrift war, und antwortete mit fester, unerschrockener Stimme: »Ich habe keinen Widerstand geleistet. Ich sollte geohrfeigt werden, weil ich mich auf Ihre Autorität berufen habe, Herr Schutzhaftlagerführer.« »Was war los ps, ps, ps?« »Ich habe Oberscharführer Sperrer erklärt, daß ich mich an Sie wenden werde, weil er mir die Seife nicht geben wollte, die den Häftlingen laut Vorschrift zusteht. Die brauchen wir aber unbedingt, wenn wir Seuchen im Lager verhindern wollen. Und weil ich mich auf Sie berufen habe, Herr Schutzhaftlagerführer, wollte mir Oberscharführer Sperrer eine runterhauen. Da bin ich weggelaufen. Aber Widerstand habe ich keinen geleistet. Ich bin einfach nur davongelaufen. Und jetzt wollte ich gerade zu Ihnen gehen und Meldung machen, da haben Sie mich schon rufen lassen.«

Beim primitiven Hofmann blieben Karls Argumente nicht ohne Wirkung. Er fühlte sich offensichtlich geschmeichelt, als Schirm- und Schutzherr über die Gesundheit des Lagers angesehen zu werden, und er dachte wahrscheinlich auch an die nicht auszudenkenden Folgen einer Seuche unter der SS. Auf seinem Gesicht ging eine Wandlung vor sich. Die finstere, grimmige Miene verschwand, er blickte fast freundlich: »In Zukunft gibst du keine Widerrede mehr, in Zukunft kommst du gleich zu mir, verstanden ps, ps, ps?« »Verstanden!« »Wegtreten!« Als Karl die Kommandantur verließ, stand am Jourhaus neben dem Tor ein Häftling aus Sperrers Kommando. »Ich soll dich fragen, was bei Hofmann los war«, sagte Sperrers Emissär. »Ich bin als Lagerkapo abgelöst worden«, antwortete Karl und ging seines Weges.

Mittags lief er Sperrer über den Weg. Dieser grinste breit und schadenfroh. Endlich hatte er diesen hartgesottenen Lagerkapo vom Hals.

Aber die Tage vergingen und Karl trug immer noch die gelbe Binde mit der Aufschrift »Lagerkapo«. Allmählich kam Sperrer auf den Trichter. Der Kapo hatte ihn offensichtlich an der Nase herumgeführt. Aber Sperrer hatte andererseits auch jetzt nicht mehr die Courage, nach so langer Zeit bei Hofmann wegen Karl nachzuhaken.

Hofmann sollte nicht allzulange oberster Chef in Dachau bleiben.

Himmler setzte den Sturmbannführer Piorkowski als Kommandanten ein, ein Typ wie Zill, dienstefrig und überheblich, ganz »Herrenmensch«. Auch ihm kam es auf ein Menschenleben mehr oder weniger nicht an. Karl sollte es auch mit diesem Piorkowski zu tun bekommen, seine Tage als Lagerkapo waren gezählt.

Die Baracke X

Als er im Sommer 1941 von der seltsamen Maurerlehre der Priester gehört hatte, wußte Karl noch nicht, daß die SS ausgerechnet ihn dazu mißbrauchen wollte, zusammen mit den polnischen Pfarrern in Dachau eine Gaskammer zu bauen.

Eines Morgens wurde Karl zu Piorkowski befohlen: »Du wirst wieder als Maurerkapo eingesetzt und sollst zusammen mit den Pfaffen die Baracke X bauen. Du erhältst in den nächsten Tagen nähere Instruktionen. Wegtreten!« Nachdenklich verließ Karl die Kommandantur. Baracke X, was das wohl zu bedeuten hatte? Am darauffolgenden Tag wurde Karl in die Bauabteilung beordert.

Der Bauführer der SS, Unterscharführer R., übergab ihm die Bauzeichnungen. Karl nahm Einblick in die Unterlagen und war wie vom Donner gerührt. Folgende Objekte waren in den Bauplan eingezeichnet:

Desinfektionskammer für Kleider, Raum zur Personalaufnahme, Brausebad ohne Fenster, ein Raum zur Aufnahme der Leichen, Verbrennungsöfen, im Seitenflügel des Krematoriums ein Raum für die SS-Mannschaft, ein Park, Gleisanlagen.

Kein Zweifel, eine Gaskammer mit einem Krematorium!

Aufgeregt gab Karl dem Unterscharführer den Plan zurück. In seinen Ohren brauste es. Er hörte die Stimme des Unterscharführers wie aus weiter Ferne:

»Der Kommandant wird sich in den nächsten Tagen mit dir noch einmal ausführlich über das Projekt unterhalten. Du hast auf jeden Fall äußerstes Stillschweigen zu bewahren!«

Karl stürzte aus dem Büro der Bauabteilung. Er mußte an die frische Luft, er meinte, ersticken zu müssen. Ungeduldig wartete er auf den Abend. Er hoffte, auf der Lagerstraße einem der Kameraden zu begegnen.

Ein Tag kann wie eine Ewigkeit sein. Dieser wollte und wollte nicht enden. Endlich war Appell. Wie immer dauerte es lange bis die Fronten ausgerichtet und die Angetretenen abgezählt waren. Während er zusammen mit den anderen auf dem Appellplatz stramm stand, wirbelten durch seinen Kopf die tollsten, widersprüchlichsten und abenteuerlichsten Gedanken: Er würde die Gaskammer nicht bauen, er würde sich weigern.

Oder er würde sie bauen, um sie dann hinterher in die Luft zu sprengen.

Oder er würde versuchen, das Gas in den Raum der SS-Mannschaft zu leiten. Sollten diese krepieren!

Später, auf der Lagerstraße begegnete Karl Fritz und erzählte ihm von der Baracke X. Auch Fritz war erschrocken.

»Ich werde die Gaskammer nicht bauen, das steht fest. Sollen sie mich totschlagen oder erschießen, aber ich werde mich weigern.«

»Beruhige dich, Karl, sei nicht so aufgereggt, sprich leise, man könnte dich hören. Ich werde die Genossen informieren und morgen werden wir uns darüber unterhalten. Warte abends vor dem TBC-Labor auf mich und begehe keine unüberlegten Handlungen.«

Wieder ein endlos langer Tag. Karl verrichtete seine Arbeit, aber seine Gedanken schlugen Kapriolen und kreisten wild um das Projekt X.

Seine Nerven waren zum Zerreißen angespannt.

Abends schlich Karl ins TBC-Labor. Fritz wartete bereits auf ihn.

Sie klopfen dreimal an. Der sowjetische TBC-Spezialist Nikolai im weißen Kittel öffnete ihnen. Franz und Beppi waren schon da. Karl berichtete von seinen Gesprächen mit Piorkowski und dem Unterscharführer von der Bauabteilung. Er wiederholte seine Beteuerung, daß er sich lieber erschießen lassen wolle, als die Baracke X zu bauen.

Die Kameraden hörten ihn geduldig an. Dann legte ihm Fritz beruhigend die Hand auf die Schulter, und Beppi sagte:

»Die SS wird sich von keinem Häftling daran hindern lassen, die Gaskammer zu bauen. Wenn du es ablehnst, muß es ein anderer tun, auf den wir vielleicht keinen Einfluß nehmen können. Und du wirst dann ganz umsonst ins Gras gebissen haben. Du mußt jetzt einen klaren Kopf behalten, lieber Karl. Wir haben uns schon eine Meinung gebildet.«

»Und was meint ihr?«

»Wir meinen, daß du den Befehl zum Bau der Baracke X annehmen mußt, aber mit dem Ziel, den Bau zu sabotieren. Du sollst zusammen mit den Pfarrern bauen? Das ist günstig. Die Pfarrer verstehen doch nichts vom Bau, auch wenn sie sechs Wochen lang als Maurerlehrlinge ausgebildet worden sind. In sechs Wochen wird man kein Fachmann, der Durchblick hat. Da läßt sich also einiges machen:

Der Beton kann falsch binden, die Fundamente können sich als zu schwach erweisen, das Mauerwerk kann zerbröckeln, Material kann fehlen, denn man kann anstelle eines Nagels drei reinhauen. Was weiß ein Pfarrer schon? Und wenn dich die SS dafür zur Rechenschaft ziehen sollte, kannst du dich darauf berufen, daß du keine Fachleute hast.«

»Im Übrigen können wir nur hoffen, daß das Kriegsende nicht mehr allzu lange auf sich warten läßt und daß der Faschismus bald seinem Ende entgegengeht«, ergänzte Franz Beppis Ausführungen.

Dann verließen sie nacheinander den Raum und gingen zurück in ihre Baracken.

Am nächsten Tag wurde Karl erneut zum Kommandanten beordert.

In knappem Befehlston gab ihm Piorkowski Anweisungen:

»Der Bau der Baracke X muß bis zum Herbst fertiggestellt sein. Material und Arbeitskräfte stehen dir in ausreichendem Maß zur Verfügung. Über das Projekt hast du äußerstes Stillschweigen zu bewahren.

Wenn du auch nur ein Wort darüber verlauten läßt, hängst du am Galgen. Wegtreten!«

Karl war es schwer ums Herz. Die von der SS geforderte Gaskammer und die von den Genossen geforderte Sabotage derselben waren zweifellos seine bisher schwerste Aufgabe und die härteste Nuß, die er zu knacken hatte. Aber er knackte sie.

Damals, im Frühjahr 1942, hatte Karl noch keine Vorstellung davon, was ihm das Leben noch bringen würde. Er wußte noch nicht, daß er vierzig Jahre später, im Frühjahr 1982, als siebzigjähriger Widerstandskämpfer gegen Faschismus und Krieg einer jungen Journalistin von der Baracke X erzählen würde.

Karl sagte:

»Die reale Sabotage der Baracke X, d.h. das Hinauszögern, daß sie bis zum Herbst nicht fertig wurde, bestand im Wesentlichen in folgenden Punkten: In der günstigen Zusammensetzung des Arbeitskommandos, überwiegend Geistliche, die aufgrund ihrer kurzfristigen Ausbildung als Maurerlehrlinge natürlich viel zu wenig ausreichendes Fachwissen hatten. Im Kommando gab es außer drei Maurern und einem Zimmermann keine Fachleute.

Die Pfarrer arbeiteten unbefangen nach den ihnen gegebenen Anweisungen. Der SS gegenüber konnte man sich unter solchen Bedingungen darauf berufen, daß ja keine Fachkräfte vorhanden seien.

Durch das zu langsame Vorankommen des Baus kam es innerhalb der SS zu Widersprüchen. Der SS-Lagerkommandant Piorkowski setzte dem SS-Bauführer einen SS-Antreiber vor die Nase, wogegen sich der Bauführer natürlich sträubte. Diese Widersprüche wurden für die weitere Bauverzögerung ausgenützt.

Entgegen dem Befehl von Lagerkommandant Piorkowski wurde durch Mundpropaganda bekannt gemacht, um was es sich beim Bau der Baracke X tatsächlich handelte. Nach kurzer Zeit gab es keinen Häftling mehr, der über den Charakter der Baracke X nicht informiert gewesen wäre. Die Mitteilung darüber wurde über die Häftlinge in die Außenkommandos, von dort in die Betriebe und an die Öffentlichkeit gebracht.

Als im Herbst 1942 Lagerkommandant Piorkowski aus Dachau abgezogen wurde, war der Bau der Gaskammer und des Krematoriums noch nicht fertiggestellt.

Über den weiteren Verlauf der Sabotage der Baracke X kann ich leider nichts Konkretes sagen, weil man mich an einem anderen dringenden Objekt im Stuttbaital als Baukapo einsetzte.«

Und nach einer kurzen besinnlichen Pause fügte Karl noch eine Anmerkung hinzu:

»Der Bau der Baracke X wurde von uns verzögert. Aber wenn die SS an ihrem Plan von der Gaskammer unbedingt festgehalten hätte, wäre die Gaskammer bestimmt in Betrieb genommen worden. Es gibt viele Vermutungen darüber, warum sie es nicht getan haben.

Am wahrscheinlichsten davon ist, daß Dachau in einem dicht besiedelten Gebiet nahe der Großstadt München liegt.

Und die Nazis hatten in Grafeneck, wo ja bekanntlich zeitweilig Vergasungen vorgenommen wurden, schlechte Erfahrungen mit der Reaktion der Bevölkerung gemacht. Bekanntlich haben die Proteste der Bevölkerung, besonders auch der Kirche, dazu geführt, daß in Grafeneck die Vergasungen eingestellt werden mußten.

Die Vermutung liegt auf der Hand, daß sie aufgrund der Grafenecker Erfahrungen gezwungen wurden, die Vergasungen lieber doch anderswo als in Dachau durchzuführen.«

Die illegale Lagerleitung

Wenn wichtige, für die Lagerstraße zu gefährliche Gespräche notwendig waren, trafen sie sich im TBC-Labor. Das war der Arbeitsplatz des sowjetischen Arztes Nikolai.

An diesem Abend war Karl von Franz dorthin bestellt worden. Kurze Zeit nach Karls Eintreffen gesellte sich Beppi zu ihnen. Nikolai schüttelte Karl die Hand: »Deine Leistungen an der Baracke X sind ausgezeichnet, alle Achtung, Karl!« Karl freute sich sehr darüber, daß die Genossen seine Arbeit anerkannten. Dann kam Beppi auf ihr eigentliches Anliegen zu sprechen: »Wir sind jetzt so weit, Karl. Die meisten Nationen haben sich in Landsmannschaften zusammengeschlossen. Jetzt wird eine zentrale Leitung notwendig und wir meinen, daß du der richtige Mann für diese Leitung bist.«

Karl wunderte sich: »Aber ich besitze zu wenig politisches Wissen!« Nikolai lächelte »Wir sind anderer Meinung, Karl. Deine praktische Arbeit, dein Einsatz für die Kameraden, deine Funktionen und deine Lagererfahrung sind wichtige Elemente für die Leitungstätigkeit. Deshalb wirst du gebraucht, Karl.«

»Wenn ihr meint, bin ich selbstverständlich dazu bereit. Aber ich möchte euch darauf hinweisen, daß es politisch qualifiziertere Kameraden gibt, z. B. Walter Vielhauer oder August. Diese beiden haben in der politischen Leitungsarbeit mehr Erfahrung als ich.«

Nikolai und Beppi nickten: »Mit Walter haben wir schon gesprochen, der ist dazu bereit. Aber dich brauchen wir auch. Wir schlagen vor, ihr geht beide in die Leitung, einverstanden?« »Einverstanden«, antwortete Karl.

Von diesem Zeitpunkt an waren Karl und Walter innerhalb der internationalen Lagerleitung die Verantwortlichen für die deutschen Landsmannschaften und knüpften ständige Kontakte zu den tschechischen, slowakischen, jugoslawischen und belgischen Kameraden.

Dann wurde die deutsche Leitung geschaffen. Ihr gehörten Walter, Karl und August Hey mit an.

Über die illegale Widerstandsorganisation in Dachau berichtete aus eigenem Erleben der ehemalige sowjetische Dachau-Häftling V. Biktasev in seinem Buch: »My starse svoej smerti«:

»Mitten in Dachau wurde der Widerstand gegen das faschistische Regime fortgesetzt, agierte eine revolutionäre Widerstandsorganisation, die aus Menschen vieler Nationalitäten, einschließlich deutscher Antifaschisten, bestand. Die Initiatoren und Organisatoren des internationalen

Widerstandes waren Kommunisten aus verschiedenen Ländern. Im Lager ist Alleinsein gleichbedeutend dem Tod. Deshalb hielten sich die Menschen hier, wie vielleicht sonst nirgends, an ihre Landsleute. Aber gleichzeitig waren die internationalen Beziehungen zwischen den Nationen sehr fest. Sie wurden überall geknüpft, insbesondere in den Arbeitstrupps.

Die Solidarität der Häftlinge des Faschismus bezwang alle nationalen und staatlichen Barrieren. Auch die verschiedenen Sprachen behinderten nicht die Entstehung der Freundschaft ...

Aber die zusammenschmiedende Rolle im internationalen Widerstandskampf in Dachau spielten die Österreicher und die Deutschen. Die Deutschen hatten die längste Aufenthaltszeit in den faschistischen Lagern. Sie waren schon 1933 hierher gekommen. Die Österreicher erschienen 1939 nach dem Anschluß Österreichs ...

Die Einlieferung österreichischer Antifaschisten nach Dachau, in erster Linie einer großen Gruppe (ca. 700 Menschen) ehemaliger Soldaten der internationalen Brigaden, die in Spanien gekämpft hatten, aktivierte auffallend die Tätigkeit der deutschen Angehörigen der Widerstandsbewegung. Es wurde ein gemeinsames deutsch-österreichisches Zentrum gegründet, das die ersten Schritte zur Vereinigung der Landsmannschaften der Dachauer Häftlinge in eine gemeinsame internationale Organisation übernahm. Durch die Initiative der österreichischen Kommunisten Franz Freihaut, Josef und Fritz Lauscher, Ferdinand Berger und Josef Pirker existierte eine solche Organisation schon 1941. Und bis zum Spätherbst 1944 wurde sie von Josef Lauscher geleitet, bis dieser nach Mauthausen überführt wurde ...

Diese ideologische Einheit gestattete es der Widerstandsorganisation Dachau auch, eine geschlossene internationale Lagerleitung zu gründen, der von den Deutschen Wagner, von den Griechen Zachariadis, von den Österreichern Freihaut und die Lauschers, von den Jugoslawen Juranic, von der Tschechoslowakei Zupka und Kopriva, von den sowjetischen Kommunisten Panow angehörten.

Besonders feste Bande verbanden die russischen Kriegsgefangenen mit den Jugoslawen. Das waren, einer wie der andere, mutige, revolutionär eingestellte junge Leute, zumeist Bauernsöhne, Partisanen, die nach den Gefechten mit den Hitlersoldaten und nach den grausamen Strafen am Leben geblieben waren. Unter ihnen gab es viele Kommunisten.

Bei den Tschechoslowaken, von denen es in Dachau ungefähr 3 000 Menschen gab, befand sich ein weiteres Zentrum des Widerstandes. Unter

den Tschechen befanden sich viele Vertreter der Intelligenz, Leute mit hoher Qualifikation: Professoren, ein General, Stabsoffiziere, Ärzte und drei Abgeordnete des von den Deutschen aufgelösten Parlaments.

Kurz vor 1944 gelang es den tschechoslowakischen Kommunisten, unter ihren Landsleuten einen überparteilichen Block zu sammeln ...«

Unter den schwierigen Bedingungen des KZ-Lagers konnte sich die Organisation natürlich nicht offen zeigen, sie konnte nicht mit offenem Visier kämpfen.

V. Biktasev schreibt in seinem Buch:

»Im Übrigen muß gesagt werden, daß die Angehörigen der Widerstandsorganisation sich selbst tarnten und nie das Wort Organisation in den Mund nahmen. Gewöhnlich sprachen ihre Vertreter im Namen der Unsrigen, unserer Leute, der Gesinnungsgenossen, der ehrlichen, sowjetischen Menschen usw. Die Konspiration brachte es manchmal so weit, daß ein Angehöriger der Widerstandsbewegung neben seinem Kameraden schlief, mit ihm aus einer Schüssel aß, ihm seine antifaschistischen Gedanken nicht verheimlichte, aber gleichzeitig keine Ahnung davon hatte, daß sein Nachbar einer anderen Fünfergruppe oder Siebenergruppe angehörte und auch mit der Widerstandsbewegung in Verbindung stand ...

Die wichtigsten Leiter der Widerstandsorganisation unter den Bedingungen des KZ-Lagers wurden nicht auf Versammlungen gewählt und nicht ernannt. Die aktivsten und bewährtesten Genossen begannen mit dieser gefährlichen Arbeit. Alles wurde im Kollektiv entschieden. Jemand übernahm die größere Verantwortung, war stärker aktiv, wurde im Lauf der Zeit bei den anderen, ihm gleichgesinnten Genossen zu einer Autorität und wurde allmählich zum wichtigsten Führer ...«

Oberstes Ziel der Organisation war und blieb die Solidarität mit den Kameraden, insbesondere mit jenen, die von der SS zum Untergang verurteilt waren.

Besonders schwer hatten es auch die sowjetischen Häftlinge. Sie mußten schufeln wie die Ochsen und erhielten Nahrung wie ein Spatz. Da die Rationen der Deutschen ein klein wenig besser waren, faßte die deutsche Leitung den Beschluß, daß jeder Genosse wöchentlich eine Brotration für die zum Hungertod verurteilten sowjetischen Kameraden spenden sollte.

Es gibt Beschlüsse, die nicht so einfach sind, schwerwiegende Beschlüsse. Konnte man von den Deutschen verlangen, von ihrer kärglichen Brotration etwas abzugeben? Würden sie es tun, deren Magen knurrte und die oft vor Hun-

ger nichts anderen denken konnten als essen, essen, essen? Es gab vor dem Beschluß unter den leitenden Genossen ernsthafte Diskussionen darüber, das Für und Wider wurde sorgsam gegeneinander abgewogen.

August war für den Beschluß.

»Wir können damit zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen«, meinte er.

»Wir helfen den sowjetischen Kameraden, und wir können gleichzeitig feststellen, wie mitgliederstark wir sind, denn wir werden die Losung ausgeben, daß die Brotration der monatliche Mitgliedsbeitrag ist.«

August unterhielt sich mit Karl über den beabsichtigten Beschluß. Karl und August waren sich in dieser Frage nicht einig.

»Wäre es nicht besser, von der SS mehr Nahrung für die sowjetischen Kameraden zu erkämpfen, statt sie den Deutschen abzunehmen?«, fragte Karl.

»Wie willst du das denn erreichen?«

»Darüber muß man sich Gedanken machen. In mir sträubt sich alles, wenn ich daran denke, daß wir Not und Armut verteilen wollen, anstatt für mehr zu kämpfen.«

»Einverstanden, aber bis wir Mittel und Wege gefunden haben, von der SS mehr zu erkämpfen, bitten wir die Deutschen um eine Brotration für die sowjetischen Kameraden«, antwortete August.

Bei einem guten, zuverlässigen Kameraden, Rudi Senf, richteten sie eine Sammelstelle für das Brot ein. Und die Kameraden kamen und brachten das Brot. Ihre Rationen waren für sie selbst viel zu gering, sie nagten selbst am Hungertuch, aber sie brachten getreulich, was festgelegt worden war.

Die illegale Lagerleitung faßte noch einen weiteren, schwerwiegenden Beschluß: Seit August 1942 war auf Befehl Himmlers und Pohls die Prügelstrafe nicht mehr die alleinige Angelegenheit der SS. Es wurde angeordnet, daß Häftlinge zum Schlagen herangezogen werden.

Mit diesem Befehl wollten Himmler und Pohl den Häftlingen ihre SS-Moral aufzwingen und Lagerfunktionäre als ihre Strafvollzieher verwenden, um sie in den Augen ihrer Kameraden zu diskriminieren.

So mancher Häftling, der sich unter Druck gesetzt sah, führte diesen Beschluß schweren Herzens aus. Dieser unwürdige Zustand mußte beendet werden. Aber wie? Innerhalb der illegalen Lagerleitung gab es auch darüber leidenschaftliche Diskussionen.

Die Politischen wußten, daß Nicht-Schlagen einer Befehlsverweigerung gleichkam, und es war schwer, die verheerenden Folgen einer solchen Verweigerung auf sich zu nehmen. Andererseits mußte die illegale Lagerleitung der Prügelstrafe von Häftlingen an Häftlingen ihre Zustimmung versagen. Sie gaben die Losung aus:

»Die Politischen schlagen nicht. Wir verweigern die Prügelstrafe.«
Die illegale Lagerleitung faßte einen dritten Beschluß:

????

Im Jahr 1942 bewahrheitete sich, was die politischen Häftlinge immer gewußt hatten und woran sie nie zweifelten:

Am Widerstand des Sowjetvolkes, an seinem aufopferungsvollen Kampf biß sich der Hitlerfaschismus die Zähne aus.

Trotz aller Geheimhaltungsmaßnahmen erfuhr man im KZ Dachau von den Siegen der Roten Armee und vom Kampf der sowjetischen, jugoslawischen, österreichischen und griechischen Partisanen. Der Faschismus mußte sich auf eine Wende an der Ostfront und auf den Partisanenkampf einstellen.

Zwar glaubten die Nazis 1942 noch an ihren Sieg. Die illegale Widerstandsleitung in Dachau aber stellte sich auf ihren aktiven Kampf zur Niederwerfung des Faschismus ein.

Man mußte unbedingt nach draußen, um jene Menschen zu erreichen und zu stärken, die in der Freiheit mit dem faschistischen Krieg immer stärker in Widerspruch gerieten, die kriegsmüde waren und ausgebombt, die hungerten, die Tote und Krüppel zu beklagen hatten, die zweifelten.

Deshalb beschloß die illegale Lagerleitung, daß zuverlässige politische Häftlinge in die Außenkommandos (das waren Arbeitskommandos, die zu Arbeiten außerhalb des Lagers abkommandiert waren) gehen und versuchen sollten, mit der Bevölkerung Kontakt aufzunehmen.

Die Neustifter Katholiken

Als im Herbst 1942 in Neustift im Stubaital ein Außenlager zum Aufbau einer Hochgebirgsschule der SS eingerichtet wurde, kam Karl auf Vorschlag der Kameraden des Arbeitseinsatzes als Baukapo nach Neustift. In seinem Kommando befanden sich acht erfahrene, erprobte Kameraden, die in den internationalen Brigaden in Spanien gekämpft hatten und im Partisanenkampf Erfahrung besaßen. Sie hatten von der illegalen Lagerleitung den Auftrag erhalten, den Versuch zu unternehmen, mit den Partisanen der Tiroler Berge Verbindung aufzunehmen. Zu diesem Zweck mußten die Gepflogenheiten der Grenzer ausgekundschaftet werden. Dazu brauchte man die Hilfe und die Unterstützung der Bevölkerung.

Das Ziel der Häftlinge war es, die Verbindung zu den Partisanen zu bekommen, das Ziel der SS dagegen war die Partisanenbekämpfung.

Nicht alle SS-Leute, die in Neustift ausgebildet wurden, waren von ihrer zukünftigen Aufgabe begeistert. Unter ihnen befanden sich viele Österreicher, die genau wußten, was Partisanenkampf bedeutet. Auch diese mußten von den politischen Häftlingen herausgefunden und beeinflußt werden.

Der Neustifter SS-Kommandoführer Wicklein stammte aus Mannheim. Wickleins Familie wohnte dort. Die Großstädter lebten in jener Zeit nicht üppig. Wer keine Päckchen erhielt oder gute Beziehungen zu Bauern hatte, litt Not. Wicklein war interessiert an Päckchen für seine Familie. Also brauchte er dringend gute Beziehungen zu den Bauern. Viele der Neustifter Bauern aber empfanden keine Sympathien für die SS und zeigten dies auch mehr oder weniger. Wicklein versuchte, das zu ändern. Er gab sich leutselig und war bereit, hie und da mal was zu riskieren. Das Auge der Obrigkeit im Stammlager Dachau reichte ja nicht über die Tiroler Berge ins Stubaital.

Ebensogut, wie die Häftlinge die SS-Leute kannten, kannte die SS auch die langjährigen Häftlinge, besonders die Häftlingsfunktionäre.

Wicklein wußte, daß Karl sein Fach als Baukapo beherrschte. Er respektierte seine Fachkenntnisse und versuchte, diese für sich nützlich zu machen.

Die Neustifter Bevölkerung litt unter den Folgen des Krieges. Aus fast allen Familien befanden sich Angehörige an der Front. Überall fehlten Arbeitskräfte. In jedem Haushalt waren Reparaturen nötig, welche die Frauen, die Alten und die Halbwüchsigen nicht zu leisten vermochten.

Für die zu bauende Hochgebirgsschule der SS war alles vorhanden, was der Bevölkerung fehlte: Baumaterial, Werkzeug, Fachkräfte.

Zwar war es streng untersagt, davon auch nur das Geringste für zivile Zwecke

abzuzweigen, aber die Nachfrage der Familie des Herrn Wicklein nach Speck und Butter lastete schwerer auf seiner Seele als die Verbote seiner Oberen in Dachau.

Zunächst waren es die Neustifter Nazis, die von Wicklein Häftlinge für Reparaturen aller Art zur Verfügung gestellt bekamen. Dabei kamen die Häftlinge mit den Leuten in Berührung und durch geschicktes, unauffälliges Ausfragen erfuhren sie die Namen von zwei Nazigeignern: Georg Egger, ehemaliger, von den Nazis abgesetzter Bürgermeister, und Alois Kuprian, Mesner in Neustift.

Da sich das Haus der Familie Egger ganz in der Nähe des Lagers befand, führte Karl mit dem SS-Kommandoführer Wicklein folgendes Gespräch: »Dort drüben scheint ein reicher Bauer zu wohnen. Bei dem könnte für Sie was rauspringen. Wollen wir mal fragen, ob er was zu reparieren hat?« Wicklein, nach kurzem Zögern: »Gut, schauen wir mal rein.«

Die erste Hürde war genommen.

Auf diese Weise kam Karl mit Georg Egger und seiner Frau in Verbindung. Trotz aller Gefahren für ihre große Familie und trotz der Ängste um ihre kleinen Kinder zögerten die Eggers keinen Augenblick, den Häftlingen zu helfen. Über die Familie Egger entstand die Verbindung zum Mesner Alois Kuprian.

Karl war sich bewußt, daß die politischen Häftlinge für die Neustifter Antifaschisten eine große Verantwortung trugen. Ihnen durfte nichts passieren. Deshalb mußte der Kreis der Eingeweihten sowohl von Häftlingsseite aus als auch von Seiten der Neustifter Katholiken sehr klein gehalten werden.

Im Lauf der Zeit vereinbarte Karl mit Egger und Kuprian, daß sie ihren Mitbürgern klarmachen sollten, um wen es sich bei den Häftlingen tatsächlich handelte, daß sie keine Verbrecher waren, wie es die Nazis ausgestreut hatten, sondern Gegner des Naziregimes.

Gleichzeitig sollten sie durch Mundpropaganda bekanntmachen, daß Wicklein dafür zu gewinnen war, bei entsprechenden Gegenleistungen von Butter, Speck und Honig Häftlinge unter der Hand als Handwerker zu verleihen.

Im kleinen Kreis der eingeweihten Kameraden wurde festgelegt, daß die Reparaturen nur von einem kleinen, immer mit den gleichen Personen besetzten Kommando zuverlässiger politischer Kameraden ausgeführt werden sollten.

Diese Kameraden erhielten von Karl den Auftrag, nichts von den Nahrungsmitteln aufzuessen, die ihnen von den Familien für ihre Arbeit gegeben wurden. Vielmehr sollten sie darum bitten, das Stückchen Brot, die Scheibe Wurst, den Würfel Speck für ihre hungernden Kameraden, die das Lager nicht verlassen dürften, einzupacken.

Es war für die ausgehungerten Häftlinge nicht leicht, diese Anweisung in die Tat umzusetzen, denn sie hatten immer Hunger. Aber die Politischen waren

diszipliniert. Und die Familien hatten Hemmungen, das gleiche kleine Stückchen Brot einzupacken, das man dem Häftling auf den Teller gelegt hätte. Der Butterwürfel und die Speckscheibe fielen also etwas größer aus.

Andererseits hatte keine Familie soviel Lebensmittel zur Verfügung, um ein ganzes, wenn auch kleines KZ-Außenlager satt zu machen. Also sah man sich veranlaßt, weitere zuverlässige Mitbürger für Solidaritätsspenden an die Häftlinge zu gewinnen.

In Neustift bestand von Ende 1942 bis 1945 eine ständige illegale Lebensmittelsammelstelle für die Gefangenen. Sie wurde von der Tochter des Mesners Kuprian, Luise Kempf, geleitet und organisiert. Woche für Woche holten die Kameraden im Mesnerhaus die zusätzlichen Lebensmittel ab, die sie zur Erhaltung ihres Lebens so dringend benötigten.

Wer in der Zeit des Faschismus im KZ-Lager verschwand, hatte kaum Gelegenheit, seine Angehörigen zu sehen. Die Familien von KZ-Häftlingen hatten es schwer. Sie blieben oft monatelang im Ungewissen darüber, wie es ihren Angehörigen erging. Einen im KZ Eingekerkerten zu besuchen, war fast unmöglich. Trotz alledem gelang es Karl, den Besuch der Schwägerin eines polnischen Kameraden in Neustift zu organisieren.

Eines Tages brachte ein polnischer Kamerad Karl einen von Kommandoführer Wicklein zensierten Brief, der den Besuch seiner Schwägerin ankündigte. Was dem Brief vorausgegangen war, ob die Schwägerin durch eine hinausgeschmuggelte Mitteilung dazu ermuntert worden war oder ob sie sich aus eigener Initiative auf den Weg gemacht hatte, konnte Karl nicht herausbekommen.

Als der Pole Karl von der Absicht seiner Schwägerin unterrichtete, erschrak er. Dieser Besuch war nicht nur an und für sich ein großes Wagnis, Karl sah auch ihre politische Arbeit gefährdet. Der polnische Häftling konnte nicht einschätzen, was er da angerichtet hatte.

Der erfolgreiche Verlauf des Besuches war ohne die Einschaltung der Neustifter Freunde nicht möglich. Wenn die Sache aufflog, stand ihr Leben genauso auf dem Spiel wie das Leben des Polen und seiner Schwägerin.

Der Besuch konnte auch nicht laufen ohne die Einschaltung des SS-Kommandoführers. Wieder einmal dachte Karl eine schlaflose Nacht lang angestrengt nach, wog gewissenhaft das Für und Wider ab, die Gefahr gegen den Erfolg, machte Pläne und verwarf sie wieder. Am Morgen hatte er sich dazu durchgerungen, die Organisierung des Besuchs selbst in die Hand zu nehmen.

Zunächst begab sich Karl zu Wicklein und fragte ihn, ob er denn die von ihm zu zensierende Post nicht anschau.

Dieser tat erstaunt: »Natürlich lese ich sie, warum?« »Dann verstehe ich nicht,

daß Sie über den angesagten Besuch aus Polen nicht informiert sind.«

Auf seine erstaunte Rückfrage berichtete ihm Karl über die Sachlage.

Wicklein tobte: »Ich riskiere doch nicht wegen euch Kopf und Kragen«, brüllte er und drohte, den Vorgang der Kommandantur in Dachau zu melden.

Karl ließ ihn austoben. Als er ruhiger geworden war und seine Erregung nachgelassen hatte, sagte Karl: »Ich habe alles genau überlegt. Der Besuch kann ohne Gefahr für Sie und für den polnischen Häftling verlaufen, wenn Sie mich machen lassen.«

Wicklein gab nach.

Ungefähr vierzehn Tage später traf die Frau aus Polen mit Zwischenstation bei Sepp Egger, dem Bruder des ehemaligen Bürgermeisters, bei der Familie Kuprian ein.

Nach Eintreffen der Frau wandte sich Luise Kempf an Wicklein. Sie bat ihn, ihr den Polen ins Haus zu schicken. Dieser habe kürzlich ihre Wasserleitung repariert, »aber so schlampig, daß sie schon wieder undicht ist.«

Im Zimmer der Luise Kempf fand das Wiedersehen eines polnischen KZ-Häftlings mit seiner Verwandten statt.

Aber Karl ging es um mehr. Es ging ihm darum, die Neustifter Antifaschisten mit dem Widerstand in Polen in Verbindung zu bringen.

Deshalb war es für ihn notwendig, die polnische Frau zu treffen, mit ihr zu sprechen, ihr Ratschläge zu geben. Auch hierzu mußte Wicklein gewonnen werden. Im Haus Kuprian war dies wegen der Nachbarschaft des Ortsgruppenleiters Span viel zu gefährlich. Die Frau konnte auch nicht ins Lager geschleust werden.

Ein Weg für das Zusammentreffen mußte gefunden werden und wurde gefunden. Als die Häftlinge zum Abendappell angetreten waren, eröffnete ihnen Wicklein, daß er morgen früh zusammen mit dem Kapo Wagner und einem weiteren Häftling, der ausgelost würde, einen kurzen Spaziergang in die »Latschen« unternehmen werde. Vor dem Loseziehen hatte der polnische Kamerad den einzigen Treffer schon in der Tasche.

Das Treffen fand im Wald, am Ausgang des Ortsteils Stackler, statt.

Es war ein Höhepunkt in Karls Häftlingsleben. Die Begrüßung mit dem polnischen Gast war so herzlich, als hielte Karl die eigene Mutter in den Armen. Wicklein hielt sich abseits. Der polnischen Frau war bekannt, daß sich in Dachau circa 2 000 polnische Geistliche befanden.

Sie, die gläubige Katholikin, hätte für die Erleichterung des Lebens dieser Geistlichen jedes Opfer auf sich genommen. Während ihres kurzen Zusammentreffens im Wald bat Karl die Frau aus Polen, den Neustifter Katholiken über die Untaten des Faschismus in Polen, über die Ausrottung der polnischen Intel-

ligenz und über die Unterdrückung der Kirche zu berichten. Sie versprach es. Und beim Abschied schämten sie sich ihrer Tränen nicht.

Einige Wochen, nachdem sie den Polenbesuch unbeschadet überstanden hatten, informierte der Mesner Kuprian Karl darüber, daß der polnische Besuch für die Häftlinge eine Messe bestellt hätte, die in der Neustifter Kirche zelebriert worden sei. Auf Karls erstaunte Frage, ob das nicht zu gefährlich gewesen wäre, antwortete Kuprian: »Wir haben nur den ganz Zuverlässigen gesagt, von wem und für wen die Messe war.«

Der Plan, mit den Partisanen Verbindung aufzunehmen, mußte später aufgegeben werden, weil die Hütten von den Faschisten besetzt worden waren und ein Durchkommen nicht möglich gewesen wäre.

Karl wurde im April 1943 vom Außenlager Neustift nach Dachau zurückbeordert. Er mußte eine andere Aufgabe im Außenlager Allach übernehmen.

Das Außenlager Allach

Wie in allen KZ-Lagern ging auch in Dachau 1942 eine Veränderung vor sich: War es von 1933 bis 1936 gang und gäbe, den politischen Gegner willkürlich mit allerlei Schikanen zu liquidieren, die Häftlinge totzuschlagen, zu erhängen, zu erschießen, ging man von 1936 bis 1942 dazu über, Häftlinge auch planvoll im Steinbruch, in der Kiesgrube, im Klinkerwerk Sachsenhausen und bei anderer schwerer Fronarbeit zu Tode zu schinden.

Als sich die deutsche Wehrmacht in der Sowjetunion die Zähne ausbiß, als es an der Ostfront nicht mehr vorwärts ging, nur noch zurück, da wuchs mehr und mehr der Bedarf an Rüstungsprodukten. Deshalb wurde im März 1942 im Führerhauptquartier zwischen Hitler und Himmler festgelegt, daß die KZ-Häftlinge künftig in der Rüstungsproduktion einzusetzen seien.

Unmittelbar danach beauftragte Himmler seinen Wirtschaftsfachmann Pohl, die KZ-Lager umzuorganisieren, um »den Anforderungen des Rüstungseinsatzes gerecht zu werden.«

In diesem Zusammenhang entstanden zahlreiche Nebenlager des Stammlagers Dachau, darunter auch das Außenlager Allach in der Nähe der Bayrischen Motorenwerke (BMW). Schutzhäftlagerführer in Allach wurde der SS-Henker Jarolin. Er wurde Chef in Allach, unterstand aber, wie die Leiter aller Außenlager, dem Kommandanten in Dachau.

Beim Einsatz der Häftlinge in der Rüstungsproduktion ging es der Reichsführung der SS darum, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Der politische Gegner sollte Rüstungsprodukte erzeugen, Gewinn bringen und über den Weg der totalen Ausbeutung und Erschöpfung vernichtet werden.

Früher wurden sie ans Fensterkreuz gehängt, jetzt kamen sie als Sklaven zu Flick und Krupp, zu den IG-Farben, in die BMW. Früher hatten sie ihr Leben am Baum ausgehaucht, jetzt kamen sie ans Fließband und mußten schufteten bis zum Umfallen. Und wenn sie nicht mehr arbeitsfähig waren, wenn sie nicht mehr konnten, schickte man sie auf Invalidentransport, ins Gas.

Die Umorganisation des KZ-Lagersystems stellte die Reichsführung der SS innerhalb ihrer eigenen Reihen vor gewisse Probleme: Die Männer an den Schalthebeln der Macht mußten fähig sein, die neuen Varianten des Mordens nahtlos einzuführen. Aber so manchem routinierten SS-Schinder waren Sadismus aus bloßer Lust und Willkür derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß es ihm schwerfiel, sich umzustellen. Doch um aus Arbeitssklaven Maximalprofite für die Rüstungsmonopole herausschinden zu können, waren am Baum gebrochene Hände und auf dem Bock zerschlagene Rücken nicht mehr zweckmäßig. SS-

Henker, die das nicht begreifen konnten oder wollten, paßten ihrer Reichsführung nicht mehr bedingungslos ins Konzept. Deshalb wurde es in einigen Fällen notwendig, Kommandanten auszutauschen. So auch in Dachau.

Der bisherige Lagerkommandant Piorkowski wurde durch Weiß ersetzt. Weiß war vorher Kommandant im Todeslager Neuengamme gewesen. Er war also kein Unschuldslamm und kein unbeschriebenes Blatt, dieser Martin Gottfried Weiß, auch wenn er es nach 1945 im Dachauer SS-Kriegsverbrecherprozeß so darzustellen versuchte.

Doch Weiß hatte Himmlers neue Taktik begriffen. Er stellte sich in Dachau darauf ein. Seine Befehle an die SS-Führer und SS-Mannschaften liefen darauf hinaus, der Sklavenvernichtung durch Fronarbeit Priorität zu verschaffen.

Natürlich bedeutete das nicht, daß die früheren Methoden des Mordens gänzlich abgeschafft worden wären, aber sie sollten nicht mehr willkürlich, nicht mehr sinn- und zwecklos, sondern als Strafen für bestimmte »Vergehen«, wegen sogenannter Sabotage, wegen angeblicher Faulheit o. ä. angewandt werden.

Es war die Aufgabe der illegalen Lagerleitung, diese unterschiedlichen Varianten der SS-Methoden herauszufinden und zu versuchen, von den Kameraden alles abzuwenden, was nur möglich war.

Die von Himmler und Pohl befohlenen neuen Varianten der Vernichtung setzten sich in Dachau trotz entsprechender Anweisungen des Kommandanten nicht automatisch durch. Es gab Widerstände zu überwinden.

Da gab es unter der SS auch solche Schergen, die nicht begreifen konnten oder wollten, daß der politische Gegner nun gewinnbringend zu quälen und zu töten war, daß der Tod von nun an vermarktet werden sollte. Wie hätten sie mit ihren vom Nebel der nationalsozialistischen Ideologie verschleierten Hirnen auch begreifen sollen, daß auch Himmlers SS-Staat nur dazu diente, die Interessen der Flicks und Krupps, der Rüstungsmonopole, auf jede Weise durchzusetzen, daß nicht sie die Welt beherrschten mit Stiefelabsatz und Peitsche, sondern jene, die im Dunkeln blieben, die ein gepflegtes Leben in vornehmen Interieurs führten. Nein, das begriffen sie nicht. Auch Jarolin nicht, der in Allach hauste, wie er es einst in Dachau gelernt hatte. Jarolin hielt nichts vom neuen Weißschen Stil. Aber Weiß war nun mal sein Vorgesetzter, Jarolin konnte seine Anweisungen nicht einfach ignorieren. Also ersann Jarolin einen Weg der Übereinstimmung zwischen dem Alten und dem Neuen. Und da die alten Mord- und Foltermethoden ja weiterhin möglich waren, wenn der Häftling entsprechende »Vergehen« begangen hatte, war das auch nicht schwer. Man brauchte nur »Delikte«, um weiterhin mit der Peitsche knallen zu können und den Stiefelabsatz zu gebrauchen.

Um jedoch die Häftlinge der »Sabotage«, der »Faulheit« oder des »Diebstahls« bezichtigen zu können, brauchte Jarolin Meldungen. Also umgab er sich, neben gleichgesinnten SS-Leuten, mit willfährigen Häftlingsfunktionären, die ihm solche Meldungen zu liefern bereit waren. Auf diese Art und Weise hatte Jarolin in Allach fürchterliche Verhältnisse geschaffen.

Nun hatte aber Weiß den BMW gegenüber bestimmte Verpflichtungen übernommen. Die Herren in der Chefetage verlangten von ihm arbeitsfähige Sklaven aus dem eigens hierfür geschaffenen Reservoir Allach. Sie beschwerten sich über die ausgelaugten und zerschundenen Häftlingswracks. Demzufolge mußte Weiß einen Weg finden, um die Zustände in Allach zu verändern. Er entschloß sich, den bisherigen, Jarolin blind ergebenen Lagerältesten durch einen Häftling zu ersetzen, der mit Jarolin nicht durch dick und dünn zu gehen bereit war.

Auch dieser Umstand mußte von der illegalen Lagerleitung genutzt werden. Der Arbeitseinsatz schlug dem Kommandanten Karl vor. Die Kameraden wußten, daß Karl auf keinen Fall Jarolins Politik mittragen, sondern dagegen kämpfen würde. Andererseits aber würde Karl seine Funktion auch nicht im Sinne des Lagerkommandanten Weiß, sondern im Interesse seiner Kameraden nützen.

Als Karl im April 1943 von Wicklein im Stammlager Dachau abgeliefert wurde und er seine Kameraden wiedersah, informierten sie ihn über ihren Vorschlag an den Kommandanten. Karl war darüber nicht sehr glücklich. Die Tage seiner Lagerkapozeit waren ihm noch gut in Erinnerung. Jarolin, der Kommunistenfresser, haßte ihn wie die Pest.

Deshalb gab er seinen Kameraden zu bedenken, daß er wohl nicht der richtige Mann sei, diesen Auftrag durchzuführen. Jarolin würde ihn gewiß nicht akzeptieren. Oder aber, wenn er ihn auf Befehl des Kommandanten nehmen mußte, würde er ihm die Durchführung seiner Aufgaben sehr erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen.

Aber was geschehen war, war geschehen. Weiß hatte Karl bereits als Lagerältesten akzeptiert, es ließ sich nichts mehr ändern. Vor Karl stand eine komplizierte Aufgabe, ein harter Brocken mußte genommen werden. Das erforderte viel Geschick und äußerste Wachsamkeit.

Kaum hatten die Genossen Zeit und Gelegenheit gefunden, Karl über seine Aufgabe zu informieren, wurde er auch schon zu Weiß beordert. In knappen Worten sagte der: »Wagner, du gehst als Lagerältester nach Allach und sorgst dort für Ordnung.«

Unter Ordnung verstand Weiß die Abschaffung jener Strafen, die die Arbeitsleistungen herabminderten. Dafür sollten das Arbeitstempo und die Aus-

beutung erhöht und der Strafvollzug auf angebliche Nachlässigkeiten am Arbeitsplatz verlagert werden.

Auch die illegale Lagerleitung erwartete von Karl »Ordnung« in Allach. Aber die Kameraden verstanden darunter etwas völlig anderes als Weiß. »Ordnung« hieß für sie Kampf der Korruption, Kampf dem Hunger, Kampf den fürchterlichen Zuständen, die Jarolin geschaffen hatte.

Das waren zwei ganz verschiedene Paar Stiefel.

Karl war sich bewußt, daß er diese komplizierte Aufgabe nur meistern konnte, wenn er jeden seine Schritte vorher genau überlegte und wenn er planvoll vorging.

Nach seinem knappen Befehl ließ Weiß ihn abtreten. Normalerweise hätte sich Karl jetzt sofort mit einem Posten nach Allach begeben und bei Jarolin melden müssen, der über den vorgesehenen Lagerältestenwechsel bestimmt schon informiert war. Jarolin hätte zwar nichts dagegen machen können, denn Befehl war Befehl, aber er hätte mit großer Wahrscheinlichkeit Karl zusätzlich zusammen mit seinem bisherigen Lagerältesten eingesetzt. Das mußte auf jeden Fall verhindert werden, der Lagerälteste mußte unbedingt aus Allach verschwinden und ins Stammlager zurückgerufen werden, wenn Karl nicht von Anfang an zu große Prügel in den Weg gelegt werden sollten.

Karl überlegte. Er kam zu dem Ergebnis, daß er zunächst in Dachau bleiben und abwarten wollte, bis Weiß seinen nächsten Rundgang durchs Lager machte. Dann wollte er es so einrichten, Weiß auf der Lagerstraße zu begegnen und von ihm gesehen zu werden. Und so geschah es auch. Als Weiß das nächste Mal durchs Lager spazierte, begegnete er Karl. Weiß runzelte die Stirn, winkte ihn zu sich heran und fragte: »Warum bist du nicht in Allach?« Karl antwortete ihm, daß er einen schriftlichen Befehl des Kommandanten an den Schutzhaftlagerführer Jarolin über seinen Einsatz und die gleichzeitige Ablösung des bisherigen Lagerältesten für notwendig halte. Das leuchtete Weiß ein.

Noch am gleichen Tag händigte er dem zuständigen SS-Posten ein Schreiben an Jarolin aus und gab ihm den Befehl, Karl nach Allach mitzunehmen.

Jarolin öffnete den Brief, las ihn, beorderte seinen Lagerältesten zu sich: »Sofort deine Sachen packen, du gehst zurück nach Dachau!« Karl aber keifte er mit wutverzerrtem Gesicht an: »Das habt ihr Kommunisten wieder fein hingekriegt. Aber das eine sag ich dir. Wenn du hier Politik machst, hängst du am Galgen.« Karl schwieg, aber er dachte: »Das weiß ich, aber du erwischst mich nicht!« Bevor Karl nach Allach abkommandiert worden war, hatten ihm die Genossen der illegalen Lagerleitung die Namen zuverlässiger sowjetischer, jugoslawischer und tschechischer Kameraden gegeben. Mit ihnen sollte Karl Verbindung aufnehmen.

Zunächst aber beroch er das Lager, studierte die »Unordnung«, die er beseitigen sollte. Eine Unordnung im Sinne von Schlamperei oder Schmutz in den Baracken gab es nicht. Die Unordnung war von ganz anderer Art: Da herrschten erschreckende Gleichgültigkeit, Lieblosigkeit, Gefühlskälte, Hartherzigkeit, Egoismus.

In Allach wurde die »Ordnung« über jene Strafmeldungen hergestellt, die Schutzhaftlagerführer Jarolin verlangte, um zu züchtigen und zu strafen, zu teilen und zu herrschen, um die Häftlinge und die Häftlingsfunktionäre zu entzweien. Der erste Schritt einer Ordnung im Sinne der illegalen Lagerleitung mußte der Kampf für die Einschränkung der verhängnisvollen Meldungen sein. Das bedeutete natürlich eine große Herausforderung für Jarolin.

Karl hatte sich bereits darüber Gedanken gemacht, wie er das Problem der Meldungen lösen könnte. Der Himmlerbefehl des Jahres 1942, daß Häftlinge zum Schlagen ihrer Kameraden herangezogen wurden, war nach Meinung Himmlers und Pohls ein brillantes Mittel, Häftlinge gegen Häftlingsfunktionäre aufzubringen. Das wurde noch dadurch verschärft, daß in den meisten Fällen diejenigen, die Meldung machten, und diejenigen, die dafür schlagen mußten, nicht ein- und dieselben Kameraden waren. Oft wurden die Blockältesten von der SS zur Ausführung der Prügelstrafe herangezogen. Um das abzustellen, mußte man erreichen, daß zwischen Melden und Schlagen eine Einheit hergestellt wurde und daß derjenige, der Meldungen machte, auch schlagen sollte.

In Allach gab es einen zuverlässigen deutschen Kameraden, Ludwig Herr aus Kornwestheim. Karl kannte ihn sehr gut. Ihn bezog Karl in den kleinen Kreis der Eingeweihten, deren Namen ihm in Dachau genannt worden waren, ein. Sie besprachen ihr gemeinsames Vorgehen: Anstelle der Aufspaltung, die Jarolin mit Erfolg betrieb, mußte die Einheit aller Häftlinge hergestellt werden. Das war nicht ganz einfach, denn mancher Block- und Stubenältester hatte nicht die Courage, gegen Jarolins Befehle aufzubegehren. Das hatte im Lauf der Zeit zu Spannungen geführt. Eine Kluft war entstanden. Die kleinen Funken zwischenmenschlicher Beziehungen drohten unter der Asche des Nichtmehrmiteinanderredens zu verlöschen. Sie beschlossen, diese Zustände unbedingt zu verändern. Sie kamen überein, daß sie auch mit jenen Häftlingsfunktionären freundschaftlich reden wollten, die Jarolins Befehle über die Solidarität stellten. Sie wollten sie ansprechen, wenn diese eine Meldung zu machen im Begriff waren. Sie wollten sie dafür gewinnen, die Angelegenheit besser unter sich zu regeln und dafür Sorge zu tragen, daß das beanstandete »Delikt« in Zukunft nicht mehr vorkam. Auf diese Art und Weise gelang es ihnen tatsächlich, positiven Einfluß zu nehmen. Die Meldungen gingen zurück.

Ein Anlaß zu zahlreichen Strafmeldungen aus den Betrieben war der große, nagende, quälende Hunger. Die Normalzuteilungen, oft genug von der SS noch geschmälert und verschoben, reichten kaum, um am Leben zu bleiben, geschweige zu schwerer körperlicher Fronarbeit.

In dem kleinen Kreis der zuverlässigen Kameraden legten sie eine Losung fest, die sich Karl ausgedacht hatte und die von Mund zu Mund weitergegeben werden sollte. Immer, wenn die SS, die Kapos oder Meister einen Häftling zu schnellerer oder besserer Arbeit antreiben wollten, sollte dieser antworten: »Ich viel arbeiten, aber nix Kraft!« Es dauerte nicht lange, da wurden die Meister und die SS-Bewacher immer und überall mit der Losung konfrontiert. Und beim Anblick der abgemagerten Gestalten verfehlte dieses Argument auch seine Wirkung nicht. Eines Tages sagte Jarolin zu Karl: »Die BMW haben im Lager für die bei ihnen eingesetzten Häftlinge mehr und besseres Essen angefordert. Ich habe einen entsprechenden Antrag bei der Kommandantur gestellt.«

Karl wußte, daß der Verpflegungssatz für Häftlinge vom Reichsernährungsamt festgelegt und wohl kaum zu verändern war. Dennoch stimmte er Jarolin zu, denn er war sich nicht sicher, ob dieser mit seinen Äußerungen überprüfen wollte, inwieweit Karl mit der kursierenden Losung etwas zu tun hätte. Einige Tage später teilte ihm Jarolin mit, daß die Kommandantur seinen Antrag abgelehnt hätte. Jetzt machte Karl ihm den Vorschlag, den notwendigen Essenszuschlag doch vom Betrieb zu verlangen. Es gelang im Verlauf der nachfolgenden Zeit, eine zusätzliche Mahlzeit für die Häftlinge herauszuschinden. Die Losung »Ich viel arbeiten, aber nix Kraft« war zu einer Zauberformel für einen Teller Kartoffelsuppe geworden. Nur wer den Hunger kennt, weiß, was das hieß.

Ein SS-Befehl wird verweigert

Schritt für Schritt veränderten sich in Allach die katastrophalen Verhältnisse. Viele Kameraden führten das auf den Wechsel des Lagerältesten zurück, und sie hatten Furcht, daß sich Jarolin und seine Schergen das auf die Dauer nicht gefallen lassen würden. Zwei tschechische Kameraden sprachen Karl darauf an, sie versuchten, ihn zu warnen: »Lagerältester, paß auf. Jeder sieht, daß hier Veränderungen vor sich gegangen sind. Es gibt Kräfte, die dich ablösen wollen. Das wäre für uns alle schlimm.«

Was die Kameraden sagten, wußte Karl selbst. Er kannte die Gefahr, denn er kannte Jarolins Haß. Es gab für Karl keinen Zweifel, daß Jarolin über kurz oder lang losschlagen würde. Karl war ihm im Wege. Er mußte ihn abschütteln, aber wie? Karl mußte auf alles vorbereitet sein.

Der erste Vorstoß erfolgte an einem Samstagnachmittag. Jarolin beorderte sämtliche Block- und Stubenältesten zu sich. Er hielt eine Rede, die sich ganz eindeutig an Karls Adresse richtete: »Seit einiger Zeit stelle ich fest, daß im Lager Zucht und Ordnung nachlassen. Ich weiß auch, woher das kommt. Den Betreffenden sehe ich schon am Galgen hängen«, drohte Jarolin und sah Karl vielsagend an. Jarolin drohte auch den Block- und Stubenältesten: »Wenn sich die Zustände in Allach nicht wieder ändern, werde ich euch alle ablösen!« Das waren die ersten Geschütze. Würden die Kameraden standhalten? Ein Teil von ihnen ließ den Kopf hängen, auf die meisten jedoch machte Jarolins Drohung keinen umwerfenden Eindruck. Immerhin erreichte Jarolin, daß einige Kameraden nicht mehr mit Karl redeten und ihm aus dem Weg gingen. Aber Jarolins erste Offensive war kein großer Erfolg. Deshalb startete er den nächsten Angriff mit weitaus stärkeren Geschützen: Nachdem es in Allach immer weniger Meldungen gab, fehlte Jarolin mehr und mehr die Handhabe zur Prügelstrafe. Er wußte genau, daß Karl dahintersteckte. Er wollte ihn unbedingt loswerden. Aber Jarolin wußte auch, daß das nicht ganz einfach war, denn Karl war von Weiß eingesetzt worden. Also mußte Jarolin schlau und umsichtig vorgehen. Er heckte einen diabolischen Plan aus, der eigentlich nicht schiefgehen konnte. Er beschloß, Karl den Befehl zum Schlagen zu erteilen.

Da er Karl genau kannte und wußte, daß der sich in seinen früheren Funktionen in Dachau mehrmals der SS entgegengestellt hatte, konnte er damit rechnen, daß er die Prügelstrafe verweigern würde. Aber die Prügelstrafe durch Häftlinge war ja nicht Jarolins Erfindung, sondern ein Befehl der Reichsführung in Berlin. Wenn Karl also diesen Befehl verweigerte, richtete sich das gegen Himmler und nicht gegen ihn, Jarolin. Eine solche Ungeheuerlichkeit konnte

Weiß unmöglich durchgehen lassen. Sollte Karl jedoch wider Erwarten schlagen, dann konnte Jarolin auch damit zufrieden sein, denn in diesem Augenblick hätte er ihn in die Knie gezwungen und seinen Willen gebrochen.

Es war an einem Julitag des Jahres 1943, nach Feierabend. Die Kommandos rückten ins Lager ein. Aber anders als sonst lieferten die Posten und Postenführer die Häftlinge nicht am Lagertor ab. Heute marschierten auch sie mitsamt ihren Hunden ins Lager ein. Alle, die SS-Mannschaften und die Kameraden, stellten sich am Appellplatz auf.

Karl beobachtete die seltsame Zeremonie. Er fühlte, daß seine Stunde geschlagen hatte. Instinktiv versuchte er, sich am anderen Ende des Appellplatzes kleinzumachen. Doch das nützte nichts. Plötzlich schrie Jarolin: »Lagerältester!«, und sämtliche Lagerinsassen mußten, wie das üblich war, seinen Ruf wiederholen und weitergeben. Karl hatte keine andere Wahl, er mußte sich bei Jarolin melden. Dieser hatte in der Zwischenzeit den gefürchteten Bock herbeischaffen lassen. Ein sowjetischer Häftling wurde aufgeschnallt.

Jarolin gab Karl den Befehl: »Schlagen!«

Karl antwortete: »Ich schlage nicht!«

Jarolin: »Warum schlägst du nicht?«

Karls Antwort: »Ich kann nicht schlagen!«

Nun probierte es Jarolin mit dem Zuckerbrot: »Versuch's«, befahl er.

Karls erneute Antwort: »Ich schlage nicht!«

Jetzt spielte Jarolin den wilden Mann. Er zog die Pistole und brüllte: »Du verweigerst den Befehl, du Kommunistenschwein, das habe ich doch gewußt!«

In diesem Moment rechnete Karl damit, abgeknallt zu werden. Er riß seine Lagerältestenbinde vom Arm und warf sie auf den Bock. Jarolin aber drückte nicht ab. Er gab lediglich den Befehl, Karl abzuführen. Dieser wurde in den Arrestbau gebracht.

Fünf Tage können eine Ewigkeit sein, wenn man nicht weiß, was mit einem geschieht. Karl plagte sich mit dieser Ungewißheit herum.

Was würde Jarolin jetzt gegen ihn unternehmen? Wie würde der Kommandant reagieren? Würde er seine Erschießung anordnen? Konnten die Kameraden Einfluß auf Weiß nehmen? Erfuhren sie überhaupt, was in Allach passiert war? Nach fünf Tagen wurde Karl von zwei SS-Bewachern abgeholt. Sie sprachen kein Wort. Sie musterten ihn nur halb spöttisch, halb bewundernd von Kopf bis Fuß. Sie zerrten ihn in ein Auto. Die Fahrt ging ins Stammlager Dachau. Das Auto fuhr durchs Tor direkt vor den Bunker. Sie stießen ihn durch den langen, schmalen, taghell erleuchteten Gang, vorbei an den Türen mit den ornamental ausgezirkelten eisernen Beschlägen, in ein Loch mit einer Pritsche und einem Wasserklosett. Es war stockdunkel in dem Loch. Karl konnte nichts

sehen. Er hörte nur, wie sie die Tür hinter ihm verschlossen. Ihre Tritte verhallten auf dem Gang.

In Karls Kopf arbeitete es fieberhaft. Was würde jetzt mit ihm geschehen? Allmählich gewöhnten sich die Augen an die Dunkelheit, er konnte die Pritsche erkennen und das Wasserklosett. Er durchquerte den Raum, lief hin und her, hin und her. »Wie ein Tiger im Käfig«, schoß es durch seinen Kopf, und er versuchte, ruhiger zu werden.

Am schlimmsten waren die nun folgenden Nächte. Es verging keine Nacht ohne die polternde, bedrohliche Unruhe der SS. Ihre Schritte auf dem Gang dröhnten. Sie sprachen laut und lärmend, sie lachten.

Dann schlossen sie irgendeine Tür auf und holten mit Gebrüll und Gegröle irgendeinen Gefangenen heraus. An Schlaf war nicht zu denken. Jede Nacht konnte es die eigene Tür, das eigene Leben sein, auf das sie es abgesehen hatten.

Karl war nicht bereit, sich bei einer Nacht- und Nebelaktion abknallen zu lassen wie einen rädigen Hund. Er würde sich wehren. Wie könnte er sich wehren? Er könnte sie aus einer Ecke der Zelle heraus anspringen, sobald sie die Tür öffneten. Oder er könnte versuchen, ihnen zu entwischen und aufs Dach des Bunkers zu gelangen. Karl wußte, wie man aufs Dach kam. Damals als »Zweitmaliger« hatte er ja den Bunker mitbauen müssen. Er könnte vom Dach aus mit lauter Stimme den Kameraden im Lager Abschiedsworte zurufen, ehe sie ihn abknallen würden.

Nachdem sich Karl fest vorgenommen hatte, auf diese Weise und nicht unbemerkt zu sterben, wurde er ruhiger. Nun galt es nur noch, wachsam zu sein und blitzschnell zu reagieren, wenn es so weit war.

Karl durfte sich also nicht gehen lassen, er mußte ständig auf der Hut sein.

Sie kamen nicht in der Nacht, sie kamen am hellichten Tag, um ihn abzuholen. Sie führten ihn auch nicht auf den Schießplatz, sondern ins Bad. Dort stand der Bock bereit. Karl erhielt wieder einmal fünfundzwanzig Stockhiebe. Er hatte wieder einmal laut mitzuzählen von eins bis fünfundzwanzig. Er biß sich wieder einmal die Lippen wund, um über den Schmerzen nicht laut aufzuschreien. Er hatte wieder einmal die anschließenden obligatorischen Kniebeugen zu machen. Die SS-Schergen schauten zu und grinsten. Dann brachten sie ihn in seine Zelle zurück.

Sechs Wochen lang verbrachte Karl im Bunker. Hätte er gewußt, was sich in dieser Zeit draußen ereignete, er wäre ruhiger gewesen, gelassener.

Unter den Häftlingen verbreitete sich die Nachricht von Karls Befehlsverweigerung wie ein Lauffeuer. Das machte Mut. Andere Kameraden folgten seinem Beispiel. Der Kapo Hans Biederer aus Straubing stellte sich dem Befehl des

berüchtigten SS-Henkers Trenkle entgegen und weigerte sich ebenfalls, einen Kameraden zu schlagen. Der Beschluß der illegalen Leitung, nicht zu schlagen, so schwer seine Ausführung auch war, hatte sich als richtig erwiesen.

Draußen bei BMW teilten die Häftlinge den vertrauenswürdig erscheinenden Arbeitskollegen flüsternd mit, daß sie um das Leben ihres Lagerältesten bangten. Die Arbeiter erzählten es zuverlässigen Freunden weiter. Das war gefährlich, denn es war streng verboten, über die Zustände im KZ-Lager zu sprechen. Aber es wurde bekannt, ohne daß einer erwischt worden wäre.

Die Kameraden des Arbeitseinsatzes sprachen mit dem Arbeitseinsatzführer. Sie schafften es, ihn zu überzeugen, daß Jarolin Karl abgelöst hatte, weil er den Kommandantenbefehl »Ordnung schaffen« durchführen wollte.

Und die illegale Lagerleitung in Dachau gab den Kampf gegen Jarolin und seine Schergen nicht auf. Es gelang ihnen, anstelle des bisherigen Kapos im Revier, der mit Jarolin auf du und du gestanden hatte, den mutigen und humanistisch eingestellten Kameraden Michel Rauch im Allacher Revier einzusetzen. Auch Michel kämpfte dort gegen die fürchterlichen Zustände an, unter denen die kranken Häftlinge dahinsiechten und starben.

Auch Michel war Jarolin und seinen Schergen ein Dorn im Auge.

Auch er wurde von der SS schikaniert und bedroht. Auch er wurde nach kurzer Zeit von Jarolin abgelöst und wieder nach Dachau abgeschoben.

Nach sechs Wochen Dunkelhaft öffneten sich für Karl die Tore des Bunkers. Er hatte es überstanden. Die anschließende »normale« Arbeit in einem Baukommando des Stammlagers war für Karl nach den Wochen der Ungewißheit eine Erleichterung, hatte er doch jetzt wieder Boden unter den Füßen, war er doch jetzt wieder eingebettet in die Solidarität und in die Gemeinschaft seiner Kameraden, und waren doch jetzt wieder Kontakte zu den Genossen der Leitung möglich.

Frau Himmler wünscht sich einen Bunker

Es vergingen Herbst und Winter, und der Frühling 1944 kam ins Land, der vorletzte Kriegsfrühling, der schon fast zum Greifen nahe das kommende Kriegsende erahnen ließ. Die SS saß längst nicht mehr auf ihrem hohen Roß, und auf der Kommandantur war man nicht mehr so großprotzig und siegessicher.

Auch die SS-Reichsführung bekam es mehr und mehr mit der Angst zu tun. Angst vor dem Ausgang des Krieges, Angst vor den Folgen, Angst vor den Ereignissen an den Fronten, Angst vor den Fliegerangriffen und Bombennächten.

Himmlers Familie verließ Berlin. Frau Himmler zog es vor, in ihre Villa in Gmunden am Tegernsee zu übersiedeln. Der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, Herrscher über die SS, millionenfacher Mörder an KZ-Häftlingen, an Juden, Frauen, Kindern, Greisen, begann um sein eigenes jämmerliches Leben zu zittern. Bekanntlich hatte Himmler zu Hause nicht viel zu sagen, dort herrschte allein und uneingeschränkt seine Frau. »Ich benötige zehn weibliche Häftlinge aus Ravensbrück.

Außerdem muß in Gmunden ein sicherer Luftschutzbunker gebaut werden. Handwerker gibt es keine. Also, stell mir Häftlinge zur Verfügung, die was vom Bunkerbau verstehen.« Himmler forderte in Ravensbrück und Dachau die entsprechenden Arbeitskräfte an. Demzufolge wurde im März 1944 in Dachau ein Kommando für den Bau des gewünschten Luftschutzbunkers zusammengestellt. Karl wurde als dessen Kapo eingesetzt.

Die SS-Bewacher brachten sie nach Bad Tölz. Dort war ein ständiges Kommando »Kasernenbau« eingesetzt, dessen Kapo der langjährige, zuverlässige politische Häftling Franz Vincens war. Karl kannte Franz sehr gut.

Die SS teilte Karl mit, daß er und seine Leute dem Kommando »Kasernenbau« zugeteilt würden. Sie würden morgens von Bad Tölz nach Gmunden und abends von Gmunden nach Bad Tölz gebracht werden.

Als sie in Bad Tölz von der SS bei ihren Kameraden abgeliefert worden waren und erzählten, daß sie in Himmlers Villa einen Luftschutzbunker zu bauen hätten, sagte Franz: »Die Himmler ist ein fürchterliches Frauenzimmer, ein richtiges Faschistenweib. Nehmt euch vor der in acht!« Aber die Häftlinge kamen mit dem »Faschistenweib« überhaupt nicht in Berührung. Der Park war groß, der neue Bunker sollte nicht direkt neben der Villa, sondern am anderen Ende des Parks gebaut werden. So bekamen Karl und seine Kameraden Himmlers Frau nur von weitem zu sehen, wenn sie schneidig mit ihren Hunden ausging oder wenn sie sich im Garten aufhielt.

Der für Karl zuständige SS-Kommandoführer war gleichzeitig für das Gmunder Kommando und für das Kommando in Bad Tölz verantwortlich. Er pendelte ständig zwischen beiden hin und her.

Die SS-Posten auf Himmlers Anwesen hatten ebenfalls eine Doppelfunktion zu erfüllen: Sie mußten das gesamte Terrain vor Neugierigen schützen und gleichzeitig die Gefangenen beaufsichtigen. Sie waren um das ganze Gelände herum postiert, so daß sie unmöglich die Häftlinge dauernd im Auge behalten konnten. Das alles waren günstige Voraussetzungen für ein entsprechendes Arbeitstempo des Kommandos.

Die Kameraden jedoch kamen bald dahinter, daß sie zwar nicht von der SS, aber von Frau Himmler andauernd beobachtet wurden. »Das SS-Weib scheint viel Zeit zu haben. Die scheint sich zu langweilen. Die beobachtet uns jetzt schon über eine Stunde von ihrem Fenster aus mit einem Fernglas«, stellte einer der Kameraden fest und Karl zog die Schlußfolgerung: »Solange wir noch kein Loch gegraben haben, in dem wir verschwinden können, und solange wir durchs Fernrohr in voller Größe zu sehen sind, müssen wir schnell und zügig arbeiten. Später können wir langsamer machen!« Und so geschah es denn. Als sie den Boden ausgegraben hatten und in der Versenkung verschwinden konnten, machten sie langsamer. Sie hoben nur so viel Dreck aus, wie man vor dem herüberlugenden Fernrohr verantworten konnte. Frau Himmler aber hatte viel Zeit, die Ravensbrücker Frauen verrichteten ja die Arbeit. Sie hatte Langeweile.

Sie zählte die Schaufeln Dreck, die da pro Minute aus dem Loch herausgeworfen wurden und verglich sie mit der Anzahl der Häftlinge in der Grube. Sie kam zu dem Ergebnis, daß die beiden Zahlen in keinem Verhältnis zueinander standen, und beschwerte sich in Dachau über das »Zeitlupentempo«, in dem bei ihr gearbeitet werde. Der SS-Kommandoführer erhielt von der Dachauer Bauabteilung eine Rüge. Wütend begab er sich nach Gmunden. Er ließ das gesamte Kommando antreten und brüllte die Kameraden an, hier »nicht einzuschlafen und gefälligst schneller und zügiger« zu arbeiten.

An Karl gewandt brüllte er so laut, daß man es drüben in der Villa hören konnte: »Ich werde einen anderen Kapo einsetzen. Du packst deine Sachen ein, dich nehme ich mit nach Dachau!« Es gab nicht viel einzupacken. Karl hatte so gut wie keine Habseligkeiten.

Die Fahrt ging zunächst nach Bad Tölz, wo Karl in eine leere Baracke eingeschlossen wurde, solange der Kommandoführer seine Dienstaufträge erledigte. Wieder einmal mußte sich Karl den Kopf zergrübeln, was ihn wohl in Dachau erwartete. Möglicherweise hatte ihn Himmlers Frau der »Sabotage« bezichtigt und er würde wieder auf dem Bock landen oder am Baum hängen.

Es war schon gegen Abend, als der Kommandoführer endlich erschien und ihn wieder ins Auto verfrachtete. Der Kommandoführer war jetzt noch schlechterer Laune. Er hatte zum Abendessen Gäste bei sich eingeladen. Da er in Bad Tölz zu lange aufgehalten worden war, würden sie erst spät in Dachau eintreffen. Er fürchtete sich vor den vorwurfsvollen Blicken seiner Frau und ließ die ganze Fahrt über seine Wut an Karl aus, er fuhr wie ein Henker und schimpfte in einem fort.

Als sie endlich im Lager eintrafen, hielt sich der Kommandoführer auch nicht lange auf. Er schubste Karl aus dem Auto und beeilte sich, schnell fortzukommen. Karl ging allein zum Tor, meldete sich beim diensthabenden Wachmann, stand stramm: »Häftling Nummer 244 meldet sich vom Außenkommando Gmunden zurück.« »Warum bist du zurückbeordert worden?« wurde er gefragt. Es war günstig, daß Karl allein war, er reagierte schnell und geistesgegenwärtig. Hätte er »wegen Sabotage« gesagt, wäre er bestimmt sofort im Bunker gelandet. Das wollte Karl natürlich hinauszögern, solange es ging. Also sagte er kurz und knapp: »Wegen Erbschaftsangelegenheiten«, und knallte die Haken zusammen. Der Diensthabende ließ ihn passieren und Karl begab sich auf seinen Block.

Der erste, dem Karl begegnete, war der Kamerad Richard Sickfeld.

Von ihm erfuhr er, daß er möglicherweise nicht wegen »Sabotage des Bunkers in Gmunden«, sondern aus einem ganz anderen Grund nach Dachau zurückgebracht worden war.

Gewitterwolken über der illegalen Lagerleitung

Während sich Karl in Gmunden mit Frau Himmler herumgeärgert hatte, vollzogen sich in Dachau verhängnisvolle Veränderungen. Über der illegalen Organisation brauten sich dunkle Wolken zusammen, die sich in einem tosenden Unwetter entladen sollten. Der aufkommende Sturm nahm seinen Ausgang in Berlin. Der Reichsführer SS hatte Weiß in ein anderes Lager abkommandiert. In Dachau war ein neuer Kommandant eingezogen: Weiter, ein Bürokrat. Der hielt es für unnötig, täglich durchs Lager zu flanieren und sich um Einzelheiten zu kümmern, der zog es vor, seine Entscheidungen vom Schreibtisch aus zu treffen.

Wenige Wochen nach Weiters Einzug in die Kommandantur kam auch ein neuer Lagerführer nach Dachau, SS-Hauptsturmführer Campe, ehrgeizig, ein kalter Rechner, Kommunistenfresser, noch immer vom Endsieg Hitlers überzeugt.

Campe war in vielen Lagern herumgekommen, so auch in Sachsenhausen und in Struthof. Ihm gefiel die Atmosphäre in Dachau nicht.

Er liebte Todeslager, Vernichtungslager. Sein Ziel war es, und danach strebte er mit allen seinen Handlungen, in Dachau Verhältnisse einzuführen wie in Struthof.

Campe haßte die Politischen. Er orientierte sich auf Häftlinge mit dem grünen Winkel. Weiters Bürokratismus war Campe fremd. Er war ein Mann der Praxis. Und da er von sich selbst sehr eingenommen war, glaubte er, daß er ein weitaus besserer Kommandant gewesen wäre als Weiter. Er hatte Freunde in der Reichsführung der SS, mit denen er sich vor seiner Abreise nach Dachau über Weiter unterhalten hatte.

Sie hatten den Verdacht geäußert, daß es in Dachau eine kommunistische Untergrundorganisation gäbe, aber Weiter hinter seinem Schreibtisch bestimmt nicht der geeignete Mann sei, dahinterzukommen und das aufzudecken. Sie rieten Campe, in Dachau die Augen offenzuhalten und den Kommunisten auf die Finger zu schauen. Solcherlei Ratschläge fanden Anklang in Campes Ohren, er war Feuer und Flamme.

In Dachau angekommen, hatte er sich sofort ans Werk gemacht. Er ließ über den Erkennungsdienst die Häftlingsfunktionäre überprüfen und stellte fest, daß sich alle maßgeblichen Funktionen tatsächlich in den Händen der Politischen mit dem roten Winkel befanden.

Campe triumphierte. Aber das genügte ihm nicht. Gerne hätte er den Politischen mehr nachgewiesen: Eine kommunistische Organisation, kommunisti-

sche Umtriebe, Sabotage. Campe setzte Spitzel ein. Die illegale Organisation war in höchster Gefahr, doch keiner ahnte es.

Ende März 1944 trafen sich die Mitglieder der deutschen Leitung zu einer Sitzung bei Nikolai in der TBC-Baracke. Diese Sitzung war wie immer sorgfältig vorbereitet worden. Die Kameraden sicherten die Lagerstraße zwischen der TBC- und der Versuchsbaracke sorgfältig ab. Und dennoch gelang es einem Spitzel, die versammelten sieben deutschen Leitungsmitglieder zu entdecken. Sechs von ihnen wurden am anderen Tag in den Bunker gebracht. Nur August, der während der Sitzung mit dem Rücken zum Fenster gesessen hatte und deshalb von dem Spitzel nicht erkannt worden war, entging der Tortur. Karl hatte an der Sitzung nicht teilnehmen können, er befand sich ja in Gmunden.

Natürlich kamen sie Karl sehr schnell auf die Spur. Um Mitternacht trieben sie ihn von seinem Block in den Bunker. Diesmal landete er in einem der gefürchteten Stehbunker, kaminähnlichen Schläuchen innerhalb der Arrestzelle mit einer Fläche von 60 cm auf 60 cm. Man konnte sich nicht rühren in diesen Schläuchen. Man konnte nicht sitzen, man konnte sich nicht drehen und wenden. Man bekam keine Möglichkeit, seine Notdurft zu verrichten. Man sackte mit der Zeit zusammen und konnte sich nicht mehr aufrichten. Die Glieder wurden steif, der ganze Körper schmerzte. Und wieder einmal wurde man von Hunger und Durst geplagt. Zwei Tage und zwei Nächte lang hing Karl in einem dieser Schläuche.

Draußen aber wütete Campe wie ein Berserker. Immer mehr deutsche und österreichische Häftlingsfunktionäre wurden in den Bunker geschleift. An Karls drittem Tag im Stehbunker brachte die SS die Kameraden aus dem Außenkommando Augsburg in den Bunker. Unter ihnen befand sich Beppi. Glücklicherweise landete Beppi in der Zelle, in der sich Karls Stehbunker befand, und die Kameraden fanden auch sehr schnell heraus, daß da einer im Schlauch hing. »Wer ist da drinnen?« fragten sie und aus dem Schlauch kam die Antwort: »Ich bin's, der Wagner Karl.« Beppi machte sich sofort am Riegel zu schaffen. Die anderen halfen ihm. Mit vereinten Kräften schoben sie schließlich den Riegel zurück. Karl fiel heraus, mehr tot als lebendig.

Sie konnten nicht lange zusammenbleiben in der Zelle. Noch am gleichen Tag trennte man sie. Man brachte sie vom Arrest in Einzelzellen.

Und wieder begannen sechs Wochen quälender Verhöre, auch Folterungen einzelner Kameraden. Eines Abends kam Campe mit Vernehmungsführer Bach in Walter Vielhauers Zelle: »Morgen früh um 6.00 Uhr wirst du gehenkt«, verkündete Campe und verschwand wieder. Der Morgen kam. Es ereignete sich nichts. Um die Mittagszeit brachte der Kalfaktor Walter die erlösende Nachricht: »Der Campe ist abgehauen. Ihr kommt noch nicht dran.«

Auch die anderen in ihren Einzelzellen erfuhren durch Klopfzeichen, daß Campe aus dem Lager verschwunden war. Alle atmeten auf, denn sie wußten, Campe der Scharfmacher, hatte die Hetzjagd gegen sie eingeleitet. Er war schuld an den Torturen und Qualen der vergangenen sechs Wochen.

Aber warum verschwand Campe aus dem Lager? Was war die Ursache dafür? Unter den ehemaligen Dachau-Häftlingen kursieren darüber viele Gerüchte. Der ehemalige Revierkapo Michel Rauch berichtete nach der Befreiung aus dem KZ-Lager seinem Kameraden Walter Vielhauer, was der SS-Mann Steiger vom Revier ihm über das Verschwinden Campes erzählt hatte: Schutzhaftlagerführer Campe ging von der Kommandantur zur Hauptwache. Auf dem Weg dorthin begegnete er einer Dame in Begleitung eines SS-Mannes. Als Campe vorbeiging, fragte er den SS-Mann: »Was hast du denn da für eine Hure?« Die Dame fragte sehr erregt, was der da gesagt habe. »Hure«, empörte sie sich. »Ihnen werde ich es geben!« Die Dame war die Frau eines SS-Sturmbannführers. Da war der Lagerkommandant gezwungen, Campe verschwinden zu lassen. Er wurde versetzt. Michel Rauch fügte diesem Bericht hinzu, daß der SS-Mann Steiger seinerzeit diese Schilderung des Hergangs von SS-Arzt Plöttner erfahren habe.

Im Bunker aber warteten die von Campe inhaftierten politischen Häftlinge bangen Herzens auf ihr weiteres Schicksal: Campe und sein Vernehmungsführer Bach hatten ihnen Sonderbehandlung angedroht, falls sie nicht reden würden. Sonderbehandlung bedeutete die schlimmsten Folterungen, die oft dazu geführt haben, daß Häftlinge Aussagen machten, um endlich vor den wahnsinnigen Schmerzen Ruhe zu bekommen. Aber Weiter hatte nach dem Verschwinden Campes diese Sonderbehandlung zum Glück nicht angeordnet.

Die Verhafteten wurden in eine Isolierbaracke im hinteren Teil des Lagers gebracht, die mit Häftlingen mit dem grünen Winkel als Blockpersonal besetzt wurde, und die SS-Lagerleitung berichtete an die SS-Reichsführung: »Im Lager Dachau ist eine ganze Gruppe von kommunistischen Funktionären, die trotz zehn- und elfjähriger Haft in Zuchthäusern und KZ-Lagern ihre alte Gesinnung nicht aufgegeben haben. Organisatorische Vorbereitungen für eine Revolte konnten zwar nicht festgestellt werden, doch ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß durch sie über die von ihnen besetzten Lagerfunktionen wie Arbeitseinsatz, Schreibstube, Kapos, Blockpersonal und Revierpersonal ein zersetzender Einfluß ausgeübt wird. Eine allgemeine Lockerung der Disziplin, das Fernbleiben von der Arbeitsstelle und die sich immer mehr häufenden Sabotageakte in der Rüstungsindustrie sind die Folgen. Ihr freundschaftliches Verhältnis den Ausländern gegenüber und der Zusammenhalt der politischen deutschen Häftlinge unter sich gibt zur Befürchtung Anlaß, daß die Ruhe und Ordnung im Lager nicht mehr gewährleistet ist.«

Himmler ordnete schließlich an, daß die Häftlinge in kleinen Gruppen in andere Lager aufgeteilt und dort liquidiert werden sollten. Er hatte es nicht gewagt, die langjährigen politischen Häftlingsfunktionäre, die bei ihren Kameraden großes Ansehen hatten, in Dachau hinzurichten. Das hätte Unruhe schaffen und die Arbeitsmoral in der Rüstungsindustrie gefährden können.

Die erste Gruppe mit Beppi Lauscher, Franz Freihaut und Theo Schönleber wurde nach Mauthausen gebracht. Andere Kameraden kamen nach Flossenbürg und Neuengamme.

Eine geglückte Rettungsaktion

Am 19. Juli 1944 waren Karl und Walter an der Reihe. Zusammen mit zwei weiteren deutschen, einem österreichischen und einem jugoslawischen Schicksalsgefährten wurden sie zum Transport mit einem für sie unbekanntem Ziel aufgerufen. Ihr Transportführer, ein älterer Reservist, der in den letzten Kriegsjahren zur Waffen-SS eingezogen worden war, war nicht sonderlich erbaut von seinem Auftrag und er ging mit der damals schon eingerissenen Leichtfertigkeit an den Transport der sieben Häftlinge.

Auf dem Hauptbahnhof in München steckte er sie in ein Abteil, drückte ihnen die Transportpapiere mitsamt den Akten in die Hände, verriegelte das Abteil und verschwand unter den aus München wegen der Luftangriffe zu evakuierenden Frauen und Kindern.

Die sieben befaßten sich auf der langen Fahrt in aller Ruhe neugierig mit den ihnen »zu treuen Händen« überlassenen Akten. Nun sahen sie es schwarz auf weiß: Ihr Ziel war Buchenwald und die Absicht der SS war, sie zu liquidieren. Die sieben wurden sich klar, was sie im KZ-Lager Buchenwald zu erwarten hatten. Sie machten Fluchtpläne, um sich dann selbst einzugestehen, daß diese sich kaum realisieren ließen. Am Ende blieb ihnen nur das Vertrauen auf ihre Buchenwalder Kumpels, von denen sie wußten, daß sie über eine ausgezeichnet funktionierende Häftlingsorganisation verfügten.

Umsteigen in Jena. In den Nachmittagsstunden des 20. Juli Ankunft im Lager Buchenwald. Ihr Transportführer war sichtlich froh, sie los zu sein. Sie aber harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Kurz vor dem Abendappell, die Arbeitskommandos rückten ein: »Los, zur Effektenkammer, alles andere morgen!« In der Effektenkammer bekamen sie die erste Tuchföhlung mit ihren Buchenwalder Kameraden, die die Brüllerei eines SS-Untersführers gelassen über sich hinwegrauschen ließen. »Kopf hoch, Jungens, wir sind schon auf euch vorbereitet«, flüsterte ihnen der Kapo zu, den Walter von Stuttgart her kannte. Wieso und über welche Kanäle man hier im KZ-Buchenwald über die Dachauer unterrichtet war, wußten sie nicht.

Da das KZ-Lager Dachau wenige Monate zuvor eine Typhus-Epidemie zu überstehen hatte, gelang es den Kameraden aus dem Buchenwalder Häftlingskrankenbau, die sieben vorerst einmal der SS zu entziehen: »Zunächst in Quarantäne, dann sehen wir weiter!« Also ab in einen abgesonderten Block, in dem sie in Ruhe über ihre Lage nachdenken konnten.

Vor ihrer Abfahrt aus Dachau hatte ihnen SS-Rapportführer Böttcher ihre eigenen Kleider abgenommen und sie in die miesesten Häftlingsklamotten ge-

steckt, die es in Dachau gab. Wie dankbar waren die sieben hier in der Quarantäne für ein Bad, für saubere Wäsche und Uniformteile, ganz abgesehen von den Schuhen, die sie erhielten. Aus der Häftlingsküche kam etwas zusätzliche Verpflegung, vom Häftlingsrevier Medikamente und von irgendwoher sogar ein paar Zigaretten – fürwahr eine herzliche Kameradschaft.

Und dann ging es nach Schema F: Häftlingsschreibstube, Häftlingskrankenbau, Arbeitsstatistik und dazwischen immer wieder Fragen, nicht nur nach Namen und Beruf, Alter und Krankheiten, Vorstrafen, warum in Schutzhaft, wer sie wirklich seien, ob sie sich in Dachau betätigt hätten. Fragen über Fragen und sie ahnten, daß sie von ihren Buchenwalder Kumpels auf Herz und Nieren überprüft wurden über Einzelheiten, die ihnen schon irgendwie auf dem Weg unterirdischer Kanäle über sie zugeflogen waren.

Die Buchenwalder Kameraden sicherten sich ab, denn letzten Endes waren die Dachauer ein Sicherheitsrisiko. Diese sollten keineswegs in Gefahr bringen, was sie in Buchenwald in zäher, systematischer, illegaler Kleinarbeit aufgebaut hatten. Gewiß war abzusehen, wie die faschistische Diktatur in ihre Endkrise schlitterte: Die Landung der Alliierten in der Normandie und Italien, die harten Schläge, die die Faschisten an der Ostfront von der Sowjetunion einstecken mußten, die spürbar werdende Unsicherheit in den eigenen Reihen der SS. Das konnte zu Leichtsinne in Häftlingskreisen führen, zu einer Außerachtlassung der Vorsicht. Deshalb war straffe, disziplinierte und zielstrebige Organisation erforderlich.

Trotz der herzlichen Anteilnahme und Solidarität, die sie erlebten, durften auch die Dachauer Vorsicht und Argwohn nicht fallen lassen.

Es kamen in den Abendstunden Landsleute, die den einen oder den anderen aus früheren Jahren kannten, doch so mancher hatte sich unter dem Druck der Faschisten geändert. In ihrem Übereifer hatten einige bereits versucht, den Dachauern in ihrem Arbeitskommando einen einigermaßen erträglichen Arbeitsplatz zu verschaffen. Dem SS-Scharführer ihres Arbeitskommandos, der ihnen vielleicht irgendwie verpflichtet war, hatten sie plausibel gemacht, die Dachauer als Facharbeiter bei der Arbeitsstatistik anzufordern.

Damit bestand die Gefahr, das zu durchkreuzen, was man an anderer Stelle in der Häftlingsorganisation für ihre Rettung geplant hatte.

Dort hatte man die Absicht, die Dachauer so lange in Quarantäne zu behalten, bis sie bei der SS in Vergessenheit geraten waren. Die illegale Organisation hatte die Absicht, sie dann in ein Außenkommando zu verschieben und sie dadurch der unmittelbaren Kontrolle der SS zu entziehen.

Früher als gedacht ergab sich die Chance unterzutauchen. Die Quarantäne ließ sich nicht länger verantworten und sie wurden auf die Blocks aufgeteilt.

Am anderen Morgen standen sie beim Frühappell auf dem Appellplatz, ihre Nummern wurden aufgerufen, sie wurden zur Arbeit eingeteilt. Wie in den Begleitpapieren von Dachau angeordnet, kamen sie in Arbeitskommandos mit schwerer körperlicher Arbeit und mit Kapos mit dem grünen Winkel. Aber diese verhielten sich erstaunlich anständig. Ja, sie waren sichtlich bestrebt, die Dachauer nach allen Seiten hin abzuschirmen. Es zeigte sich hier die Achtung vor der unsichtbaren, illegalen Häftlingsorganisation, die sich in fast allen Lagerbereichen den notwendigen Respekt zu schaffen verstanden hatte. Daß dies auf jahrelange Kämpfe bei gleichzeitiger Differenzierung durch den bewußten Teil der »Roten« zurückging, erfuhren die Dachauer erst viel später. Trotzdem fragten sie sich jeden Morgen, wie lange das wohl gut ging. Diese Angstperiode dauerte an bis zum 24. August 1944, dem Tag des großen Luftangriffs auf die im äußeren Lagerbereich gelegenen Gustloff-Werke, der 320 Tote, viele Verwundete und viele Verschüttete zur Folge hatte.

Als endlich die SS nach ihrer sinnlosen und verbrecherischen Abknallerei flüchtender Häftlinge den Einmarsch ins Lager freigab, stürzten die Davongekommenen und die noch Gehfähigen in wildem Durcheinander in das Lager. Es entstand ein unbeschreibliches Chaos.

Tagelang waren genaue Zahlenangaben über den Häftlingsbestand und damit geordnete Zählappelle nicht möglich. Die Toten mußten gefunden und ihre Nummern festgestellt werden.

Die Kameraden von der Häftlingsstatistik und von der Häftlingsschreibstube hatten eine riesige Arbeit zu bewältigen. Doch darüber vergaßen sie ihre Dachauer Schützlinge nicht. Da auch die Politische Abteilung ihren Teil bei dem Luftangriff abbekommen hatte, konnte ihr Verschwinden aus dem Blickfeld der SS vollendet werden. Mit Hilfe der Kameraden von der Arbeitsstatistik tauchten sie im inneren Lagerbereich unter. Sie bekamen Lagerfunktionen und konnten ihren Teil mit dazu beitragen, daß am 11. April 1945 die Überwältigung der SS ihnen allen die Freiheit brachte.

Die Befreiung

Am 11. April 1945 kam die Stunde der Befreiung. Seit dem 5. April hatte die SS sich bemüht, das gesamte Lager zu evakuieren. Die illegale Häftlingsorganisation, aus der sich schon im Jahr 1943 eine internationale Leitung gebildet hatte, gab die Losung heraus, die Evakuierung zu verzögern. Innerhalb dieser Organisation war nach Bildung des Internationalen Komitees eine besondere, international zusammengesetzte Militärorganisation aufgebaut worden, die über 850 Männer und Waffenverstecke verfügte. Ein Aufstand konnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht gewagt werden. Er hätte die sofortige Vernichtung der gesamten Lagerbelegschaft von ca. 50 000 Männern und Kindern gebracht. Die US-Armee war bei Erfurt ins Stocken geraten. Trotz des passiven Widerstandes der Häftlinge gelang es der SS mit brutaler Gewalt, etwa die Hälfte der Buchenwaldhäftlinge durchs Tor zu treiben. Doch als endlich am 11. April in der Frühe eine amerikanische Panzerpatrouille im Norden des Ettersberges gesichtet werden konnte, gab die militärische Leitung der Häftlingsorganisation den Befehl



Eine Gruppe schwäbischer Häftlinge nach der Befreiung in Buchenwald. Letzte Reihe, dritter von rechts: Karl Wagner

zum Angriff auf das Jourhaus und die Wachtürme. Die SS-Leute wurden in den Wald getrieben, die Gustloff-Werke besetzt, so daß nun weitere Waffen zur Verfügung standen. Um das Lager konnte ein Ring bewaffneter Häftlinge gezogen und die SS aus den Kasernen in den Wald abgedrängt werden.

Um 15.15 Uhr wurde auf dem Jourhaus eine weiße Fahne gehißt, als Zeichen für die näher kommende amerikanische Front, daß sich das Lager bereits in den Händen von Antifaschisten befand. Aber erst in der Nacht vom 12. zum 13. April 1945 wurde das Lager und der Raum um das Lager von den amerikanischen Truppen besetzt, das Häftlingslager selbst in der Frühe des 13. April. Nun konnte das Internationale Lagerkomitee an die noch im Lager verbliebenen 21 000 Häftlinge den Appell richten: »Die zerschlagenen Armeen der Nazis sind ostwärts des Ettersberges zurückgeflutet. Wir, die internationalen Antifaschisten von Buchenwald, haben an der Befreiung des Lagers mitgeholfen. Unsere militärische Macht sichert das Lager. Die Verbindung mit den alliierten Streitkräften ist aufgenommen. Steht fest zusammen, Kameraden aller Nationen! Seid bereit, der Kampf ist noch nicht zu Ende!« Noch am Nachmittag des 13. April gab der amerikanische Kommandant den Befehl, die Häftlinge zu entwaffnen. So schwer ihnen das wurde, sie befolgten den Befehl, denn das Ziel der internationalen Militärorganisation war erreicht: Das Lager vor seiner Liquidierung durch die SS zu schützen und zu befreien.

Der Schwur von Buchenwald

Ehe die Häftlinge Buchenwald endgültig den Rücken kehrten, um sich auf den mühsamen, beschwerlichen Heimweg zu begeben, versammelten sie sich am 19. April 1945 zum letzten Mal auf dem Appellplatz, um einen heiligen Schwur zu leisten:

»Wir führten in vielen Sprachen den gleichen, harten, erbarmungslosen, opferreichen Kampf, und dieser Kampf ist noch nicht zu Ende. Noch wehen Hitlerfahnen! Noch leben die Mörder unserer Kameraden! Noch laufen unsere sadistischen Peiniger frei herum! Wir schwören deshalb vor aller Welt auf diesem Appellplatz, an dieser Stätte des faschistischen Grauens: Wir stellen den Kampf erst ein, wenn auch der letzte Schuldige vor den Richtern der Völker steht! Die Vernichtung des Nazismus mit seinen Wurzeln ist unsere Losung, der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit ist unser Ziel. Das sind wir unseren gemordeten Kameraden, ihren Angehörigen schuldig.«

Nachwort

Am 13. Mai 1945 wurde Karl 36 Jahre alt. Just an seinem Geburtstag kehrte er mit seinen schwäbischen Kameraden nach Stuttgart zurück.

Er begab sich in die Wohnung der Eltern. Die war ausgebombt und stand leer. Ein Nachbar sagte ihm, daß die Eltern nach Wernau umgesiedelt waren. Dann ging Karl in die Wohnung von Maria. Auch die war leer. Maria und ihre Tochter waren noch nicht aus dem Gefängnis zurückgekommen. Karl übernachtete bei einem seiner Buchenwalder Kameraden, um sich am anderen Tag nach Wernau aufzumachen und die Eltern zu suchen. Auf dem Wernauer Rathaus sagte man ihm, daß die Mutter vor zehn Tagen verstorben war. Sie hatte Krebs. Karl fragte nach dem Vater. Ja, der Vater wohnte hier. Man gab Karl die Adresse.

Nun stand er unschlüssig und unsicher auf der Straße. Sollte er zuerst zur Mutter oder zum Vater gehen? Unbewußt schlug Karl den Weg zum Friedhof ein. Der Friedhofsgärtner führte ihn an das frische Grab. Fassungslos stand Karl vor dem aufgeschütteten Erdhügel und Tränen rannen über sein Gesicht, eine Flut salziger, bitterer Tränen.

Auch der Vater weinte, als er den Sohn endlich in seine Arme schließen konnte. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie sie auf dich gewartet hat, Bub!« Lange hielt es Karl in Wernau nicht aus. Er kehrte nach Stuttgart zurück, in eine Stadt der Trümmer und Ruinen, in eine Stadt des Hungers und des Elends.

Auf den Straßen wälzten sich obdachlose Menschenmassen. An den Fassaden der Ruinen waren Hunderte Zettel angebracht. Kinder suchten ihre Eltern und Eltern ihre Kinder. Frauen suchten ihre Männer und Männer ihre Frauen. Freunde suchten Freunde, der Vater den Sohn, der Großvater den Enkel, die Schwester den Bruder.

Die Menschen hausten in Kellerlöchern. Es gab nichts zu essen. Es gab keinen Strom. Es gab keine Betten, nicht einmal Strohsäcke waren da, auf denen man sich hätte ausstrecken können.

Karl ging wieder zu seinem Buchenwalder Kameraden. Er hatte Magenbeschwerden, ihm war übel, er war müde, aber er hatte keine Zeit, sich auszuruhen. Die Trümmer mußten beseitigt, die Stadt und ihre Betriebe wieder aufgebaut werden. Man mußte des Hungers Herr werden und der Obdachlosigkeit. Die Verantwortlichen an diesem Elend waren wie vom Erdboden verschwunden, die hatten sich verkrochen oder abgesetzt.

Nach und nach trafen alle, die überlebt hatten, in Stuttgart ein: Die Dachauer, die aus Welzheim, Sachsenhausen, Neuengamme, Flossenbürg, Ravensbrück

und aus allen anderen KZ-Lagern, Zuchthäusern und Gefängnissen. Sie blickten sich in die Augen, sie reichten sich die Hände, sie umarmten sich. Sie feierten eine Nacht lang. Dann krepelten sie die Ärmel hoch, um den Karren aus dem Dreck zu ziehen.

Sie schonten ihre Kräfte nicht, denn die Kinder brauchten Milch und Brot, die Frauen einen Herd, die Männer Arbeit. Und alle brauchten Frieden.

Dokumente

Auszug aus dem Buch von Dr. J. Mader: »Sepp Plieseis – Partisan der Berge«, Globus Verlag Wien, S. 161-165:

Verzweiflung, Grauen, Seuchen, Mißhandlung, Tod in tausenderlei Gestalt – das war Dachau, und viele wären vom Wahnsinn gepackt worden, wenn sich nicht Leidensgefährten gefunden hätten, die jeden Verzagenden wieder aufrichteten und ihm neuen Mut gaben. Die Arbeitskolonne am Krematoriumsbau hatte als Kapo einen solchen Mann, der wirklich Tausende mit neuer Hoffnung erfüllt hat: Karl Wagner, einen Kommunisten, der schon seit dem Jahr 1933 im KZ-Lager saß. Er war gleichzeitig Lagerkapo, und er setzte sich, ohne an sein Leben zu denken, immer für die Häftlinge ein. Die Himmlerschergen standen fassungslos vor der Unbestechlichkeit und dem Gerechtigkeitssinn dieses Arbeiters. Man drängte Karl Wagner, er möchte den Bau des Krematoriums so rasch wie möglich vorantreiben. Er nickte bedachtsam mit dem Kopf und sagte: »Wenn ich genügend Material bekomme.« Und zu den politischen Gefangenen unter der Arbeitskolonne meinte er: »Die Gaskammer, durch die wir vielleicht alle noch marschieren sollen, darf nicht fertig werden, Genossen. Langsam arbeiten? Nein, Sabotage, wo ihr nur könnt. Zement kann hart werden, Kalk kann feucht gelagert sein, Sand verschmutzt, Schalbretter können zerbrechen, Handwerkszeug kann verschwinden – also, in sechs Wochen muß der Schornstein schon rauchen!« Nach sechs Monaten war das Krematorium immer noch nicht fertig. Man verlangte von Karl Wagner bessere Arbeitsleistungen. Er wies auf den schlechten Kräftezustand der Gefangenen hin und erreichte besondere Lebensmittelzulagen. Aber mehr geschafft wurde dann auch nicht. Der Beton band falsch, die Fundamente erwiesen sich als zu schwach, der Mörtel im Mauerwerk zerkrümelte, so daß ganze Bauteile abgerissen und neu aufgeführt werden mußten. Die gesamte Arbeitskolonne wurde von der Lagerkommandantur der direkten Sabotage bezichtigt. Karl Wagner wies diese Anschuldigungen energisch zurück, und als man von ihm die Meldung aller Drückeberger und Arbeitsunwilligen forderte, ließ er sich lieber selber auf den Bock schnallen und ertrug für seine Leidensgefährten die fünfzig Doppelschläge mit dem Ochsenziemer. Er opferte sich selbst, der Maurerpolier Karl Wagner, aber für ihn und für die große illegale Lagerorganisation gingen auch alle Politischen durchs Feuer. Korruptierte Spitzel, die die SS auf Wagner und seine Getreuen hetzte, verrieten sogar ihre Auftraggeber und stellten sich ihm zur Verfügung. Karl Wagners Urteil galt als unrevidierbar. Selbst die SS-Lagerleitung beriet sich

manchmal mit ihm als Lagervertrauensmann, und sein Einfluß stand hinter jeder Milderung, die offiziell angeordnet wurde. Freilich konnte er nicht überall sein, und außerdem kümmerten sich die wenigsten SS-Wächter um das, was von oben her angeordnet wurde. Wenn sich aber Wagner bei puren Roheitsakten dazwischenwarf, dann ließ auch der hartgesottenste SS-Schläger wutschnaubend von seinem Opfer ab, weil er es nicht wagte, gegen den Lagerkapo anzugehen.

Auszug aus einem Artikel in der österreichischen »Volksstimme«, Wien, vom 13. 8. 1958:

Der Kapo Karl Wagner aus Stuttgart

Wir erfuhren, daß der zweite Schutzhaftlagerführer, SS-Obersturmführer Jarolin, sich schon mehrmals junge Russen geholt hatte, um an ihnen Gasexperimente durchzuführen. Sie wurden in einen abgeschlossenen Raum gebracht, und oben, durch eine Lücke, wurde eine bestimmte Gasmenge eingeblasen. Etwas später wurde der Auftrag zum Bau der Gaskammer gegeben. Karl Wagner, ein hochqualifizierter Facharbeiter, der die schwierigen Bauten in Dachau leitete, wurde beauftragt, diesen Bau durchzuführen. Die Gaskammern kamen nicht mehr zustande. Das Hauptverdienst daran hatte der Kommunist Karl Wagner, der geschickt sabotierte und trotz Drohungen, er käme in den Bunker und werde erschossen, es zustande brachte, daß immer irgendetwas fehlte, so daß diese neue Gaskammer des Dritten Reiches nicht fertig wurde.

Fritz Lauscher

Auszug aus dem Buch von Dr. Johann Neuhäusler, Weihbischof von München: »Wie war das im KZ Dachau?« Herausgegeben vom Kuratorium für Sühnenmal KZ Dachau, S. 19:

Wie neben dem Lagerführer ein Lagerältester, so stand dem Blockführer ein Blockältester zur Seite, der seinerseits wieder vier Stubenälteste unter sich hatte. Durch die Lager- und Blockältesten gingen sowohl die Befehle allgemeinen Charakters bezüglich der Ordnung sowie auch die Rundschreiben des Lagerführers weiter. Viele von ihnen waren leider Verbrecher im wahrsten Sinne des Wortes. Doch gab es auch unter ihnen Männer, die sich ganz und gar solida-

risch mit den Häftlingen fühlten und in jeder Weise für ihre Interessen eintraten, z. B. Scherer und ganz besonders Karl Wagner. Für Letzteren ist folgendes bezeichnend: Als er 1944 Lagerältester im Außenlager Allach war, wollte ihn der Lagerführer Jarolin vor allen Häftlingen zwingen, an einem Mitgefangenen die Prügelstrafe zu vollziehen. Wagner weigerte sich, nahm seine Binde als Lagerältester vom Arm und legte sie auf den Bock, auf dem er den Mitgefangenen züchtigen sollte. Daraufhin wurde er sofort als Lagerältester abgesetzt, kam drei Monate in den Bunker und anschließend wieder ins Lager Dachau.

Auszug aus dem Buch von Julius Schätzle: »Wir klagen an«, Kulturaufbau-Verlag, Stuttgart 1946, S. 20:

Ein Beispiel dieser Art: Der Bauarbeiterkapo Karl Wagner aus Stuttgart-Feuerbach wurde einmal zu 25 Stockhieben verurteilt, weil er eine Meldung eines SS-Kommandoführers gegen einen polnischen Geistlichen nicht weitergegeben und diesen so vor Strafe geschützt hatte. Ein andermal bekam er in Allach von dem Untersturmführer Jarolin den Befehl, einen Häftling zu prügeln. Seine Weigerung brachte ihm aufs Neue 25 Stockhiebe und anschließend sechs Wochen Arrest ein. Im Mai 1944 wurde er mit anderen kommunistischen Häftlingen in ein Komplott verwickelt und wegen Begünstigung von Ausländern nach Buchenwald strafversetzt.

Auszüge aus dem Buch von Teodor Musiol: »Dachau 1933-1945«, Verlag Wydanie drugie poprawione uzupelnione, S. 75, 143 und 148:

Dagegen hat sich der Kapo Karl Wagner im Nebenlager Allach würdig verhalten. Er lehnte das Schlagen eines Häftlings ab, obwohl Jarolin ihm mit Erschießung drohte. Das endete jedoch nur damit, daß ihm die Kapo-Binde abgenommen wurde, er 25 Stockhiebe bekam und im Bunker eingesperrt und danach nach Dachau überführt wurde.

Eine sadistische Neigung im Quälen der Häftlinge in der Kiesgrube zeigte auch der Kapo Hutterer. Viel Gutes taten jedoch für sie (die Häftlinge) Hecht, der zu jener Zeit Schreiber des Kommandanten war, der Kapo Karl Wagner sowie der Blockmann von Block 17, Oskar Bauer, Kommunisten und Häftlinge seit 1933.

Neben Kaufering war Allach das größte Nebenlager von Dachau. Es wurde im Frühjahr 1943 in einem Vorort von München, in Allach-Moosach, angelegt.

Lagerführer war Untersturmführer Jarolin, sein Vertreter war Eberle (genannt der hinkende Teufel). Ihre Helfer waren grausame Häftlingsfunktionäre: Christof Knoll, Willi Ness, Hans Rohr und Karl Hoch. Anfänglich hat die Dachauer Kommandantur Häftlinge nach Allach strafverlegt. Auf diese Weise fanden sich hier neben den niederträchtigsten Funktionsträgern eine ansehnliche Zahl ehrlicher Leute wie Karl Wagner, Ferdinand Westerbarkey, Gustav Banman, Karl Hauff, Karl Lorenz, Robert Meisinger, Josef Bester (Deutsche), Stefan Lasch, Jan Novak, Tadeus Kubik, Michael Kulik, Stanislaw Michailowski, Juliusz Sroka, Eustachy Tritt, Bronislaw Pawlega, Jan Namyslak (Polen), Ernst Kox, Luis Kayser (Luxemburger), Josef Neumann, Ferdynand Babka (Tschechen).

Auszug aus dem Buch von Paul Berben: »Dachau 1933-1945«, hrsg. vom Comité International de Dachau, 1968, S. 171:

Die Sabotage war eine der frühesten Formen des Widerstandes im Lager. Ein wichtiges Beispiel trat zu der Zeit des Baus des Krematoriums, von der SS »Baracke X« genannt, auf. Das Kommando, das für die Arbeit verantwortlich war, wurde von den heimlichen politischen Führern aufgefordert, sie von dem Augenblick an, da das erste Rasenstück ausgehoben wurde, zu sabotieren. Sie mußte den Einsatz von Facharbeitern verhindern, die Lieferung von Materialien verzögern und die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Baukommando und der SS-Lagerleitung ausnützen. Dem Kommando der Gefangenen, deren Kapo Karl Wagner aus Stuttgart war, gelang es, die Arbeit zu verzögern, so daß der Abschlußtermin, der auf drei Monate angesetzt war, nicht eingehalten wurde.

Auszug aus einem Artikel in der österreichischen Zeitung »Der Widerstandskämpfer«, 1958:

Die illegale Organisation

Vor 15 Jahren war es, Anfang Dezember 1942, daß in Dachau die »Brüderschaft der Todgeweihten« gegründet wurde, die illegale Organisation sowjetischer Soldaten. Da war der kleine dunkelhaarige Grenzsoldat Semjon Miller, der wie ein Zigeuner aussah und im Lager »Maljarow« hieß, der hochgewachsene Seemann aus Sebastopol, den sie nur »Matrose« riefen (er fiel in den Tagen der Befreiung des Lagers) und andere tapfere Menschen, die zunächst die Verbindung mit österreichischen und deutschen Häftlingen herstellten. Die tatkräfti-

ge Widerstandsgruppe überzeugte die Häftlinge davon, daß Hitlers Niederlage unvermeidlich sei, und weckte ihren Willen zum Widerstand. Als etwa hundert Sowjetoffiziere im Lager eintrafen, unter denen sich der Kommissar Illarion Andrejewitsch Panow, ein erfahrener Organisator, befand, erfuhr die »Brüderschaft der Todgeweihten« eine weitere Verstärkung. In den Baracken und in den Kommandos, in den Außenlagern dieser »Todesfabrik« wurden die Kettenglieder des Widerstandes geschmiedet. Wenn es vorkam, daß eines dieser Glieder brach, daß drei Kämpfer entdeckt wurden, so war die Organisation doch niemals in Gefahr. Der Österreicher Josef Lauscher, der Tscheche Subko [Zupka], der Jugoslawe Juranic, der Deutsche Karl Wagner und der Russe Panow gründeten die antifaschistische Einheitsfront der Häftlinge.

Frage an die Autorin

Frage:

Hilde, Du hast in deinem Buch viele Namen genannt. Andere dagegen hast du nur mit ihren Initialen versehen. Warum?

Hilde Wagner:

Ich nannte die Namen hervorragender, mutiger Kameraden, die Großes geleistet haben und die man unbedingt in einem Nachruf würdigen mußte. Natürlich gab es außer den von mir Genannten zahlreiche solche hervorragende Persönlichkeiten in allen KZ-Lagern. Nicht allein Karl und die, mit denen er unmittelbar zu tun hatte, haben Vorbildliches geleistet in der Solidarität und Hilfe für ihre Kameraden, sondern viele andere auch.

Zum Zweiten nannte ich die Namen von SS-Verbrechern und ihren Handlangern, deren verbrecherische Handlungen nach 1945 in Dokumenten, Büchern, Artikeln und Zeugenaussagen bei Prozessen offengelegt wurden.

Bei den Namen, die ich lediglich mit Initialen gekennzeichnet habe, handelt es sich um zwei Kategorien von Häftlingen:

1. Kameraden, die bei Folterungen durch die SS Namen preisgaben, die später aber ihre Aussagen widerrufen haben. Karl hat diese Kameraden geschätzt und immer verteidigt. Er war der Meinung, daß es weitaus schwieriger war, eine einmal gemachte Aussage wieder zurückzunehmen, als von vorneherein keine Aussagen zu machen.

Ich habe Initialen verwendet, weil es mir nicht zusteht, mit der Veröffentlichung der vollen Namen eventuell das Ansehen dieser Kameraden zu schmälern.

2. Häftlinge, die schlechte Handlungen im Interesse der SS begangen haben, wie es Karl im eigenen Kampf erlebt hat.

Leider bin ich bei den mit Initialen Benannten nicht im Besitz von Beweismaterial oder Zeugenaussagen Dritter. Ich habe mich in meiner Darstellung der Handlungsweisen sowohl der SS als auch der Häftlinge streng an das gehalten, was Karl erlebte und wofür er bürgte.

Personenverzeichnis

B

Bach, Willy (SS) 124, 125, 181
Baidinger, Eugen 43
Bauer, Oskar 194
Benz 73, 84, 126
Berben, Paul 195
Bernsdorf, Walter 43
Biktasev, V. 157
Bohn, Willi 55, 56, 64
Buchmann, Albert 64

C

Campe, Hermann (SS) 180, 181
Claikens, Josef 143

D

Do, Emil 43
Domagala, Jan 141

E

Egger, Georg 163
Eicke, Theodor (SS) 91

F

Föller .99
Frei 99
Freihaut, Franz 117, 126, 158, 183
Fromüller, Walter 43

G

Galbaby. 118, 120
Golowkin, Serjoshia 145
Gremmelsbacher, Theo 42

H

Hentschel, Rudolf Albert 147, 148
Herr, Ludwig 168, 171
Hey, August 119, 127, 157
Hofer, Otto 120
Hofmann, Franz (SS) 138, 149
Hutterer. 118, 121, 122, 194

J

Jarolin, Josef (SS) 131, 167, 194
Juranic, Oskar 158, 196

K

Kempf, Luise 164
Kern 99
Knoll, Christof 118, 123, 128,
130, 195
Kohler, Luise 24, 42
Kopriva, Ladislav 143, 158
Kowalski. 137
Krauß, Jakob 27, 30, 33, 35, 48
Kupfer-Koberwitz, Edgar 120, 123
Kuprian, Alois 163

L

Lauscher, Fritz 119, 126, 142,
153, 158, 193
Lauscher, Josef 119, 126, 158,
181, 183, 196
Lechner, Willi 21, 24, 42, 43, 49, 50
Link, Georg 103

M

Mader, Julius 192
Mäule 47, 61
Miller, Semjon 145
Mörtel, Sepp 106
Müller, Gertrud 43
Musiol, Teodor 194

N

Neuhäusler, Johann 193

O

Ockenfuß, Karl 82

Olah, Franz 132

P

Panow, I. A. 158, 196

Piorkowski, Alexander (SS) 150, 152, 153, 168

Planck (SS) 96, 97, 100, 110, 111, 118

Plieseis, Sepp 143, 192

Plötner, Kurt (SS) 182

Pohl, Oswald (SS) 109, 117, 160, 167

R

Rascher, Sigmund (SS) 134

Rauch, Michael 133, 137, 138, 175, 176, 182

Rauschenberger 62, 64, 69, 70

Rieke, Kuno 130

S

Schätzle, Julius 194

Scherer, Georg 130, 194

Schneider, Lydia 42, 48

Schneider, Maria 24, 29, 35, 39, 50, 65, 66, 190

Schnell, Max 117, 118

Schönleber, Theo 183

Schramm, Eugen 35, 43

Schumacher, Kurt 131, 132

Sickfeld, Richard 20, 26, 35, 178, 179

Soswinski, Ludwig 117, 126, 141

Stegmaier, Franz 64

Steiger (SS) 182

Stöhr, Heinrich 130

Stümpfle, Adolf 43

T

Thunig, Heinrich 24, 27, 35, 43, 47, 53

V

Vielhauer, Walter 9, 113, 126, 157, 181

Vogelsberger (SS) 93, 95, 102, 111, 117

Völker, Waldemar 42

W

Wagner, Fritz 15, 18, 19

Wagner, Karl 143, 158, 192, 193, 195, 196

Weber, Eugen 27, 35

Weiß, Martin Gottfried (SS) 168, 173, 174, 180

Weiter, Eduard (SS) 180

Wicklein, Ernst (SS) 162

Wielandt, Emil 35

Z

Zachariadis, Nikolaos 158

Zill, Egon (SS) 119, 123, 133, 147

Zupka, Franz 158, 196

In den KZ-Lagern des Hitlerfaschismus hatte der Tod viele Gesichter. Die SS tötete variantenreich. Häftlinge wurden »abgespritzt«, erhängt, erschlagen, erschossen, vergast, totgeprügelt, bei Versuchen getötet.

Später wurden sie von der SS über den Umweg Hunger, Qualen, Folter und brutale Ausbeutung in den Klinkerwerken, Steinbrüchen und in der Rüstungsindustrie zu Tode gebracht.

Zynisch und menschenverachtend nannten ihre Schinder die heruntergekommenen, zum Skelett abgemagerten Häftlinge »Kretiner« oder »Muselmänner«.

Der Maurerkapo Karl Wagner nahm sich in seinem Kampf besonders dieser Ärmsten der Armen an. Viele Häftlinge sahen in ihm ihren Beschützer, die SS dagegen nannte ihn spöttisch den »Kapo der Kretiner«.

Dieses Buch ist dem Leben und Kampf Karl Wagners und seiner Kameraden der illegalen Widerstandsorganisation im KZ-Lager Dachau gewidmet, die mutig, klug und unerschrocken den Kampf gegen das barbarische KZ-Lager-System aufgenommen haben.